Paed. Th. 1772

Versuch
über
den Unterricht der Blinden
oder
entwikkelnde Darstellung
des
beim Blindenunterricht angewandten Verfahrens,

aus dem Französischen übersetzt

durch

Johann Knie

Blindenlehrer zu Breslau.

Mun. d. Inneren

Breslau 1820

im Verlag des Verfassers und in Commission bei
Wilibald August Holäufer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

16 B5 dir

Möge diese erste Frucht meiner wissenschaftlichen Ausbildung, die ich dem Mitwirken und der Leitung so vieler hohen und edeln Gönner allein zu danken habe, Ihnen, meinen sämmtlichen theuern Wohlthätern, zugleich ein, wenn auch geringer Beweis sein, daß der durch Rath und That an mir bewiesene Edelmuth wenigstens nicht ganz seinen Zwekk verfehlt habe.

Der Uebersetzer.

Möge diese erste Frucht meiner wissenschaftlichen Ausbildung, die ich dem Mitwirken und der Leitung so vieler hohen und edeln Gönner allein zu danken habe, Ihnen, meinen sämmtlichen theuern Wohlthätern, zugleich ein, wenn [illegible]

Vorrede.

Bei einer Zahl von 6000 bis 7000 neu erscheinenden Büchern, die uns alljährlich in den Verzeichnissen der Leipziger Büchermesse und den Beurtheilungsschriften neuer Werke genannt werden, und von denen mehr als drei Viertel entweder das schon längst Gesagte und zwar oft nicht einmal auf eine neue Art wiederholen, oder auch gar nur den Beweis geben, daß ihre Verfasser doch ebenfalls mit der Feder schreiben können und sich dadurch den Namen eines Schriftstellers zu erwerben meinen; wird allerdings viel Gediegenheit und Schönheit des Gehalts und der Form eines neu erscheinenden Werkes erfordert, wenn dasselbe in dem Ozean der Schriftwelt, als ein geistigerer Tropfen einigermaßen mit oben auf schwimmen und so seinem Verfasser Erz und Ehre bringen soll.

Noch größer, als bei sogenannten Originalwerken, bei denen oft der gute Gehalt die minder schöne Form entschuldigt, ist die Gefahr einer Uebersetzung. Hier müssen Innhalt und Sprache sich im gleichen Grade der Beurtheilung denkender Leser unterwerfen, weil

weil der Uebersetzer nicht blos die Schuld der schlechten Wahl des Innhaltes, sondern auch des schlechten Ausdrukkes tragen muß.

Erwägt man endlich noch die, wegen der unermeßlichen Menge des Lesestoffs entstandene gerechte Scheu solcher Leser, die, um sich nicht leiblich und geistig blind zu machen, alle Schriften, deren Lesung ihr Beruf nicht unmittelbar erfordert, gern wenigstens so lange unberührt lassen, bis sie das Urtheil eines Sachverständigen als eine auch für sie genießbare Geistesspeise empfohlen hat, so muß allerdings ein Neuling in der Schriftwelt entweder bedeutend viel Eitelkeit, oder, wenn sein Charakter dieser nicht fähig ist, doch eben so viel Muth haben, um wenn auch nur in der Rolle eines Uebersetzers den ersten Schritt in diese Welt zu thun, und zu glauben, daß seine Waare abgängiger, als manche andre sein werde; kommt nun gar noch, wie im gegenwärtigen Falle, der unerhörte Umstand hinzu, daß schon in der Ankündigung des Werkes gesagt wird, der Uebersetzer sei ein Blinder, also einer, der das Original nicht selber lesen kann, sondern nur vorlesen hören muß, was Wunder da, wenn die Zahl der Pathen dieses neuen Kindleins so gering ausfällt, wie dies aus dem beigefügten Verzeichniß der Vorausbezahler zu ersehen ist, so, daß nur die besondere Gnade Eines hohen Ministeri mich in den Stand gesetzt hat, mein Unternehmen wirklich auszuführen. Warum ich diese Arbeit aber unternommen, und wie mir die Ausführung derselben, als einem Blinden, ohne Beihülfe eines Sachverständigern als ich selbst, möglich gewesen, darüber glaube

ich meinen Lesern noch einige Worte sagen zu dürfen, ja sagen zu müssen, und zugleich durch die Beantwortung dieser Fragen, sie auf den Inhalt des Grundtextes vorzubereiten.

Selbst blind, und wie man aus der Skizze meines Lebens im Anhange näher ersehen wird, durch meine Erziehung an wissenschaftliche Thätigkeit gewöhnt, ja sogar entschlossen, Lehrer andrer Blinden sein zu wollen und eben im Antritt dieses meines Berufs begriffen, war es keinesweges jene von mir schon oben gerügte Eitelkeit, Schriftsteller heißen zu wollen, die mich, der ich Stoff und Gelegenheit genug zu Thätigkeit habe, zur Unternehmung dieser Arbeit bewogen hat: nein! mein Beruf erforderte es, mich mit allem dem bekannt zu machen, was über oder für Blinde bis jetzt geschrieben worden ist, und da fand ich denn, daß unter den Schriften, die insbesondere den Blindenunterricht betreffen, die kleinern meist zu wenig deutlich waren, um den mit der Sache noch völlig unbekannten Leser hinlänglich mit dem neuen Gegenstande, der doch gewiß in jedem fühlenden Herzen einige Theilnahme, ja auch wohl in der Seele eines Sehenden einige Neugier erwekkt, gründlich bekannt zu machen; das einzige größere Werk hingegen, welches mir bekannt ist, nämlich das Lehrbuch des Herrn Direktor Klein, umfaßt zwar das Ganze seines Gegenstandes mit hinlänglicher Genauigkeit, eignet sich aber doch nur für den Blindenlehrer, als eine achtungswerthe Anleitung zu dem, was und wie er es lehren soll, und ist grade durch die Genauigkeit und Sorgfalt, mit der es seinen Gegenstand behandelt, gewiß weniger geeig-

net,

net, solche Leser, die eine mehr erzählende, als im Lehrton geschriebene Darstellung der Sache wünschen, mit der sie also nicht auf dem trokknen Wege des Studiums, sondern vielmehr auf dem angenehmern der sogenannten heitern Lektüre, bekannt werden wollen, zu befriedigen und zu fesseln. Da ich nun bei dem Durchlesen dieses Werkes fand, daß durch die Darstellungsart des Ganzen, grade dieser Zwekk hier erreicht, überdies auch manches treffliche Neue hier, wenn auch nur berührt und also eine Anregung für solche, die es benutzen wollen und müssen, gegeben sei, so glaubte ich durch eine Uebersetzung dieses Werkes, erstens, jenen Lesern einen Gefallen zu thun, die auf eine unterhaltende Art belehrt sein wollen und deren Zahl in der Lesewelt die größte ist, weil sie die sogenannten Nichtgelehrten sind, und deren Wichtigkeit wohl gar sehr beachtet werden muß, wo es auf die Begründung einer Blindenanstalt durch öffentliche Wohlthaten und Beiträge, mithin auch auf die Kenntniß der milden Geber von der Sache, von welcher Kenntniß denn auch wiederum ihre Zuneigung für dieselbe abhängt, ankommt, und was die letztberührte Rükksicht anbelangt, auch mittelbar der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt, die eben auf jenem Wege des öffentlichen Wohlwollens begründet wird, einige Freunde mehr zu gewinnen; zweitens schien mir dies auch der beste Weg, einige eigene Meinungen über Blinde und Blinden-Unterricht, in der bescheidenen Form einer Anmerkung des Uebersetzers hier öffentlich auszusprechen, denn ich meine, das ausgesprochene Wort, der einmalhingeworfene Gedanke findet doch irgend einmal

Eingang und Anwendung, oder, wenn eine Unrichtigkeit in ihm lag, seine gründliche und also auch mittelbar die Wahrheit fördernde Berichtigung. Nun werden freilich Leser und Beurtheiler hier und da mir den Vorwurf machen, ich, in meinen Anmerkungen, sei oft zu sehr von meinem ausgesprochenen Zwekke ab und in die genauen Einzelheiten der Belehrung eingegangen; darauf kann ich denn freilich nur erwiedern: ich wollte da, wo es mir möglich und thunlich schien, auch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und dann lassen sich ja Anmerkungen leicht überschlagen.

So viel über das Warum. Wie ich es nun als Blinder angefangen, dieses Unternehmen auszuführen, dies veranlaßt mich, ehe ich noch von der einfachen Art, wie dies geschehen ist, spreche, noch einige Worte und eigene Ansichten über die, den geistigen Zustand des Blinden bedingende zwiefache Beschaffenheit des Blindseins überhaupt vorauszuschikken. Man muß den Blindgewordenen und den Blindgeborenen, oder so früh Erblindeten, daß wohl schwerlich eine Rükkerinnerung an Licht und Farbe und den Zustand des Sehens überhaupt noch in seiner Seele vorhanden ist, wohl unterscheiden *).

Der

---

*) Anm. Herr D. Guillie' hat in seinem Werke, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, in seinen Urtheilen über Blinde aus dem natürlichen Grunde, weil in seiner Kinder-Erziehungs-Anstalt meist sehr früh Erblindete, oder auch ganz Blindgeborne sich befinden, diesen Unterschied nicht, oder nur sehr selten beachtet, vielleicht aber auch aus ebendemselben Grunde nicht beachten wollen, wenigstens muß ich meine Leser hierauf aufmerksam machen.

Den Zustand des Blindgebornen nun, möchte ich einstweilen den, des absoluten Mangels der Licht- und Farbenanschauung oder des absoluten Seins in der Finsterniß nennen. Ihm gegenüber muß demnach ein Zustand der absoluten Licht- und Farbenanschauung, ohne alle Erfahrungsvorstellung von Finsterniß gedacht werden. Daß dieses nicht der Zustand des Sehenden oder Blindgewordenen sein kann, ist wohl klar, denn der sehende Mensch, gebunden an das Leben seines Erdplaneten vollzieht ja, auch wenn er sich nicht von der Stelle bewegt, mit der Scholle auf der er lebt, den Kreistanz um die Axe der Mutter Erde herum und ist so dem Wechsel des Lichts und der Finsterniß unterworfen. Sollte es daher Geschöpfe geben, die einer solchen, von mir berührten Lichtanschauung, ohne die Vorstellung von Schatten und Finsterniß zu haben, dennoch genössen, so glaube ich, man verzeihe mir die Hypothese, denn nichts anders soll das Nachfolgende sein, es können dies nur Bewohner der Sonne sein, die, getaucht in das Meer des, seit Jahrtausenden unverloschenen Lichts, in das ewige Weiß, eben so schwer den Gegensatz **Finsterniß** und **Schatten** wahrhaft begreifen können, wie der Blindgeborne in seiner ewigen Nacht, in seiner undurchdringlichen Finsterniß die richtige Vorstellung von **Tag** und **Licht** in seiner Seele zu fassen vermag. Inmitten zwischen Beiden steht der Sehende. Dieser ist jedoch weit mehr geeignet den Zustand des absoluten Seins im Lichte sich zu denken, als den des Blindgebornen in absoluter Finsterniß; denn, er verschläft nicht blos den größten Theil der dunkeln Nächte, sondern, wenn er auch in

ihnen wacht, so sucht er die, seiner an die Hülfe des Auges so sehr gewöhnten Thätigkeit, so hemmend entgegentretende Finsterniß durch künstliche Mittel zu zertheilen. Es müßte daher der Sehende, um sich wenigstens von dem Zustand eines Blindgewordenen und den Bedürfnissen desselben eine hinlänglich deutliche Vorstellung zu verschaffen (und ich möchte dies Mittel allen sehenden Blindenlehrern empfehlen) entweder für eine Zeitlang, etwa in der drükkenden Hitze des Sommers den Tag zu verschlafen suchen und die Nacht in einer, selbst gegen das Eindringen des Mond- und Sternenlichts verwahrten Wohnung und zwar ohne allen Gebrauch künstlichen Lichtes zur Verrichtung seiner Geschäfte und Befriedigung seiner Bedürfnisse anwenden. Hierdurch würde er in die Nothwendigkeit versetzt werden, reiflich über den Gebrauch seiner Glieder und die Anwendung anderer Werkzeuge bei Verrichtungen von Arbeiten, Befriedigung von Bedürfnissen nachzudenken, ja er würde nicht blos von den Schwierigkeiten oder den Vortheilen, die der Blinde hierbei hat, gleichsam a priori oder doch nur als Papagei des Blinden schwatzen, sondern er würde nun vielmehr nicht blos in leiblichen Verrichtungen selbst weit besser die Art, wie der Blinde sich benehmen müsse, um etwas zu Stande zu bringen, sondern auch den Zustand der innern Anschauung des Blinden bei Auffassung geistiger Gegenstände oder doch solcher körperlichen Dinge, die man ihm wegen Umfang, oder Entfernung, oder Zartheit der Theile nur durch Beschreibung kennen zu lehren im Stande ist, weit besser beurtheilen, und sich wenigstens den

Zustand

Zustand eines Blindgewordnen vollkommen richtig denken. Es ist wahr, und meine eigne Erfahrung hat mich belehrt, daß auch bei dem Blindgewordnen, der bei völliger Zerstöhrung seines Augenorgans durchaus kein Licht auf diesem Wege mehr einsaugen kann, dennoch eine Steigerung oder Grade der ihn umgebenden Finsterniß statt finden. Auch diese muß der Sehende nicht unbeachtet lassen, wenn er den Zustand eines Blindgewordnen vollständig kennen lernen will. So z. B. trat ich, noch sehend, im Februar 1804 an einem Abend, wo nur leises Sternenlicht durch die Nacht flimmerte, in der elften Stunde aus meinem Wohnhause auf den Marktplatz der Stadt Zittau; der Boden war gefroren, aber nicht mit Schnee bedekkt, kein Mensch ging vorüber; hier nun umgab mich das Schwarz der Nacht, durchflossen von einem zitternden, unnennbar leisen Silberlicht, welches mich, als Knaben, anfangs in Erstaunen setzte, denn ich sah nur auf die Erde hin, die mir als eine trübe Grundlage dieser Lichtwebe erschien; eine Person kam gegangen, die ich am Tage sehr gut kannte, jetzt aber erblikkte ich nur eine undurchdringliche Masse, deren Begrenzung und menschliche Form ich deswegen unterschied, weil ihre körperliche Undurchdringlichkeit jenem leisen Sternenlichtspiel eine eben so lichtlose Grundlage, wie der Erdgrund darbot; diesen Zustand, der doch keine absolute Finsterniß war, will ich Dunkelheit nennen. In ihr befindet sich der Blindgewordne häufig, und zumal, wenn das behagliche Gefühl einer vollkommnen Gesundheit den Leib, oder die hohe Empfindung der Freude die Seele durchströmen, auch

dann

dann umgiebt ihn eigne Klarheit, wenn er aus dem Schatten heraus, in die Strahlen der milden Sonne tritt, selbst der Wein, der ja, so sagt der Psalm, des Menschen Herz erfreut, hat auf den Blinden, wenigstens auch, mäßig zum Munde geführt, dieselbe Wirkung, und die späterhin von mir ausgesprochene Behauptung, daß nicht blos das Auge, sondern unfehlbar das ganze Nervensystem, einen gewissen Grad von Lichtempfänglichkeit habe, macht diese Erscheinung allein erklärlich, weil unter den berührten Umständen unstreitig auch eine höhere Spannung der Nerven und mehr Reizbarkeit gegen alles, was auf sie zu wirken im Stande ist, eintritt. Sei es mir vergönnt, noch durch ein vergleichendes Beispiel, jenes Helldunkel, in welchem der Blindgewordne sich zuweilen befindet, für Sie, meine sehenden Leser anschaulich zu machen. Wenn Jemand sich am Abend eines schönen Sommertages in einem, ihm noch ganz unbekannten Garten befindet, etwa eine Stunde nach dem Untergange der Sonne, wo noch der gleichsam von dem Saum ihres Gewandes zurükkfallende Purpurschimmer mit dem siegend einbrechenden Schatten der Nacht kämpft und tausend Blumen, Bäume und Kräuter, die, so zu sagen, geblendet vom Strahl der Flammenköniginn, am Tage ihr Haupt neigten, nun dasselbe erheben und gleichsam wie die Pracht ihrer Farben von Sekunde zu Sekunde mehr durch das Dunkel der Nacht verhüllt wird, eben so auch das eingesaugte Licht, vermischt mit dem Balsam ihres Duftes, allmählig von sich zu hauchen scheinen, wo nun vor dem Sehenden jeder Gegenstand fast in einen Flor gehüllt

zu sein scheint, und hier die ganze Fülle seiner innern Welt, mit erhöhter Spannkraft seiner Phantasie sich aufschließt, und die Bilder des Lichtes nur in desto größerer Klarheit vor ihn treten, weil Ruhe in seiner Seele und Schatten vor seinem Auge ist; wenn Jemand sich in diesen Zustand versetzt, so hat er abermals den eines Blindgewordenen, der mit heiterm Gemüthe sich unter denselben Bedingungen der äußern Lage, jedoch an einem ihm bekannten Orte, befindet; steht der Letztere still und ist ihm jeder Gegenstand seiner Umgebung bekannt, so steht das Bild, welches der Sehende neben ihm vor sich hat, gewiß ganz so vor seiner Seele; jeder Westhauch verräth ihm endlich auch, wenn er geht, die Nähe eines Gegenstandes, und so wie der Schatten durch die, für das Licht undurchdringliche Dichtheit eines Körpers dem Auge entsteht, so entsteht auch, durch den, wegen eines vorstehenden Körpers, bis auf gewisse Grenzen gehemmten Luftzug, eine Art Schatten von dem Gegenstande in der Seele des Blinden, der sich oft durch diesen Luftschatten, oder die Form des Bezirks, worin die Luftruhe statt findet, ein sehr deutliches Bild des Körpers schafft; auch er sieht so, zumal unter bekannten Gegenständen umherwandelnd, diese eben so an sich vorübergehen, wie es ein Sehender unter obigen Bedingungen wird. Auch er ist unwillkührlich genöthigt, wenn er auf einer andern Stelle stehen bleibt, sich die, hinter ihm gekommenen Gegenstände so gut, wie der Sehende wirklich hinter sich stehend zu denken, und er muß, wie dieser, vermöge der Einbildungskraft, sich an den vorigen Ort versetzen, wo

sie

sie vor ihm wären, oder sich doch wenigstens umdrehen, wenn er sie, vor sich stehend, denken will. Ja, ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich mir jeden, früher nicht gesehenen Gegenstand, den ich auch nicht durch Bildnisse, oder wenn es lebende Personen waren, durch nähern Umgang, fremde Gewächse und Gegenden durch genaueres Befühlen und Zurechtfinden in denselben, näher kennen lernen kann, allerdings nach der mir gemachten Beschreibung, als abgesondertes Wesen, wie ein Bild vor meiner Seele, aber immer nur wie eines jener Schattenbilder, gleich denen des Sehenden bei nächtlicher Anschauung, denke. Anders ist es mit Personen und Gegenständen in meiner Nähe, wo mir ein genaues Anfassen eine deutliche Vorstellung der Form beider verschafft; bei den Personen aber erhält diese Vorstellung noch mehr Bestimmtheit, weil die Bewegung des Leibes, der Ton der Stimme, die für den Beobachter auch das innere Gemüth des Menschen bei seinen Handlungen offenbaren, mir ebenfalls nicht entgehen, sondern vielmehr das dunkle Bild der Person, nach und nach, bis zu einem bedeutenden Grade der Wahrheit, deutlich ausmale. Dasselbe findet auch bei andern Blindgewordenen statt, und hieraus wird die Theilnahme erklärlich, die der Blindgewordene bei Spaziergängen an dem, was seine sehenden Freunde oder Freundinnen hier erblikken und ihm durchs Gespräch mittheilen, auf eine oft so lebhafte Weise an den Tag legt; denn jene, dem Sehenden, der auf so was nicht achtet, unmerklichen Eindrükke der Luft u. s. w. unterstützen die Einbildungskraft des Blinden, sich auch die Einzel-

zelheiten gar bald zu ergänzen. Daher seine Neigung, das Schauspiel zu besuchen, wo er, wenn der neben ihm stehende Freund ihm nur durch ein Wort die auftretende Person, die vorgegangne Verwandlung anzeigt, nicht durch den Anblikk der Holzbühne, der Koulissen und gemahlten Vorhänge in die Wirklichkeit zurükkgezogen, sondern vielmehr durch die schöpferische Kraft seiner innern Welt, weit lebhafter, als der Sehende, auf den wahren Schauplatz der Handlung versetzt wird, und ein guter rednerischer Vortrag der Schauspieler vollendet für ihn die Täuschung. Man wird häufig bemerken, daß Blindgewordene bei gewissen Gelegenheiten, als der Erleuchtung einer Stadt, noch mehr aber der Christbescheerung für Kinder, mit einer gewissen sehnsüchtigen Emsigkeit nach den erleuchteten Inschriften und Gemälden, oder im zweiten Falle nach dem Ausputz des Baumes oder der Pyramide, und ob auch Flittergold und Schaumsilber auf Aepfeln und Nüssen nicht fehlen, eben so nach den Farben der Geschenke fragen. Es gleicht diese Neugierde des Erblindeten nur zu sehr dem Heimweh des Schweizers, der, getrennt von seinem Vaterlande, nicht blos gern von ihm hört, sondern, wenn irgend möglich, Höhen und Berge zu seinem Wohnorte wählt, um nur noch eine Rükkerinnerung an seine heimische Alp zu haben; ja, in Stunden trüber Stimmung möchte ich das bangsame Gefühl in meiner Seele mit dem Gefühle des Schiffers vergleichen, der auf seiner Fahrt nach dem Pole, vom plötzlichen Frost übereilt, zwischen den Eisbergen des Nordens, etwa am Ufer eines Nowaja Zembla den fürchter-

terlichen Winter durchleben muß, wie er dann, wenn die lange Nacht schon Monate hindurch seinem Auge den tröstenden Strahl der Sonne entzogen hat, und er an einem Tage, wo alles Leben dem fürchterlichen Froste unterliegt, vergebens an seinem Feuer, das ihm bis jetzt noch wohlthätige Wärme bot, die starrenden Glieder aufzuthauen sucht, in trostloses Hinbrüten versinkt, und, kämpfend mit der Liebe zum Leben und dem Vertrauen zu dem ewigen Helfer, mit innigstem Verlangen, wenn auch keine irrdische, doch bald eine himmlische Morgenröthe erfleht, so auch sehnt sich der, nun für sein ganzes noch übriges Erdenleben, in eine unverscheuchbare Nacht begrabene Blindgewordene, der ja die Herrlichkeit des Lichtes kennt, nach dem Morgen der ewigen Verklärung. Doch, dem Geber alles Guten sei Dank, es sind diese Stunden der übermäßigen Herrschaft des Schmerzes eben so selten, ja noch viel seltner, als jenes Sein in dem so wundersamen Helldunkel, nnd der Erblindete vermeidet sie fast gänzlich, wenn es ihm gelingt, Beschäftigungen aufzufinden, die seine darauf verwandte Mühe belohnen, und seinem alsdann fast unermüdeten Nachdenken Stoff und so auch seiner Gemüthsstimmung eine heitere Richtung geben; nur ein Zustand, der seltener zu vermeiden ist, wird dem geistigthätigen Blinden, der sich von jedem Dinge, worüber er spricht, und sprechen oder lesen hört, ein so genaues Bild, als möglich, augenblikklich vor seine Seele zu zaubern sucht, höchst lästig. Ich will diesen Zustand das Umwölktsein oder die Verdüsterung der Phantasie nennen. Er entsteht, wenn das Blut dikk und der

Kopf auf irgend eine Art beschwert ist; dann will es dem Erblindeten gewöhnlich nicht gelingen, lichte und farbige Bilder vor seinem innern Auge so lange fest zu halten, bis sie einen nachhaltigen Eindrukk auf das Rükkerinnerungsvermögen gemacht haben. Alles schwimmt nebelartig vor seinem Kopf zusammen; dieser scheint in einer Wolke zu stekken, und das feine Hautgefühl, welches sonst so leicht die Annäherung von körperlichen Gegenständen an ihn, oder die seinige an dieselben bemerkt, scheint nun betäubt. Er verirrt sich dann leicht an den, ihm sonst bekanntesten Orten. Sein Gedächtniß, abhängig von dem Eindrukk der Bilder, die er sich bei dem Auffassen eines Gegenstandes schafft, ist, weil nun diese Bilder trübe, unfähiger, seinen Dienst zu leisten, und das Gefühl eines außerordentlichen Mißbehagens, wohl auch Unlust zu den sonst so geliebten Beschäftigungen, entspringen hieraus auf die natürlichste Art. Etwas aus dem schon vorher Gesagten, ziemlich von selbst Hervorgehendes, welches ich jedoch, weil ich und mehrere Erblindete es deutlich wahrgenommen haben, noch einmal ausdrükklich erwähnen will, ist nämlich, die Fähigkeit, ohne gewöhnliche Sehorgane zu unterscheiden, ob es Tag oder Nacht sei, und sogar zu bemerken, wie der Abend allmählig hereinbricht. Es wird, wenn dieser naht, und der Nichtsehendgewordene sich im Freien, oder in einem Zimmer, wo man nicht augenblikklich Licht anstekkt, befindet, allmählig und zwar unwillkührlich immer schattenreicher vor seinem innern Auge. Ja, ich glaube, befände sich ein völlig gesunder Blindgewordener so lange, daß er

in

in der Zeit irre geworden wäre, in einem wohl verschlossenen Orte, wo der Wechsel von Tag und Nacht durch das Ab- und Zunehmen des Geräusches, oder die veränderte Temperatur der Luft, welches wohl zum Theil mit die Ursachen jener Nacht- und Tagesunterscheidungen sind, weniger bemerklich wäre, so würde er bei seiner Rükkehr ins Freie, doch bald unterscheiden, ob es Tag oder Nacht sei. Aus diesen Beobachtungen, die ich so häufig selbst gemacht und wobei ich mich vor möglichen Täuschungen, so viel ich immer konute, gar wohl zu hüten gesucht habe, dürfte vielleicht mancher meiner Leser den übereilten Schluß ziehen wollen, es müsse bei einer so feinen Gefühlsunterscheidung des Blinden, die sich sogar auf Licht und Schatten erstrekke, ihm nun ganz gewiß auch möglich sein, Farben durchs Gefühl zu unterscheiden; dies ist aber nicht wahr, man sehe darüber eine meiner Anmerkungen zum Texte; hier bemerke ich nur noch, daß dasjenige, was ich über die Lichtempfänglichkeit eines Erblindeten gesagt, meist nur von dem Sonnen- und Tageslicht gilt, im geringern Grade von dem Heerdfeuer, und fast gar nicht, oder doch nur in bedeutender Nähe, von dem brennenden Licht.

Möge das von mir Gesagte, den physischen Zustand eines Blindgewordnen, Ihnen, meine sehenden Leser, einigermaßen verdeutlichen, oder, weil doch nun einmal vom Sehen die Rede ist, genugsam veranschaulichen, und Sie überzeugen, wie groß in vielen, wie gering in manchen Stükken der Unterschied des Sinneneindrukks körperlicher Gegenstände auf den Erblindeten, im Ver-

gleich mit dem Sehenden, ist. Ich will nun auch ein Gleiches an dem Zustande des Blindgebornen versuchen. Freilich werde ich, als ein Mittelglied zwischen einem Blindgebornen und einem Sehenden, und immer noch zu sehr durch meine Phantasie und die, sie unterstützende Rükkerinnerung an den Lichtzustand gebunden, den des Blindgebornen nicht vollkommen genau darstellen können, aber es muß mir doch die Versetzung in denselben, bei weitem leichter werden, als einem Sehenden, der erst durch meinen Mittelzustand hindurch gehen muß Ich will auch hier weniger durch abgezogene Begriffe, als vielmehr durch veranschaulichende Gleichnisse mich deutlich zu machen suchen.

So wie die halbjährige Nacht der Polarländer für jeden Sehenden, der dieselbe in der Erfahrung oder wenigstens doch in seiner sehr lebhaften Einbildungskraft durchlebt hat, das beste Bild für den Dunkelheitszustand des Blindgewordnen ist, so scheint mir auch das Leben und der Begriffskreis jener eingebornen Polanwohner in einiger Rükksicht den Zustand des Blindgebornen zu veranschaulichen. Wüst und leer, und nur mit dem ewigen Einerlei unbeweglicher Eis- und Schneemassen bedekkt, ist für ihn die Erde im Winter; wenig größere Mannigfaltigkeit, außer der veränderten Luftwärme, bietet für ihn der, nur wenige, unter diesem Himmelsstrich einheimische Pflanzenkeime aus dem lange erstarrten Erdreich, hervorlokkende Sommer dar. Seine Phantasie bleibt arm, aus Mangel an Stoff. Die Gottheit offenbaret sich ihm nicht in der Natur; er kennt sie wenig oder gar nicht, oder er kennt sie nur

als Götzen in seiner eigenen ärmlichen Gestalt. Alles bürgerliche Leben fehlt, denn es kann aus Mangel an Befriedigung der Bedürfnisse, hier kaum ein thierisches Familienleben, den Trieb zur Geselligkeit, der so tief in der Brust des Menschen liegt und der der Schöpfer unsrer bürgerlichen Verfassung ist, beurkunden. Das Gemüth bleibt kalt, wie der Himmel des Landes, denn weder Religion, noch die Kunst der Dichtung oder Bildnerei erwärmen Herz und Sinn dieser unglükklichen Menschenrace. Arm ist der Kreis der Begriffe, denn es fehlt Reichthum sinnlicher Anschauung, und woher soll ohne sie der Reichthum sinnlicher Begriffe kommen. Wie viel würde dazu gehören, wenn ein Europäer aus unserm Vaterlande, einem jener Lappen oder Samojeden unsre Art zu leben, unsre Genüsse und Einrichtungen, unsre Werkzeuge und Bequemlichkeiten durch bloße Beschreibung kennen lehren wollte, auch selbst, wenn die Sprache nicht hinderte; wie viel Zwischenbegriffe aus dem Reiche der Natur und Kunst müßte er hier ergänzen!

Wer sich nun in diesen, zwar grell, aber gewiß nicht unwahr von mir geschilderten Zustand jener Polarmenschen im Geiste zu versetzen im Stande ist, und für einmal die ganze Fülle seiner durch Natur, Kunst und Religion vermittelst der Anschauung, des Nachdenkens und der Sprache erlangten Vorstellungen, Begriffe und höhere Ideen ganz zu vergessen sich bemüht, dagegen aber jene Monatelange Nacht ohne Erleuchtung durch Mondlicht und Nordschein hinzudenkt, ja sogar aus der Reihe jener wenigen, nun noch bleibenden, oben berührten in-

halts-

haltsarmen Vorstellungen, die wichtigste, die wohl die Mutter aller übrigen genannt werden dürfte, die des Lichts, und also auch der Farben, ausstößt, der hat den Zustand eines blindgebornen und geistig vernachlässigten Kindes. Nun erscheinen zwar Blindgeborne, die in unsrer Mitte leben, nicht eben als solche Wesen, daraus folgt aber nicht, daß meine Auffassungsart ihres Zustandes eine unrichtige sei, sondern vielmehr, daß es wohlthätige Einflüsse geben müsse, die diesen traurigen Zustand mildern, und ich glaube, es wird, wenn wir diesen Einflüssen einige Augenblikke lang nachspüren wollen, auch hier der ursprüngliche Reichthum der menschlichen Seele sich auf eine herrliche und bewundrungswerthe Weise offenbaren.

Man denke sich ein blindgebornes Kind, von welchem man wenigstens bis dahin, wo es die Sprache verstehen und seine Seelenkräfte benutzen lernet, meine obige Behauptung wird gelten lassen; muß nicht ein solches Wesen, auch wenn es aus Härte oder übertriebener Liebe (man sehe über diesen scheinbaren Widerspruch, was ich hinten in der Geschichte der schlesischen Blinden-Anstalt, über ein Mädchen sprechend, gesagt habe) von seinen unverständigen Eltern gänzlich vernachlässigt wäre, schon durch das Anfassen seiner Kleidung, des Hausgeräthes, der Speise- und andrer Werkzeuge, der Früchte die es genießt, der Blumen, die ihm zufällig oder vorsätzlich gereicht werden, mit einer weit größern Fülle von Vorstellungen, die es noch nie gekannt und zwar blos im Gebiete des Körperlichen, bereichert werden, und wird es nicht bei dem, durch die Menge

unsrer Begriffe, auch bei dem gemeinsten Manne wortreichen Schatz unsrer Sprache, so viel Benennungen in seinem Gedächtniß auffassen, daß nothwendig die Wißbegier, wenigstens doch Neugier in ihm rege werden muß, auch die Sachen und ihre Beschaffenheit näher kennen zu lernen, deren Namen es weiß, wird es nicht durch Nachfragen, oder wenigstens doch emsiges Lauschen auf das, von denselben in wiederholten Gesprächen Vorkommende, sich nach und nach ein mehr oder minder deutliches Bild jener Gegenstände schaffen; es wird, wie wir, nothwendig vom Bekannten aufs Unbekannte schließen.

So erhält seine Einbildungskraft Stoff zu innerer regsamer Thätigkeit. Auch sein religiöses Gefühl kann, selbst bei der größten Vernachlässigung der Verstandes- und Herzensbildung, nicht unentwikkelt bleiben, denn es bestehe immerhin seine Umgebung aus Christen, Juden oder Muhamedanern, so wird er doch aus dem Munde aller dieser, entweder bei den Morgen- Tisch- und Abendgebeten, oder wenn diese aus dem unheimlichen Kreise seiner, möglicherweise auch gottvergessenen Umgebung verbannt sein sollten, doch durch sprüchwörtliche Redensarten, und was freilich schrekklich genug ist, wohl auch durch Flüche und Schwüre, bei dem Allmächtigen, Allgerechten und Allrichtenden u. s. f. die ja ebenfalls in dem Munde der Bösewichter und Heuchler häufig genug gehört werden, Gott als das höchste Wesen, das von allen seinen Kreaturen, sei es nun aus Liebe oder Angst, gescheut wird, kennen lernen. Ja, alle jene, oben vermißten Einwirkungen des bürgerlichen Beisammenlebens, der Künste u. s. f. müssen mit

der

der ganzen Macht ihres Umfanges, so weit es bei Einem, der nie gesehen hat, möglich ist, auf die Welt seiner Begriffe einwirken. Tritt nun gar statt der Härte und Lieblosigkeit unverständiger Erzieher, die liebevolle Sorgfalt solcher in die Stelle, die entweder, um den Leidenden zu trösten, oder weil sie die Hindernisse und Mängel seines Zustandes einsehen, alles aufbieten, ihn auf eine zweckmäßige Art, vermittelst der noch übrigen Sinne, so viel als möglich, mit allem dem bekannt zu machen, wovon seine Blindheit ihn trennt; wird endlich noch das Reich der Töne, das schon durch Sprache, Gesang aus den Kehlen der Menschen und Vögel zu seinem Herzen drang, seinem Ohre auch in der Harmonie der Musik bekannt, so ist er dadurch, wenn irgend eine Anlage zur Musik ihm beiwohnt, in eine ganz neue Welt versetzt, und zwar in eine Schöpfung, wo nichts das Aufstreben seines innern Gemüths zur eigenen Thätigkeit hindert. Dies ist denn auch der Grund, warum Blindgeborne meist so viel Neigung zur Musik zeigen. Auch ihn macht das Gehör, so gut wie den Blindgewordnen nicht blos mit der Annäherung oder Entfernung eines durch Bewegung, oder Stimme, oder sonstige Tönbarkeit hörbaren Gegenstandes mit seiner Form, seiner Dichtheit oder Lokkerheit, Größe oder Kleine und unzählbaren andern Eigenschaften bekannt, sondern bei lebendigen Wesen durch den Ton ihrer Stimme nicht blos mit den allgemeinen Eigenschaften ihrer Seele, sondern auch mit der besondern jedesmaligen Stimmung derselben. (Das hier zuletzt Gesagte soll sich nicht blos auf den Menschen allein, auf seine Gesinnung und

au-

augenblikkliche Gemüthsstimmung, sondern auch auf Thiere beziehen, weshalb ich denn auch den zweideutigern, allgemeinen Ausdrukk Eigenschaften und Stimmung der Seele gewählt habe, da ja in der thierischen Seele gleichfalls Regungen des Schmerzes und der Freude, des Miß- und Wohlbehagens, des Hasses und der Liebe, durch die mannigfaltigen Stimmlaute vieler dieser Geschöpfe, deutlich genug erkannt werden). So lernt er über dies alles richtig urtheilen, und das meist treue Gedächtniß des Blinden, der Trieb, gern alles zu vermeiden, was den Sehenden befremden, oder doch daran erinnern könnte, daß er es mit einem Blinden zu thun hat, macht, daß er sich selbst die ihm doch ganz unbekannten Farben aller gewöhnlichen vorkommenden Gegenstände genau merkt, ja endlich noch die, durch den Einfluß seiner sehenden Umgebung und jenes Triebes bei ihm entstandene Gewohnheit, alle unsre Redeformen und Ausdrükke, besonders die vom Sehen, bei allen seinen Erzählungen und Handlungen zu gebrauchen, vollendet bei dem Sehenden die Täuschung über die wahre Beschaffenheit und die wichtigen Unterschiede ihres beiderseitigen Zustandes. Wir wollen daher, um uns diese noch mehr zu verdeutlichen, noch einmal zu der Art zurükkehren, wie der Blindgeborne sinnliche Vorstellungen durchs Getast in sich aufnimmt. Nach der Versicherung eines meiner, mit mir gleich alten, sehr verständigen Freundes, der aber in seinem zartesten Kindesalter erblindet ist, und nach der allgemeinen Aussage derjenigen meiner Zöglinge, die ebenfalls so früh erblindet sind, daß sie

keine

keine Rükkerinnerung an Licht und Farben mehr haben, können diese solche Gegenstände und Personen, welche sie durch das Anfassen näher kennen gelernt haben, sich, auch wenn sie dieselben in Gedanken oder in der Wirklichkeit weit von sich entfernen, nicht anders denken und deren Theile genau vorstellen, als wenn sie sich einbilden, daß ihre Hand den Gegenstand befasse. Dieser Umstand tritt bei mir und andern Erblindeten nicht ein, wir können uns die Objekte unsers Denkens, wir mögen sie nun durch Befühlung oder bloße genaue Beschreibung erst kennen gelernt haben, immer sehr gut von uns abgesondert, und zwar meistens in der, für das Auge nöthigen Entfernung so vorstellen, als wenn wir dieselben gesehen und nie berührt hätten. (Kleine Gegenstände, die ich mir weit weg von meinem Standort denken will, werden mir in der That noch kleiner, ja wenn ich sie mir in der noch weiter wegrükkenden Bewegung begriffen denke, zulezt so klein, daß sie selbst meinem innern Auge verschwinden. Denke ich mir dagegen große Dinge, zum Beispiel den Mond oder Venusstern, von welchen beiden ich gehört habe, daß Gebirge auf ihnen zu sehen sind, so stelle ich sie mir immer nur in der Größe vor, wie ich mich erinnere, sie am Himmel gesehen zu haben. Will meine Phantasie jedoch obige Vorstellung der Gebirge und noch mehr von ihnen Gehörtes mit in das Bild bringen, so muß ich mir sie vergrößert, und mich ihnen oder sie mir näher gerükkt denken). Und, seltsam genug, eben jene Blindgebornen können, troz der Abhängigkeit solcher Vorstellungen, die sie durch das Befassen eines Dinges be-

kommen

kommen haben, von ihrem Getast sich dennoch andre körperliche Gegenstände von denen man ihnen nur durch Erzählung eine sehr deutliche und bestimmte Beschreibung gemacht hat, so gut denken, und hier zwar ohne jene zwingende Vorstellung des Anfassens, daß sie dieselben, wenn sie sie später unter die Hände bekommen, augenblikklich erkennen.

Auch jene, bei dem Zustand des Blindgewordenen von mir erwähnte, durch Gemüthsstimmung, körperliches Wohlsein, bedingte Fähigkeit der Einbildungskraft, noch unbekannte Dinge das einemal schneller und richtiger nach der Beschreibung aufzufassen und sich der Gestalt nach zu denken, als das anderemal, wie z. B. mathematische Figuren und Konstruktionen, ist ihnen eigen. Ja selbst bekannte Gegenstände, geläufige Vorstellungen treten ihnen bisweilen deutlicher oder undeutlicher als sonst, vor die Seele. Mich haben diese Erscheinungen, ohne daß ich dies als die hieraus folgende unleugbare Wahrheit geltend machen wollte, zu nachstehendem Gedanken veranlaßt. Sollte der Grund dieser Erscheinungen nicht ungefähr folgender sein? Größere Denker, schärfere Beobachter als ich, mögen meine Ansicht prüfen, ihre Wahrheit bestätigen, oder durch richtigere, naturgemäßere Folgerungen widerlegen; man muß es wenigstens wagen zu irren, um so, wenn man es nicht anders kann, die Wahrheit an's Licht zu fördern. Das Sehen ist ein Fühlen der Gegenstände aus der Ferne, es ist bedingt durch die Undurchsichtigkeit der Körper, welche das dem Auge zuströmende Licht verändert. (Gläser und andere durchsichtige

Gegen=

Gegenstände, wenn sie rein sind, verschwinden ja in gewisser Entfernung dem Auge gänzlich, warum würden sonst Personen mit dem Kopf durch Fensterscheiben fahren, wenn nicht eine ähnliche Täuschung über das Offenstehen des Fensters hier statt fände). Dies ist das leibliche, sinnliche Sehen. Bei dem Blindgebornen, für den die Worte Finsterniß, Helldunkel, Licht, Nacht, Dämmerung, Tag, keinen Sinn haben, und der die Gegenstände nicht aus der Ferne, sondern durch unmittelbares Befühlen in der Nähe wahrnimmt, berühren die Sinnenwerkzeuge, (die Finger) wodurch es geschieht, den Gegenstand unmittelbar, und es giebt für ihn nur in dem Falle, wo er durch den Drukk der Luft von der Nähe und Form körperlicher Gegenstände unterrichtet wird, zwischen dem wahrnehmenden Gefühl und dem aufgenommenen Gegenstande eine vermittelnde Materie, deren veränderte Beschaffenheit ebenfalls von der Undurchdringlichkeit der Gegenstände für die vermittelnde Materie abhängt; in dem ersten Fall ist die Vermittelung zwischen den Gefühlsnerven und dem undurchdringlichen Gegenstande, zwar ebenfalls durch die Haut der Finger und die Fähigkeit aller fühlenden Theile des Leibes, etwas Undurchdringliches wahrzunehmen, bedingt, allein hier täuscht sich der Mensch leichter über die Art seiner Wahrnehmung, wenn er nicht gewohnt ist, seine Seele gehörig von dem Leibe zu sondern, um diesen nur als den Konduktor für die geistige Auffassung äußerer, auf ihn einwirkender Gegenstände zu betrachten.

Da nun diese beiden Arten, wie der Blindgeborne sich von der Anwesenheit und Beschaffenheit körperlicher Gegenstände unterrichtet, nicht verschieden, aber wohl ungleich heftiger auf die Subjektivität einwirkend, also schwerer von dieser wieder trennbar erscheinen, so mag auch nur das geistige Sehen, worunter ich das Auffassen der Begrenztheit in der Idee, und, so fern es eine innere Welt der Sinnlichkeit giebt, eine Verwirklichung der Begrenztheit in der Phantasie verstehe, dem Blindgebornen schwerer, als dem Sehenden oder Blindgewordnen werden, daß es aber keinesweges unmöglich ist, geht aus der zweiten Thatsache, er könne Vorstellungen nach bloßer Beschreibung richtig auffassen, hervor, und wer die Möglichkeit leugnen wollte, müßte derjenige nicht dem Blindgebornen das Recht der Menschheit, das höhere Gut eines für die Unendlichkeit der Ideenwelt fähigen Geistes und dessen Einwirkung auf die Phantasie des Blindgebornen leugnen? Ich kann dieses nicht! Endlich führt mich noch die dritte Thatsache, daß er bald mehr bald minder seine Vorstellungen klar in der Seele habe u. s. w. auf die Vermuthung, daß auch sein Nervensystem im Allgemeinen Lichtempfänglichkeit haben müsse, oder wie man sich dies erklären will, daß seine ihn umgebende Finsterniß dennoch keine absolute, sondern einer gewissen Gradation fähig sei, so daß, um mich nur durch ein Beispiel einigermaßen zu verdeutlichen, seine Vorstellungen körperlicher Gegenstände, ihm das einemal nur als grobe, schlecht ausgeführte Zeichnungen, das andremal aber als feine Schattirungen mit zarten, aber den=

dennoch deutlich zu erkennenden Zügen erscheinen mögen, freilich ohne daß er sich dessen bewußt ist, weil ihm die Vergleichung mit unserm Lichtzustande und dessen Abstufungen mangelt.

Ein Blindgeborner, der, nachdem sein Geist hinlänglich gebildet, und sein Beobachtungsvermögen durch Alter und Uebung gehörige Zuverlässigkeit erlangt hätte, würde allein, sobald er das Glükk hätte, sehend zu werden, uns in den Stand setzen, über alle diese Punkte richtig zu urtheilen. (Man sehe, welchen andern Weg ich, dem Blindgebornen Licht- und Farbenanschauung beizubringen, in einer Anmerkung zum Texte vorgeschlagen habe).

So verschieden nun der Zustand eines Blindgebornen, im Vergleich mit dem eines Sehenden und Blindgewordnen, auf sein Erkennen und geistiges Sein einwirkt, eben so mächtig und einflußreich ist er auch für seine Sittlichkeit. Es giebt allerdings viele edle Blindgeborne, in deren Seele der göttliche Funke des Guten zur Flamme der reinsten Tugend in Gesinnung und Handlung auflodert, allein ich will hier von dem durchschnittlichen Charakter, und von den, wenn auch nicht immer bösartig, doch als Folge des Zustandes überwiegend hervortretenden Gemüthszügen reden.

Da die Nachahmung, durch welche Sehende und Sehendgewesene nicht nur die Gebräuche des geselligen Umgangs, die Regeln des Anstandes, sondern auch sogar das Ausdrukksvolle des Mienenspiels bei Reden und Handlungen erlernet haben, ihnen als ein Mittel fehlt, dies in demselben Grade der Gewandtheit und des gewöhnlichen Umfanges zu können,

nen, so entsteht dadurch eine gewisse unbeholfene, steife Haltung des Leibes, wie diese freilich auch bei dem Blindgewordenen eintritt, überhaupt aber eine kalte ernste Haltung, die meist das innere Gefühl, was in seinem Herzen sehr lebhaft, bei eignem oder fremdem Schmerz und Freude sein kann, gänzlich verbirgt. Schon deswegen erscheint er meistens weniger dankbar, weil die Aeußerungen seines Dankes kurz und weniger umständlich sind. Auch die Gewohnheit, von Jugend auf, er mag nuu arm oder nicht arm sein, durch fühlende, ihn bemitleidende Seelen Wohlthaten empfangen zu haben und der bisweilen wohl auch stattfindende Gedanke, er habe einen gerechten Anspruch auf solche, mag ebenfalls hierzu beitragen. Viel wahrer als die eben bestrittene Behauptung des Undanks ist die einer geringern Schaamhaftigkeit. Der Umstand, daß er andere bei ihren, die Schaam erfordernden Verrichtungen oder Lagen nicht belauschen kann, läßt ihm bei sich selbst leichter vergessen, daß ihm dies widerfahren könne. Die sittliche Schaam des Gewissens, wenn er auf einer Lüge oder sonst begangenem Unrecht ertappt wird, fehlt ihm jedoch nicht, nur daß das Erröthen, weil ihn die Schärfe eines strafenden Blikks nicht trifft, geringer ist. Es ist daher auch bei rohen Blinden eine fühlbare Züchtigung oft nöthig, wenigstens das strafende und warnende Wort sehr zu schärfen und zu verstärken. Aus diesem Mangel der Verschämtheit, noch mehr aber aus dem Umstande, daß Blinde, und hier muß ich leider sowohl von früh Blindgewordnen, als auch von Blindgebornen reden, alles, was sie gern näher kennen

kennen lernen wollen, folglich auch sich selbst untereinander anfassen, entspringt ein sehr großes, besonders aber bei dem weiblichen Theile am auffallendsten bemerkbares Uebel, das einer außerordentlich heftigen Geschlechtsliebe. Blinde männlichen Geschlechts sind entweder durch Tonkunst, Wissenschaft oder andere Beschäftigungen, denen sie sich mit ganzer Seele hingeben, mehr zerstreut und vor dem Ueberhandnehmen der Leidenschaft bewahrt, oder sie nähren, wegen des häufigen Beispiels, daß blinde Männer, wenn sie nur irgend ihr Brod haben, eine Frau und zwar eine sehende bekommen, die Hoffnung, auch ihnen werde dies gelingen. Sehr selten fällt die Neigung eines Blinden, selbst nicht die eines Blindgebornen, auf ein blindes Frauenzimmer, denn ihre Vernunft sagt ihnen, daß eine solche wohl die Pflichten einer Gattinn, aber nie die einer Mutter und Hausfrau vollkommen erfüllen könne. Weibliche Blinde wollen die Wahrheit dieser letzten Behauptung selten anerkennen, wenigstens übertäubt die Gewalt des Triebes in ihnen die Stimme der Vernunft, und die Macht der Leidenschaft scheint in eben dem Grade bei ihnen zu wachsen, in welchem die Zahl der Hindernisse, die der Befriedigung derselben entgegenstehen, sich mehret, und es richten diese unglükklichen Wesen, sobald sie sich von der Kälte des Benehmens rechtlich denkender Sehender gegen sie überzeugt haben, ihre ganze Neigung, wenn sich die Gelegenheit nur irgend darbietet, auf einen ihrer Schikksalsgefährten, weil sie bei diesen leichter zu gefallen und mehr Theilnahme ihrer Angelegenheit, mehr Sinn für die Gewährung ihrer Wünsche anzutreffen

treffen hoffen. Ihre Wahl ist in dem letzten Falle, was die leiblichen Eigenschaften betrifft, selten schlecht zu nennen, allein, was das Gemüth des Gewählten anbetrifft, so scheint die Macht ihrer Leidenschaft (grade umgekehrt von der Mehrzahl der sehenden Weiblichkeit) eher von rauhen und heftigen, als milden und stillen Gemüthern angezogen zu werden. Ich will dieses Gemälde nicht weiter ausführen, von den unnatürlichen Abwegen, auf welche diese meine unglükklichen Mitbrüder und Mitschwestern, übertäubt von der Gewalt ihrer Sinnlichkeit, nur zu oft und leicht gerathen, gar nicht reden, denn es genügt meinem Zwekke, besonders dem einer Vorrede, meinen Mitarbeitern an dem Wohle dieser Unglükklichen wenigstens einen Wink über das gegeben zu haben, was ich nur in Baczko's Werke „Ueber mich und meine Unglükksgefährten“ berührt, nirgends anders aber näher erwogen gefunden habe, und doch verdient dieser Punkt so sehr von Blindenerziehern beachtet und beherzigt zu werden. Einen Wunsch, die unstreitig in dieser Beziehung wirklich am unglükklichsten zu nennenden weiblichen Blinden betreffend, will ich hier nur noch aussprechen: möchten doch diejenigen Staaten, in denen es noch Nonnenklöster giebt, nicht blos erlauben, sondern auch bewirken, daß wenigstens die Hälfte von deren Bewohnern aus blinden Mädchen bestehen dürfte, was um so zweckmäßiger sein würde, da ja weibliche Wesen, insbesondre aber blinde, sich ihr Brod immer nur sehr mühsam erwerben.

Ich glaube genug über den Zustand des Blindgewordnen und des Blindgebornen im gegenseitigen Vergleich und im Vergleich zu dem des Sehenden gesagt zu haben, um meine Leser in den Stand zu setzen, weiter darüber nachzudenken, auch vielleicht schon etwas richtiger als bisher zu urtheilen; daß ich freilich viele Punkte nicht berührt habe, noch von vielen hätte reden können, ist wahr, allein ich wollte erstens dem Verfasser des Originals nicht vorgreifen, noch weniger aber das wiederholen, was er und Andere bereits ausführlich genug behandelt haben, und so war es mir nur darum zu thun, nur diejenigen Punkte herauszuheben, die bisher entweder noch gar nicht erörtert, oder doch wenigstens nicht aus den mir richtig scheinenden Gründen hergeleitet waren. Man wird hoffentlich aus dem von mir Gesagten die Grundbedingungen, die bei dem Unterricht und der geistigen Thätigkeit eines Blindgebornen oder Blindgewordnen wohl in's Auge zu fassen sind, leicht erkennen, und, was den Blindgewordenen anbelangt, wohl einsehen, daß ihm bei wissenschaftlicher Thätigkeit nur das Selbstlesen und Selbstschreiben fehlt. Um mir dieses nun bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes zu ersetzen, nahm ich mir einen jungen Menschen, der gut französisch liest, auch schnell und schön deutsch schreibt, an; dieser las mir, so wollte ich es, erst jedes Kapitel des französischen Textes ein- oder zweimal ganz vor, vermied hierbei das Verschmelzen oder Apostrophiren, um mir das Vermeiden von Mißverständnissen zu erleichtern. Glaubt' ich nun den Innhalt richtig verstanden zu haben, so schritt ich zur Uebersetzung, ließ mir noch

einmal

einmal das Französische und zwar nur Satz für Satz lesen, indem ich alsdann sogleich das Deutsche in die Feder sagte. Da, wo der französische Ausdrukk wegen der so häufigen Vieldeutigkeit französischer Wörter, mir Zweifel erregte, ließ ich im Wörterbuche nachschlagen, und wählte dann den nach dem Sinne des Zusammenhanges mir am treffendsten scheinenden Ausdrukk.

Diesem für den Mitarbeiter gewiß nicht minder als für mich mühsamen Geschäft unterzog sich für die geschichtliche Abtheilung und die Kapitel weiblicher Handarbeiten sogar eine edle, an dem Zwekke meiner Arbeit den gütevollsten Antheil nehmende weibliche Seele, mit aller, ihrem Geschlecht eignen Geduld; es war dies die sehr verehrte Fräulein Tochter meines hochgeschätzten Freundes, des Herrn Diakonus Rembowsky. So habe ich die Uebersetzung des folgenden Werkes ausgeführt und ich übergebe es mit dem Wunsche der Lesewelt, daß es wenigstens einigermaßen seinen von mir ausgesprochenen Zwekk erreiche, mich aber auch die Beurtheiler um des Zwekkes willen da, wo ich geirrt haben sollte, Nachricht mögen finden lassen.

Verzeich-

Verzeichniß

der Subscribenten und Pränumeranten.

Berlin.

Sr. Königl. Hoheit, Prinz Wilhelm von Preussen, 1 Exemplar (30 Rthlr. Cour.)

Ihro Königl. Hoheit, Frau Prinzeß Wilhelm von Preussen. 1 Ex. (10 Rthlr. Cour.)

Ein hohes Ministerium der geistlichen und Schul-Angelegenheiten, 6 Exempl. (50 Rthlr. Cour., als ausdrükkliche Unterstützung zu den Drukkosten).

Breslau.

Hr. Brandes, Professor . . . . . 1 Ex.
Fr. Kaufm. Daniel Krakau . . . . . 1 =
Hr. Schütz, Apotheker . . . . . 1 =
— Baron Stein . . . . . . 1 =
Fr. Ober-Landes-Ger. Sekr. Wittig . . . 1 =

Hamburg.

Hr. Perthes und Besser . . . . . 12 Ex.

Krippitz bei Strehlen.

Hr. Ober-Amtmann Bittermann . . . 1 Ex.

Nennhausen bei Rathenau.

Hr. Freiherr de la Motte-Fouque' . . . 1 Ex.

Schollendorf bei Festenberg.

Hr. v. Klinggräff . 1 Ex. (6 Rthlr. 20 gl. Cour.)

Vorrede.

Ich befriedige in gegenwärtigem Augenblikke die Ungeduld des Publikums, indem ich diesen seit langer Zeit erwarteten Versuch über den Unterricht der Blinden herausgebe. Glükklich, wenn die Beweise des Wohlwollens, welche man fast jeden Tag diesen meinen unglükklichen Pflegekindern erweist, sich auch über das Werk ihres Lehrers erstrekken und dasselbe eine günstige Aufnahme finden lassen! Ich habe mir bei seiner Abfassung keinesweges die Schwierigkeiten, die ich zu übersteigen hatte, verhehlt. Denn es besteht bis jetzt noch keine ausschließliche Abhandlung hierüber, ja, die kurze Nachricht ausgenommen, die der Stifter der Anstalt, im Augenblikke ihres Entstehens, wo der Mangel einer hinreichenden Erfahrung ihm noch keinesweges Muße genug zur Beobachtung ließ,

 her-

herausgab, ist eigentlich noch gar nichts über diesen Gegenstand geschrieben. *)

Was den historischen Theil anbetrifft, so mußten weitläuftige Nachforschungen angestellt, und die abweichendsten Meinungen über den sittlichen Zustand des Blinden, und die eigenthümlichen Hülfsmittel seines Unterrichts zu Rathe gezogen werden.

Treu der Ueberschrift, welche ich gewählt, habe ich alles ausgelassen, was mir unnütz oder überflüssig schien, und ich habe mich blos auf das beschränkt, was mir zur Kenntniß der Anstalt, der ich die Ehre habe vorzustehen, unerläßlich schien. Ich werde mein Ziel erreicht haben, wenn es mir gelungen ist, eine richtige Vorstellung, so wie man sie über den Blinden und das zu seinem Unterricht angewandte Verfahren haben muß, zu geben.

---

*) Anmerk. des Uebers. Die über Blinde und Blindenunterricht in Deutschland erschienenen, mir bekannten Schriften, sind in dem vor allen zu empfehlenden Lehrbuch des Herrn Klein, Direktor der Blindenanstalt zu Wien, das im Jahre 1818 herausgekommen ist, zu finden.

Einlei-

Einleitung.

Da wir Sehenden uns für gewöhnlich des Gesichts, als eines schnellen, aber wenig treuen Hülfsmittels bedienen, um die Gegenstände zu unterscheiden, welche uns umgeben, so glauben wir, daß der Blinde nichts von dem, was vorhanden ist, kennen müsse, und daß er sich nie aus dem engen Kreise, welcher ihn umgiebt, entfernen könne: man betrachtet ihn als ein herabgewürdigtes Wesen, welches verurtheilt ist, nur ein Pflanzenleben auf der Erde zu führen; man glaubt genug für ihn gethan zu haben, wenn man seinem Gedächtniß nur die Namen und die Gestalt der gewöhnlichsten Gegenstände eingeprägt hat: man ist nicht genug von der Wahrheit durchdrungen, daß der Blinde, der nicht unterrichtet ist, sein ganzes Leben wie ein neugebornes Kind bleibt, das nicht selbst für seine Bedürfnisse sorgen kann und sterben würde, wenn Niemand es hegte und pflegte.

Die Erziehung des Sehenden fängt, so zu sagen, mit seiner Geburt an; alles trägt zu seiner

Entwikkelung bei; er ahmt leicht die Spiele seiner Kindheitsgefährten bis auf die geringsten Bewegungen nach; schon als Säugling liest er aus den Mienen seiner Ernährerin, und der Blikk einer Mutter ist für ihn der beste Unterricht. Alles dies ist für den in stete Finsterniß begrabenen Blinden verloren. Er ist genöthigt, sich alles zu schaffen, weil er nichts angeschauet hat: die, dem Anschein nach für andre Kinder einfachsten Verrichtungen sind für ihn eine Neuheit. Dies ist auch ohne Zweifel der Grund der so stillen und schüchternen Haltung des Blinden während der ersten Jahre seines Lebens, und der Angewöhnung jener innern Zurükkgezogenheit, die ihn niemals verläßt.

Da dem Blinden die Möglichkeit geraubt ist, in seiner Kindheit durch Nachahmung zu lernen, so kann und muß man einzig darnach trachten, diesem Mangel durch Methode abzuhelfen, und alles, was man auch in der Folge thun mag, kann keinen andern Zweck als den haben, das Gleichgewicht zwischen ihm und den übrigen Menschen herzustellen.

Es würde jedoch ein großer Irrthum sein, wenn man den Blinden mit einem gewöhnlichen Kinde verwechseln und denken wollte, daß man ihn auf die nehmliche Weise unterrichten könne. Der Blindenlehrer wird nie bei seinem Geschäft glükklich sein, wenn er nicht völlig überzeugt ist, daß der Blinde die Dinge auf eine ganz andre Weise wahrnimmt, als wir, und daß er mit den Worten nicht dieselbe Vorstellung verbindet; er wird als Lehrer nicht glükklich sein, wenn er nicht der Schüler seines Zöglings wird, und nicht mit ihm lernend und

lehrend arbeitet. Der Blinde, immer genöthigt zu prüfen, was man ihm darbietet, erlangt früh und fast triebmäßig eine große Fertigkeit in der Zergliederung: ja man muß sogar von seiner Seite ganz neue, außerordentliche, und oft sehr in Verlegenheit setzende Fragen erwarten. Die sittliche Welt und der größte Theil unserer Begriffe sind diesem Kinde der Natur nicht vorhanden; er handelt als wäre er allein; er bezieht alles auf sich. Dies ist eben der bedauernswerthe Zustand, aus welchem man ihn herauszureißen sich bemühen muß, indem man ihn lehrt, daß es noch Beziehungen und Verhältnißbande zwischen ihm und den andern Menschen giebt.

Allein dieser Unterricht des Blinden muß in sehr unmerklichen Stufen ertheilt werden; man muß sich nicht zu sehr beeilen, Früchte ernten zu wollen; den Anfang des Unterrichts hingegen wird man nicht zeitig genug machen können: denn die ersten Eindrücke, welche er bekommt, verlöschen niemals, und es ist viel daran gelegen, daß diese Eindrükke der Richtung gemäß seien, die man ihnen geben will.

Es ist einleuchtend, daß Worte die Gestalt der Dinge nicht nachahmen, und daß der Ton mit der Farbe nichts gemeinsam hat: das schicklich ausgebildete Gefühl allein wird überall ohne Uebereinkunft und Dollmetscher verstanden; dies ist auch die natürliche Sprache des Blinden. Dies war also der Sinn, welchen man zum Vermittler wählen mußte zwischen dem Menschen, der nur vier, und dem, welcher alle Sinne hat: und auf diesen Grundsatz allein

kein ist das ganze Lehrgebäude des Blindenunterrichts gegründet.

Der so unterrichtete Blinde wird kein Gegenstand des innigen Bedauerns mehr für seine Familie sein. Diese für unübersteigbar gehaltene Scheidewand zwischen dem Sehenden und nicht Sehenden wird nicht mehr bestehen, sobald man die glükklich ersonnene Art ihn zu unterrichten, in Anwendung bringt. Zurükkgegeben der Gesellschaft und sich selbst wird er einst das Andenken derjenigen segnen, welche dieses Denkmal der Wohlthätigkeit stifteten. — Man kann nicht sagen, daß diejenigen, welche ein Lehrgebäude des Unterrichts für Blinde gebildet haben, weder Führer noch Vorbilder gehabt hätten. Sie hatten den sehr großen Vortheil, daß sie auf der Spur derjenigen weiter schreiten konnten, die sie selbst schon früher unterrichtet hatten, und sie konnten die Fehler ihrer Vorgänger zum eignen Vortheil benutzen.

Die unglükklichen Versuche, welche schon viele Personen, alle beseelt von demselben Geiste des zarten Mitleidens, gemacht hatten, zeigten hinlänglich, was noch zu thun übrig sei; aber es bedurfte des ganzen Eifers und der ganzen Aufopferung eines feurigen und sich hingebenden Mannes, um die Vereinigung und Anordnung dieser zerstreuten Elemente zu unternehmen, und aus ihnen, indem er noch die neuen Ergebnisse seiner eignen Erfahrung beifügte, ein Ganzes zu machen.

Der Mann nun, welcher sich diesem Werke widmete und die erste Lehranstalt in Europa für den Unterricht der Blinden schuf, war Herr Valentin Haüy.

Hauy. Man wird, denke ich, mit Vergnügen hören, durch welchen Zufall er auf den Gedanken seines Unterrichtsentwürfs gerieth.

Ich werde die Geschichte der Anstalt von ihrer Begründung bis auf den heutigen Tag und die beträchtlichen Verbesserungen, welche man nach und nach gemacht hat, seiner eignen Erzählung beifügen.

„Etwas Neues seltner Art" sagt Herr Hauy (siehe Précis historique pag. 119) zog vor einigen Jahren einen großen Zusammenlauf von Menschen nach dem Eingange eines jener Erfrischungsplätze hin, welche auf den öffentlichen Spaziergängen angelegt sind, wo anständige Bürger gegen den Abend des Tages ein Weilchen auszuruhen pflegen. Acht bis zehn arme Blinde, Brillen auf den Nasen, standen hinter einem Pulte, worauf Noten lagen, und führten eine mißtönende Symphonie, welche das Vergnügen der Anwesenden zu erregen schien, auf. Ein ganz verschiedenes Gefühl bemeisterte sich meiner Seele und ich begriff von diesem Augenblikke an die Möglichkeit, eben die Mittel, durch die diese Unglükklichen bis jezt nur einen scheinbaren und lächerlichen Genuß hatten, zu ihrem Vortheil umzuschaffen. Kennt denn der Blinde, sagte ich zu mir selbst, die Gegenstände nicht an der Verschiedenheit ihrer Form? Betrügt er sich wohl bei dem Werthe eines Stükk Geldes? Warum sollte er nicht auch in der Musik ein c von einem g und im Schreiben ein a von einem f, wenn diese Zeichen fühlbar gemacht werden, unterscheiden können?"

Der erste Zufluchtsort, welchen die Wohlthätigkeit jungen Blinden eröffnete, wurde im Jahre

1784 auf Kosten der Philantropischen Gesellschaft, welche Herrn Hauy beauftragte, jene zu unterweisen, eingerichtet. Diese so mit Recht durch ihre guten Werke berühmte Gesellschaft *) trug alle Kosten der Einrichtung, und die Anstalt wurde in der Straße Notre-Dame-des-Victoires angelegt. Im Jahr 1785 belief sich die Zahl der unentgeldlich unterhaltenen Zöglinge auf 25. Das folgende Jahr war ihr Unterricht schon so hinlänglich vorgeschritten, daß sie zu der Ehre, vor dem Könige zu Versailles eine Uebung machen zu können, zugelassen werden konnten.

Herr Hauy legte am 16ten Februar 1785 der Königlichen Akademie der Wissenschaften eine Schrift zur

*) Es ist hier der Ort, den Wohlthätern der Anstalt den geziemenden Dank abzustatten. In ihre Reihe gehören Herr Bailly, Maire von Paris, eben so bekannt durch seine schönen Eigenschaften als durch sein trauriges Ende. Er war der Erste, der die Blinden durch eine Wohnung unterstützte; Herr de Rochefaucault, dessen Name die Wohlthat zurückruft, die er ihnen durch Verschaffung des Cölestiner-Klosters erwies; Madam de Planoy, deren Wohlthätigkeit so erfinderisch war, daß sie es dahin brachte, den Arbeiten der Blinden einen solchen Werth zu geben, daß dadurch fast allein ihren Bedürfnissen abgeholfen werden konnte, während der Zeit, wo durch die Regierung nicht das Geringste geschah; Madam Dümenil, Herr Dessaucheretz, Frau von Stael und so viele Andre, die der kurze Raum einer Note nicht anzuführen gestattet, obwohl die Dankbarkeit uns verpflichtet, ihr geschätztes Andenken aufzubewahren.

zur Beurtheilung vor, in welcher er die Mittel aus=einander setzte, deren Anwendung er für den Unterricht der Blinden vorschlug. Es wurde durch die, zu diesem Zwecke erwählten Beauftragten, die Herren Desmarets, Demours, Vicy=d'Azir und Rochefaucault ein Bericht abgelegt, in welchem sie sagten, „daß die Methode des Herrn Hauy, der des Blinden aus le Puyseaux und der Fräulein Salignac ähnele, und daß das Verfahren für den Unterricht in der Erdkunde fast das nehmliche sei, als das des Herrn Weissenburg zu Manheim (Rapport de l'Academie, pag. 9) und daß Herr Lamouroux schon früher bewegliche Musiknoten habe gießen lassen u. s. w." Nichts destoweniger erkannten sie jedoch als das Werk seiner Erfindung, den Bücherdruck mit erhöhter Schrift an, und nachdem sie über die Versuche, welche in ihrer Gegenwart durch den jungen blindgebornen Lesueur gemacht waren, Rechenschaft abgelegt hatten, schlossen sie ihren Bericht damit: „Wir schlagen der Akademie vor, daß, indem sie der Methode des Herrn Hauy ihre Beistimmung gebe, sie denselben ermuntern möge, diese zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und ihn zu versichern, daß sie die neuen Berichte gern empfangen würde, die er ihr über seine Anstrengungen, diese Methode auf den Grad der Vervollkommnung zu bringen, deren sie fähig sei, mittheilen könne.

So bestand die Anstalt, troß tausendfältigen Schwierigkeiten, bis 1791. In dieser Zeit verordnete Ludwig XVI., daß sie auf Kosten des Staates unterhalten und mit der der Taubstummen in dem alten Cölestinerkloster zunächst dem Zeughause untergebracht

gebracht werden solle; und eine den Beschluß des Pariser Departements-Direktoriums bestätigende Verfügung vom 21sten Juli bestimmte die Anordnung der Verwaltung.

Eine andre Verfügung vom 10ten Thermidor *) des Jahres 3, sonderte die Anstalt der arbeitenden Blinden von der der Taubstummen, und versetzte die erstere in das Gebäude der Katharinen-Jungfrauen auf der Straße des Lombards. Die Zahl der Zöglinge stieg auf 86, einen für jedes Departement von Frankreich, und der Verpflegungsbetrag für einen belief sich auf 500 Livres. Noch fehlte es jedoch an einer Verwaltung, noch fehlte es an einer Aufsichts-Behörde für die Unternehmungen; der Wirthschaftsführer durfte noch seine Rechnung, ohne Verantwortlichkeit und ohne für etwas zu haften, legen.

Am 26sten Pluviose im Jahr 9 **), verfügte ein Beschluß des Konsuls, dessen Ausführung wohl freilich ein wenig zu schnell und hart in's Werk gesetzt wurde, daß die arbeitenden Blinden auf der Stelle in den Bezirk der Quinze-Vingts sollten versetzt und daß die Führung dieser Anstalt der Verwaltungsbehörde des Hospitals solle anvertraut werden. So geschah es denn, daß die jungen Blinden, während vierzehn Jahren, unter der Benennung Blinde der zweiten Abtheilung, mit den armen Blinden,

*) Anmerk. des Uebers. Der 10te Thermidor des Jahres 3 ist der 28ste July 1795.

**) Anmerk. des Uebers. Der 26ste Pluviose des Jahres 9 ist der 16te März 1801.

den, die daselbst versorgt waren, vermengt worden sind, ohne daß zwischen beiden doch eigentlich eine andre Beziehung statt gefunden hätte, als die Gleichheit ihres Gebrechens. Die erste der beiden Stiftungen, nehmlich die der Quinze-Vingts ist ein Hospital, worin man in jedem Alter aufgenommen werden kann, ohne blind geboren zu sein; wo jeder Einzelne für sich lebt; während die andre dieser Stiftungen eine eigentliche zum Unterrichte Blindgeborner gewidmete Schulanstalt ist, in der die Blinden, während eines bestimmten Zeitraums und allgemeinen Vorschriften unterworfen, leben; und wo man ihnen, während eines Aufenthaltes von acht Jahren, nach welchem sie der Gesellschaft wiedergegeben werden, ihren Unterhalt durch Arbeiten zu erwerben, Anweisung giebt.

Man kann jedoch nicht umhin, dem Eifer der Verwaltungsbehörde der Quinze-Vingts, und den Bemühungen, welche sie während der ganzen Zeit, wo sie mit der Sorge für das Wohl dieser Anstalt belastet war, angewandt hat, das Schikksal der jungen Blinden zu verbessern, alles Lob wiederfahren zu lassen. Allein ein stets wiederkehrendes und untilgbares Hinderniß stellte sich allem Guten entgegen, und dieses Hinderniß bestand in der Unverträglichkeit zweier mit einander vereinigter Anstalten. Die Entartung wurde jeden Tag sichtbarer, die Zucht gerieth in Verfall; die jungen Blinden blieben einen großen Theil des Tages müßig; das Erlernen der Musik war fast ihre einzige Beschäftigung, seitdem man sie nicht mehr zu Handarbeiten anhielt und ihnen täglich nur zwei Unterrichtsstun-

den

den gab; und zuletzt kündigte alles den nahen Untergang einer Stiftung an, die einige Jahre zuvor die allgemeinste Theilnahme erregt hatte.

Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, Kinder, welche größtentheils armen Eltern gehören, zeitig zur Arbeit gewöhnen zu müssen, suchte die Verwaltungsbehörde sie in zwei Manufakturen, für Tuch und Tabak, welche sie im Jahre 1806 im Bezirk des Hospitals der Quinze-Vingts für die Blinden der ersten Klasse und die sehenden Mitglieder ihrer Familien errichtete, nützlich zu beschäftigen; jedoch bedeutende Verluste zwangen sie bald, diesen beiden Unternehmungen zu entsagen, welche auch keinesweges den menschenfreundlichen Absichten der Verwaltungsbehörde entsprachen: zu dem Unpassenden, welches mit der Vereinigung älterer mit jüngeren Blinden verbunden ist, kam noch das Nutzlose einer Arbeit, die ihnen niemals vortheilhaft werden konnte, weil sie dabei nur als Gehülfen Beistand leisteten, ohne in allen seinen Theilen ein Fach kennen zu lernen, welches sie in der Folge auch außerhalb dieser Anstalt betreiben und ihren Unterhalt dadurch gewinnen könnten.

Am 5ten Februar 1815, wo der König verordnete, daß das Hospital der Quinze-Vingts wieder unter die Leitung des Groß-Almosenmeisters von Frankreich gestellt werden solle, verfügte er auch, daß die Lehranstalt von diesem Hospital getrennt in dem Bereich des Ministerium des Innern begriffen sein und von jetzt an durch eine ganz besondere Behörde solle geleitet und verwaltet werden.

Diese durch die Ereignisse des Jahres 1815 verzögerte Versetzung der Lehranstalt wurde am 20sten Februar 1816 ausgeführt: und die Anstalt ist im gegenwärtigen Augenblikke in dem ehemaligen Seminar St. Firmin auf der Straße St. Victoire, Hauszahl 65 untergebracht. Alles war nach dieser ihrer Verlegung wieder neu herzustellen, sowohl im Betreff der Arbeiten, als im Betreff des Unterrichts; aber das dringendste Erforderniß war die sittliche Wiederherstellung der Anstalt; den Ort, ohne die Sitten zu ändern, neue Zöglinge hinzuzufügen, ohne diejenigen zuvor entlassen zu haben, deren Gegenwart schädlich war, dieß wäre weniger nützlich als schädlich gewesen. So mußte man sich denn zu einem schmerzlichen Opfer entschließen, und eine große Anzahl von Zöglingen ihren Familien zurükkgeben, als unglükkliche Zeugen eines Geistes der Unordnung und Ungebundenheit, welchen sie aus ihrem früheren Aufenthaltsorte geschöpft hatten, und dessen Fortpflanzung durch sie würde bewahrt worden sein. Drei und vierzig Zöglinge verließen das Hospital der Quinze-Vingts und betraten St. Firmin nicht. Diese Säuberung brachte die verschiedenen Theile des Unterrichts völlig in Unordnung; allein der Eifer der Lehrer überstieg alle Hindernisse; sie arbeiteten rastlos, neue Zöglinge zu bilden, und der Erfolg krönte ihre mühevollen Anstrengungen: denn Alles ist im gegenwärtigen Augenblikke wieder hergestellt; die Klassen sind mit Schülern, die sich durch ihre Geschikklichkeit auszeichnen, gefüllt: es sind darunter sogar Mehrere, welche bei den öffentlichen Uebungen das Staunen

und die Bewunderung der Besuchenden erregen. Ich ergreife auch hier sogleich die Gelegenheit, dem Herrn Dufau, meinem Mitarbeiter, zweitem Knabenlehrer, und dem Fräulein Cordeilhac, Lehrerin der Mädchen, die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die sie verdienen, indem ich auf die Ansprüche aufmerksam mache, die sie sich durch ihre unermüdet angewandte Sorge, so schnell gleiche Ergebnisse zu erhalten, auf die Erkenntlichkeit der Verwaltungsbehörde erworben haben. Ich hoffe, man wird mir diese Abschweifung verzeihen; ich hielt sie für nöthig, um über den Ursprung und die Fortschritte eines Werks, welches durch seinen Nutzen der Theilnahme, die es einflößt, so würdig scheint, eine vollkommene Vorstellung zu geben. Diese Abhandlung wird in drei Abschnitte getheilt sein: der erste wird in fünf Kapiteln allgemeine Betrachtungen über den Geist und das Gemüth der Blinden enthalten; der zweite wird in zwei Kapiteln der Bekanntmachung berühmter Blinden, die sich in den Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet haben, gewidmet sein; der dritte endlich, in 25 Kapiteln, (nicht 22, wie durch Drukkfehler oder aus Irrthum des Verfassers steht) abgefaßt, und in zwei Unterabschnitte getheilt, wird ausschließlich dazu bestimmt sein, über das, in der Anstalt beim Unterricht angewandte Verfahren, und die mannigfaltigen Abänderungen, welche bis jetzt versucht sind, Rechenschaft zu geben. Ich würde mich glükklich schätzen, wenn ich das Ziel erreichen könnte, welches ich mir, als ich diesen Versuch niederschrieb, vorstekkte.

Ich möchte keineswegs eine reinspeculative Abhand-

handlung oder einen Roman über den Unterricht der Blinden liefern; sondern ich wünschte, denjenigen Blinden, welche nicht das Glükk gehabt haben, in diesem Hause unterrichtet zu werden, Mittel zu verschaffen, dieses doch noch im Schooße ihrer Familie zu können. Ich wollte durch die Ergebnisse einer langen Erfahrung beweisen, daß die Blinden so gut wie Andre, in manchen Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden können; daß sie Anlagen haben, die man durch eine, ihnen eigenthümliche Lehrart zu entwikkeln im Stande ist, und daß sie leicht mit Hülfe verschiedener mechanischer Beschäftigungen, in denen man sie übt, für ihren Unterhalt selbst sorgen können.

Weit entfernt, ein Geheimniß aus den Mitteln zu machen, welche wir anwenden, wünschen wir vielmehr, daß sie überall, wo es Blinde giebt, gekannt werden, und hierin unterstützen wir nur die guten Absichten der Regierung. Unsre Wünsche sind gegenwärtig schon zum Theil erfüllt, da man bereits in verschiedenen Reichen Europa's *) mehrere Blindenanstalten ganz auf dieselben Grundsätze wie die unsrige, begründet und nach der von uns erbetenen An=

*) Sr. Majestät des Kaisers Alexander von Rußland Frau Kaiserin Mutter, errichtete zu Petersburg im Jahre 1806 eine solche Stiftung für die Blinden dieses ungeheuren Reichs. Der Erzherzog Johann von Oestreich, welcher im Jahr 1814 eine Reise nach Paris machte, nahm selbst Kenntniß von unsrer Anstalt, in der Absicht, eine ähnliche in Wien zu stiften. (Schon seit dem Jahre 1804 besteht eine solche Anstalt zu Wien. Anmerk. des Uebers.) Ein

eben

Anweisung eingerichtet hat. Wie rühmlich ist es für das an nützlichen Einrichtungen so fruchtbare Frankreich, den ersten Antrieb zu dieser ganz neuen Gattung von Wohlthätigkeit gegeben zu haben, und zu sehen, wie andre Völker sich beeifern, unsre Einrichtungen aufzunehmen, und bei sich einheimisch zu machen!

Glück-

eben so mildthätiger als uneigennütziger Menschenfreund, Herr Kalien von Satenstein, hat auf seine Kosten eine Blindenschule zu Prag eingerichtet. Er wußte, ehe er die Anstalt zu Paris besucht hatte, noch gar nichts von unserm Verfahren; wir haben es uns zur Pflicht gemacht, ihm alle die nöthigen Hülfsmittel zu verschaffen, um dasjenige zu vollenden, was er so trefflich begonnen hat. Man versichert, daß Sr. Majestät der König der Niederlande gesonnen sei, in seinem Reiche, worin es eine so große Anzahl von Blinden giebt, eine der Unsrigen ähnliche Anstalt zu begründen (die Logen-Gesellschaft zu Amsterdam unterhält schon seit einigen Jahren eine Blindenunterrichtsanstalt. Anm. d. Uebers.) und es ist schon zu diesem Zwekke dem holländischen Herrn Gesandten eine sehr genaue Auseinandersetzung über die Verwaltung und den Unterricht zugestellt worden. Die Freunde der Menschheit würden es mit Vergnügen sehen, wenn die beiden schönen Versorgungshäuser zu London und Liverpool, wo die Blinden keinen Unterricht erhalten, in Unterrichtsanstalten, welche der zu Paris ähnlich wären, die alle angesehene Britten, wenn sie das feste Land bereisen, zu besuchen sich beeifern, verwandelt würden. (Die, zum Theil schon lange vor der Herausgabe dieses Werks begründeten Anstalten zu Berlin 1806, Dresden 1808 und Zürch, noch etwas später, kennt also der Verfasser gar nicht? Fr. d. Ueb.)

Glükkliche Kinder! kann man jezt mit Zuversicht zu den Blinden sagen, ihr werdet getröstet sein! Ihr werdet nicht mehr, wie sonst, von Eures Gleichen zurükkgesezt, nicht mehr als eine Art untergeordneter Wesen betrachtet werden: die grausame Absonderung, welche Euch von dem übrigen Theile der Menschheit trennte, wird nicht mehr statt finden; das Unrecht der Natur ist gesühnt; man wird Euch nicht mehr Eure Gebrechen und das Unglükk Eurer Geburt vorwerfen. Darum reichen Euch edle Menschen die hülfreiche Hand, und bemühen sich, Mittel des Unterrichts für Euch zu schaffen, damit rechtliche Leute und treugläubige Christen aus Euch werden mögen: denn sie fühlen es wohl, diese Edeln, wie hoffnungslos Eure Lage sein würde, wenn Ihr nicht durch die Tröstungen, die die Religion denen, welche leiden, besonders darbietet, aufgerichtet und ermuthigt würdet! O wie strafbar würdet Ihr sein, wenn Ihr Euch jemals undankbar zeigtet! Vergesset niemals die edlen Gesinnungen Eurer Wohlthäter, und denket, daß eine ihren frommen Absichten entgegengesetzte Aufführung die größte Beleidigung sein würde, die Ihr gegen ihr Andenken begehen könntet. Was mich, den Bewahrer dieses köstlichen Vermächtnisses betrifft, so preise ich mich jeden Tag glükklich, zur Mitwirkung für ein so gutes Werk berufen zu sein, und ich gefalle mir bei dem Gedanken, daß, wenn von mir nur kalter Staub noch übrig sein wird, Ihr, theuern Kinder noch unter einander das Andenken desjenigen, der sein Leben Eurer Wohlfahrt und Eurem Glükke weihete, segnen werdet. Ich würde glauben, diese Rede unvollkommen gelassen zu haben,

wenn ich nicht noch vor ihrer Beendigung ein dringendes Bedürfniß des Herzens befriedigte, indem ich denjenigen meinen Dank ausspreche, die mir so gern durch ihren Rath und die Leuchte ihrer Erfahrungen beistehen wollten, und es ist ein wahrer Genuß für mich: dem Ritter, Herrn Karl von Pougers, Mitglied der Anstalt, dem berühmtesten Blinden unsrer Zeit, eben so ausgezeichnet durch seine Anlagen, als durch seine Bescheidenheit und die Sanftmuth seiner Gesinnung, die erste Stelle geben zu können; und desgleichen meinem vortrefflichen Freunde, Abbee Siccard, dem gebornen Beschützer aller Unglükklichen, der stets die Gelegenheit aufsuchte Gutes zu thun, und dessen ganzes Leben eine Uebung guter Thaten gewesen ist, und wie könnte ich die zarte Theilnahme vergessen, welche Se. Excellenz, der Herr Minister des Innern, an der Anstalt nimmt, so wie die des Herrn Unter-Staatssecretair, Herrn Grafen von Leskarenne, Oberhaupt der zehnten Abtheilung, und des Herrn Eduard Laffon de Ladebat, welche immer beschäftigt sind, das Loos der, meiner Sorge anvertrauten Unglükklichen zu verbessern. Aber wie sollte es denn auch nicht also sein, da ein König, ein Freund der Menschlichkeit, diese so vorzüglich wohlthätige Anstalt in seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen, und durch seine besondre Obhut zu ehren, gewürdigt hat. Schätzen wir uns also glükklich, die Spender ähnlicher Wohlthaten zu sein, und jeden Tag Gelegenheit zu haben, von denen, die der Gegenstand derselben sind, die Beweise des Dankes zu erndten, denn dieß ist die süßeste und schmeichelhafteste Vergeltung unsrer Bemühungen.

Versuch

Versuch über den Unterricht der Blinden.

Erster Theil.

Allgemeine Betrachtungen über den Geist und das Gemüth der Blinden.

Erstes Kapitel.

Trägt wohl der Verlust eines Sinnes zum Vortheil der übrigen bei?

Man beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit der Frage, ob der Verlust eines Sinnes die Spannkraft der übrigen vermehre? und ob die Taubstummen und Blindgebornen vor den übrigen Menschen einen wirklichen Vortheil, welcher aus der besondern Entwikkelung der ihnen noch bleibenden Sinne hervorgehe, voraushaben?

Die Lösung dieser wichtigen Frage dürfte wohl ein großes Licht in die Erklärung sehr vieler Erscheinungen des menschlichen Verstandes bringen, und in dieser Beziehung ist sie der ganzen Aufmerksamkeit der Philosophen und Metaphysiker würdig.

Angeregt durch den Irrthum, in welchen viele Personen in dieser Rükksicht gefallen sind, habe ich meine Bemerkungen, die ich über die Blinden gemacht habe, mit denen meines berühmten Amtsgenossen, des Abbee Siccard, über die Taubstummen vereinigt, um den wahren Grund der Sache zu erfahren, und ich habe mich überzeugt, daß weder die Taubstummen, noch die Blinden, andern Menschen, die sich im vollen Genuß ihrer Sinne befinden, überlegen sind. Die Geschikklichkeit des Tastsinns, welche man bei den Blinden, und die Uebung, jeden Zug des Gesichts zu verstehen, die man bei den Taubstummen wahrnimmt, rühren lediglich von der Nothwendigkeit her, in der sie sich befinden, da die einen sich fast beständig des Getasts, um das Gesicht zu ergänzen, was ihnen fehlt, bedienen, und die Andern das Gesicht anwenden, um sich Sprache und Gehör zu ersetzen, nichts destoweniger ist das Gesichtsorgan des Taubstummen dem eines andern Sehenden in allen Stükken ähnlich; und wenn der durch Cheseldens sehend gemachte Blindgeborne, nach dem Staarstich, nicht mehr durch das Gefühl die Gegenstände, wie er es vorher thät, unterschied; so rührt dies keinesweges davon her, daß er durch die Wiedererlangung seines Gesichts die Fähigkeit des Getasts verlor, sondern lediglich daher, daß er denselben von jetzt an nur noch als einen das Gesicht berichtigenden Hülfssinn anwandte. Und gerade der entgegengesetzte Fall tritt bei Personen, welche blind geworden sind, nachdem sie einen Theil ihres Lebens hindurch gesehen haben, ein: den erstern wie den letztern ist die Ausbildung eines neuen sich ihnen erst entwikkelnden Sinnes nö-

thig: denn die Sinne, welche den verlornen ersetzen, werden mehr geübt, und ich gebe zu, daß sie oft eine ausgezeichnete Feinheit, die ihre Empfänglichkeit um vieles vermehrt, erlangen; doch das Auge des Taubstummen wird nie hören, die Finger des Blinden werden nie sehen können; und es würden diejenigen, die mich zu widerlegen suchen, aus einer ganz falschen Voraussetzung folgern, daß ein Wesen, welches zwei ja auch drei Sinne verloren habe, durch eine Steigerung, die den übrigen Sinnen die Kraft derer, die ihm fehlen, mittheile, entschädigt werde. Denn alsdann müßte ja das junge Madchen, welches man vor einigen Jahren in der Taubstummen-Anstalt gesehen hat, und welches taubstumm und blind zugleich war, auf nur noch zwei Sinne beschränkt, nach dieser seltsamen Voraussetzung durch den Geruch und das Gefühl allein Mittel gefunden haben, sich mehr oder weniger vollkommen Vorstellungen über Licht, Ton und Sprache zu verschaffen. Was könnte wohl mehr der Wahrheit entgegenstehen! Ihr Dasein war nur das einer Pflanze: sie war der Eindrükke, der Aufregung, welche äußere Gegenstände auf unsre Sinne machen, und welche wir daher auch organische Sinnenempfindungen nennen, die, wenn das Werkzeug zu ihrer Auffassung und Fortpflanzung fehlt, auch nicht vorhanden sein können, beraubt; ihre gleichsam eingekerkerte Seele mußte zu einer völligen Thatlosigkeit verdammt sein *).

Nichts

*) Der Arzt, Herr le Roy, welcher im Jahre 1812 eine sehr anziehende Verhandlung über das Lachen herausgab, machte viele

Nichts desto weniger war dieses junge Mädchen, bei welchem jede Mittheilung aufhörte, vielleicht dennoch für solche innere, der sinnlichen Empfindung fremde Bewegungen, die mehr von dem Geiste als von den Sinnen abzuhängen scheinen, und welche sich mehr auf unsinnliche und geistige, als auf sinnliche und leibliche Gegenstände beziehen, empfänglich. Ich sah sie oft errôthen, und sie schien mir oft in dem Zustande zu sein, in dem wir uns befinden, wenn Schaam oder Schreck uns ergreifen. Vielleicht empfand sie alsdann Freude oder Traurigkeit, Vergnügen oder Mißvergnügen, Behagen oder Unbehagen; und da unsre Freuden und Leiden offenbar unsrer Seele, deren unmittelbare Wahrnehmungen sie sind, angehören, ohne dem Leibe, mit welchem sie vereinigt sind, zuzukommen, so konnte sie diese Bewegungen, welche wir Empfindungen der Seele nennen, und welche nicht einmal die Nothwendigkeit des

---

viele Versuche mit dieser jungen Taubstummen, indem er sich bemühte, das Lachen bei ihr zu entwikkeln, welches, wie man weiß, die unmittelbare Wirkung einer besondern Art des geistigen Auffassungsvermögens (was ich immer Sinnlichkeit nennen möchte), die in uns eine auffallende oder belustigende Vorstellung, die Vorstellung des Lachens hervorbringt, ist. Man begreift es wohl, daß er seinen Zwekk nicht erreichen konnte; er erlangte nur ein krampfhaftes Lachen, welches die Folge einer künstlich gemachten Einwirkung auf die Sinne, die eine mechanische Aufreizung der Haut verursachte, bekannt unter dem Namen des Kitzelns, oder der Kitzelung, war.

des Nachdenkens voraussetzen, gar wohl auffassen. Schließen wir daher, wie es dem zu Folge dargethan ist, daß, wenn nichts in unserm Verstande sich befindet, was nicht durch die zu dieser Vermittlung nöthigen Sinne *) in denselben gekommen ist, wir nothwendig der Vorstellung entbehren müssen, welche sie uns geben, weil kein Ersatz das einmal gestörte Gleichgewicht sinnlich wieder herstellt. Die Geschikklichkeit des Blinden- und Taubstummenlehrers besteht also darinn, auf neuen künstlichen Wegen diejenigen Vorstellungen in die Seele zu bringen, deren sie sonst ganz entbehren **) müßte. Man müßte die Mühe nicht kennen, welche diese Art von Unterricht mit sich führt, und die Schwierigkeiten, die man zu besiegen hat, um sich des Glaubens zu erwehren, daß der Verlust eines oder mehrerer Sinne, das größte ja unersetzlichste Uebel sei, welches nur auf Unkosten unsers Glükks und der Vervollkommnung unsrer Fähigkeiten bestehen könne.

---

*) Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu. Nichts ist in unserm Verstande, was nicht zuvor durch unsre Sinne ging, sagt Aristoteles.

**) Anmerk. des Uebers. Ich muß hier bemerken, daß Herr D. Guillie' fast durchgängig über Blindgeborne oder sehr früh Blindgewordne spricht, und nie den wichtigen Unterschied zwischen einem Blindgebornen oder sehr früh Erblindeten, der, wenn er unterrichtet wird, gar keine Gesichtsvorstellung hat, und zwischen dem, der wenigstens bis zu der Zeit seines Jugendlebens, wo aufgefaßte Anschauungen schon mit Bewußtsein in der Seele zurükbleiben, sein Gesicht

hatte; also eine große Fülle von Begriffen, die allen Sehenden gemeinschaftlich ist, zu dem Unterrichte mitbringt, berührt. Wer mag wohl dem Blindgebornen den Mangel der Farben-Anschauung, wenn sie bei dem später Erblindeten auch nur noch in der Erinnerung statt findet, jemals ersetzen? Denn bis jetzt habe ich für meinen Theil noch keinen sprechenden Beweis, daß irgend ein Blinder, durch das Gefühl der Finger, Farben wirklich von einander unterscheiden könne, und alles, was man hierüber sagen mag, scheint mir auch wirklich nur auf ungenauen, nicht recht auf den Grund der Sache gehenden Beobachtungen zu beruhen. Ich weiß recht gut, daß Blinde bei vielen Gegenständen die Farben erkennen, so z. B. an dem Haupthaar ihrer Bekannten und an den Haaren der Rosse, so wie auch bei verschiedenen Früchten, so daß z. B. ein Mädchen in der Zürcher Blinden-Anstalt blaue und grüne Weintrauben recht gut von einander unterschied; ja selbst bei verschiedenen Arten von Seide ist dieses möglich. Doch woher kommt dies? Der Grund ist ein sehr natürlicher. Schwarze, überhaupt dunkle Haare sind im Durchschnitt bei Menschen und Thieren härter und steifer, als helle. Ein ähnlicher Unterschied mag wohl auch bei blauen und grünen Trauben statt finden. Verschiedenfarbige Seide endlich nimmt von den mannigfaltigen bei den verschiedenen Farben auch verschiedenen Färbestoffen entweder eine gewisse Härte, Glätte oder wohl auch Weiche und zähe Klebrigkeit, nicht minder auch den Geruch der Färbestoffe an. Sagt man nun dem, bei seinen, durchs Gefühl zu machenden mühsamen Beobachtungen stets sehr aufmerksamen Blinden: das Haar dieses deines Freundes ist schwarz, und das des andern ist blond, so wird er sich, zumal wenn keine noch zurückgebliebene Vorstellung von schwarz und blond, ihn nun in seiner Aufmerksamkeit stöhrt, als das einzige Unterscheidungs-

kungszeichen beider Haare, die größere Härte des erstern, und Weiche des letztern gar bald merken, und er wird bei einer andern Gelegenheit, wo er aus diesem Grunde wirklich die Haarfarbe zweier Personen unterscheidet, und aus Eitelkeit die Wahrheit nicht entdekkt, gar bald in den Ruf eines Farbenfühlers kommen. Eben so verhält es sich bei dem übrigen, besonders bei der Seide, wo ich selbst sehr häufig, ohne mir ein Zeichen an die Rolle, auf die die Seide gewikkelt war, zu machen, sehr gut an der verschiedenen Glätte oder andern unbedeutenden Kennzeichen die Farben gemerkt habe; ja selbst Sehende, die häufig mit dergleichen Material umgehen, wie die Schneider, wählen oft das richtige Knaul blos nach dem Gefühl. (Das Rosenroth, wenn es im Strängchen oder auf den Knaul gut gewikkelt ist, läßt, wenn man es drükkt, ein eigenes Knistern hören, was zwar auch bei anders gefärbter Seide, doch weit seltner vorkommt). Am allersichersten würde man, meiner Meinung nach, einen Farbenfühlenden Blinden prüfen können, wenn er bei Porzelan- oder Glasmalereien die Farben unterscheiden sollte, wo, besonders bei der ersten Art, die nach dem Malen erst gebrannt wird, gewiß jeder Unterschied des Farbestoffs verschwunden, ja oft die Anwesenheit von aufgetragenen Farben gar nicht einmal zu bemerken ist. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einen seltsamen Gedanken, mit dem ich mich schon Jahrelang trage, ohne daß ich ihn jedoch bisher zur Ausführung hätte bringen können, wenigstens auszusprechen, denn ich meine, ein mitgetheilter Gedanke, ein ausgesprochnes Wort geht nie ganz verloren, und seine Möglichkeit oder Unmöglichkeit, das Wahre oder Richtige in ihm wird doch einmal, früher oder später, versucht und erwiesen. Als ich mit den Erscheinungen der thierischen Polkraft (oder des thierischen Magnetismus) genauer bekannt wurde, so

schien

schien mir dies auf folgende Art ein Weg, dem Blindgebornen Farbenanschauungen zu verschaffen; ich dachte mir und denke es noch: wenn ein Sehender, im magnetischen Schlafe, ohne Mitwirkung seiner Augen, der gewöhnlichen Sehwerkzeuge, blos durch die gereizte Thätigkeit seiner übrigen Nerven, besonders der des Unterleibes, des sogenannten Ganglien-Systems, lesen, also schwarz und weiß, und tausend andre Dinge unterscheiden kann, so muß es wohl auch zunächst für einen Blindgewordnen, der die Vorstellung von Farben noch hat, und dessen gewöhnliches Sehwerkzeug vollkommen zerstöhrt ist, möglich sein, die Farben, wenn er in den magnetischen Schlaf versetzt würde, zu erkennen, und von einander zu unterscheiden. (Hierdurch wäre denn zugleich erwiesen, daß das Sehen im magnetischen Schlafe wirklich ganz unabhängig von dem Sehwerkzeuge des Auges statt fände.) Dies nun wollte ich zuerst an mir versuchen, doch habe ich bisher keinen sich dazu eignenden und dazu bereitwilligen Mann gefunden, der mir an Nervenkräften wäre überlegen gewesen. Hätte sich nun auf diese Art die Gewißheit ergeben, der Blinde könne auch ohne den gewöhnlichen Licht- und Anschauungskanal, Vorstellungen von Farben und Formen auffassen, so wäre es, meiner Meinung nach, nun auch leicht, einem Blindgebornen, oder so früh Blindgewordnen, daß keine Farbenerinnerung mehr da ist, durch Einwiegen in den magnetischen Schlaf, und durch das, in diesem stattfindende Nervensehen, Farbenanschauung beizubringen, da man ihm ja nur verschiedenfarbige Gegenstände in seinen Sehkreis bringen und auf dem bisherigen Wege des Gesprächs zwischen dem Schlafenden und dem Einschläferer auf den Unterschied der Farben aufmerksam machen und ihre Namen ihm nennen dürfte. Freilich wäre damit noch nicht alles gethan, und es hinge der Haupterfolg, dem Blinden nun

auch

auch für den gewöhnlichen Zustand die Farbenanschauung zu verschaffen, jetzt noch von der Rükkerinnerung nach dem Erwachen, an das, was er im magnetischen Schlafe kennen gelernt hat, ab; freilich weiß ich außer dem Ungewöhnlichen und der Neuheit des Eindrukks, den der Blinde im magnetischen Schlaf empfangen hat, kein anderes Mittel, die Rükkerinnerung, die wirklich schon bei einigen sogenannten Somnambülen soll statt gefunden haben, zu bewirken, und es könnte dieses nur durch Versuche entschieden werden; so wie denn dies auch von sehr vielen Einwendungen gilt, die man mir, entweder um mich zu widerlegen, oder auch um mich aus guter Meinung von dem Unternehmen zurükzuhalten, gemacht hat, z. B. es müsse, weil von einer polartigen Gegenwirkung die Rede sei, auch durchaus dieser Polgegensatz bei dem Geschlecht der sich Magnetisirenden statt finden; oder es sei die Versetzung in den Zustand des Hellsehens eine Herabwürdigung der menschlichen Natur, die hier ihren freien Willen für den Augenblikk opfere und sich ganz wieder in die Ketten der nothwendigen Naturgesetze zurükbegebe, oder, was in der That wichtig genug ist, daß der, der sich einschläfern läßt, nun auch mit den zartesten Fäden seines Gemüths an diejenige Person gebunden sei, die ihn einschläfere. Doch genug hievon. Es giebt noch einen andern, und weit wichtigern Begriffsmangel für die Blindgebornen, der freilich mit dem vorigen sehr genau zusammenhängt, dessen Einfluß sich jedoch noch viel weiter, als auf die bloße Farben-Unterscheidung erstrekkt, und es ist dies die richtige Vorstellung des großen Unterschiedes zwischen Licht und Schatten. Von ihnen und ihren unendlichen Abstufungen hängt ja nicht blos die Vorstellung der Farbe, es hängt auch der Begriff des Ueber- und Unter-, Vor- und Hinter- und Nebeneinanderseins der Dinge, ja der Begriff von

Einheit und Mehrheit, und in gewisser Rükksicht wohl auch der der Ruhe und Bewegung, des Festen und Flüssigen, vor allem aber der des Durchsichtigen und Undurchsichtigen, ab. Zwar giebt der Tastsinn dem Blindgebornen allerdings eine Vorstellung von Formen und Gestalten, von ihrem Vor- und Hinter-, Ueber-, Unter- und Nebeneinandersein, allein es scheint mir denn doch die Vorstellung der Begrenzung für ihn lediglich von dem Eindrukk der stärkern oder geringern Dichtigkeit, die er bei der Betastung wahrgenommen hat, abzuhängen, wenigstens hat mich die Versicherung eines denkenden, sehr früh erblindeten Freundes, mit dem ich über die Art und Weise, wie er sich Gestalten in seiner Vorstellung sondere, sprach, fast gänzlich zu dieser Ueberzeugung gebracht, und es ist, obwohl das Auffassen des Begrenztseins der Dinge durchs Gesicht auch nur im Unterscheiden einer größern und geringern Dichtigkeit besteht, doch immer noch der wichtige Unterschied vorhanden, daß die durchs Gesicht aufgefaßte Vorstellung mehr objektive Gültigkeit in unsrer innern Anschauung erhalten, als die durch das Getast aufgefaßten, die, weil sie weniger scharf in unsrer Sinnlichkeit von uns getrennt sind, weit mehr mit unsrer Subjektivität zusammenschmelzen. Was endlich den ganzen unendlichen Raum betrifft, so hat allerdings der Blinde in seiner tiefen von keiner Begrenzung durch Licht und Schatten gestörten Nacht, den reinsten unendlichsten Raum vor sich; aber es fragt sich, ob der, bei allen seinen sinnlichen Eindrükken und bei seinen geistigen Vorstellungen an eine endliche Begrenztheit gebundene Mensch, nicht auch bei seiner Annäherung zur Vorstellung des Unendlichen nothwendig gewisse Ruhepunkte für seine Einbildungskraft bedarf, von wo aus sie mit neuer Schwungkraft der Gedanken weiter fortsteuern

könne

könne zum Reiche des Nichts. Ich kann mich nicht entbrechen, hier die Worte eines trefflichen Denkers, die mir ganz zur Bezeichnung dessen, was ich hier nur andeuten kann, geeignet scheinen, anzuführen. (Siehe Moritzens Kinderlogik von S. 95 bis S. 99.).

„Der größte und auffallendste Unterschied, der von Anbeginn in die Natur gelegt war, ist der zwischen

Licht und Finsterniß.

Ein Unterschied, der dem Menschen auch in der Kindheit seines Verstandes nicht entgehen konnte.

Das Licht, wodurch erst aller Unterschied der Dinge, ihre Farben und Gestalten, dem Auge sichtbar werden, und selbst im Gegensatz gegen die Finsterniß —

Das unterscheidende und ordnende gegen das nicht unterscheidende und verwirrende Principium.

Nothwendig mußte in der vorstellenden Kraft des Menschen, durch diesen Unterschied, die erste tiefste Furche gezogen werden, deren Spur durch die mannigfaltig zuströmenden Bilder, am Tage nicht wieder vertilgt werden konnte. —

Hier wurde der erste Grundstein des menschlichen Denkens gelegt — Vorstellungen von dem Allerentgegengesetztesten

von Wahrheit und Irrthum
gut und böse
recht und unrecht

worauf die ganze Macht unsers Denkens beruhet, wurde hier die erste Bahn gebrochen. —

Auch mußte sich durch diesen Unterschied zuerst die Zunge des Menschen zu dem Jubel lösen, womit er das kommende Licht begrüßte, und zu der Klage, womit er zuerst die furchtbare Dunkelheit der Nacht hereinbrechen sah. —

Er fühlte sich durchdrungen, die ersten Laute der Sprache zu stammeln:

Nachdem er das Licht von der Finsterniß unterscheiden gelernt hatte,

so nannte er das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.

Nachdem nun die erste schärfste Grundlinie gezogen war, so kam der zweite große Unterschied an die Reihe, zwischen

oben und unten

Himmel und Erde.

In der Dunkelheit der Nacht war Himmel und Erde eins. Der Himmel schien auf der Erde zu ruhen, und die Erde an den Himmel zu stoßen. —

Die Gestalten der Dinge waren erloschen — die Erde war wüste und leer.

Aber mit der Geburt des Lichtes am Morgen zog sich, das blaue Gewölbe des Himmels allmählig in die Höhe — und die Berge senkten sich vor dem Blikk des Menschen nieder, indem sie sich von dem auf ihren Häuptern ruhenden Nebel trennten.

Die große Lichtmasse, die nun einmal in der Vorstellung des Menschen von der Finsterniß abgesondert war, zerfiel in

Himmel und Erde. —

In den lichten blauen Aether, der emporsteigt, und die undurchsichtige schwere Erde, die sich niedersenkt. —

Dieser zweite große Unterschied drang sich der Beobachtung des Menschen auf, so oft er sein Auge emporhub und es wieder niederschlug. —

Himmel und Erde war also die Erste Geburt des Lichts, das aus der Finsterniß emporstieg. —

Himmel und Erde ist der große Gedanke des Menschen, womit er alles umfaßt, was ihn umgiebt. — Von der Sonne, die am Himmel glänzt, bis auf das Würmchen, das am Blatte flimmert. — Indem

Indem nun der Mensch sein Auge von der festen undurchdringlichen Erde, worauf sein Fuß sich stützt, auf die wallende Wasserfläche warf, die in ihrem Schooße das Bild des Himmels spiegelt, welch eine neue Furche mußte plötzlich durch diesen Unterschied in seiner vorstellenden Kraft gezogen werden!

Erde — Meer —
fest — flüßig —

Nun war die große Masse geordnet —

Licht — Finsterniß —
Himmel — Erde —
Erde — Meer —

Die kleinern Unterschiede konnten nun allmählig an die Reihe kommen. —

Auf der Erde lernte der Mensch Bäume, Pflanzen und Kräuter und am Himmel Sonne, Mond und Sterne unterscheiden." —

Zweites Kapitel.

Ueber das Gedächtniß der Blinden.

Das Gedächtniß der Blinden ist in der That bewundernswerth. Rührt diese, in ihrem Dasein so gewisse, in ihrem Wesen aber so unbekannte Erscheinung, wie man glaubt, davon her, daß sie nicht durch das Gesicht zerstreut sind? oder liegt ein Grund davon, der diese Fähigkeit auf eine besondere Weise entwikkele, in der Beschaffenheit ihrer Sinne? Ob nun wohl die zufällige Ursache, von der das Gedächtniß, bei seiner Uebung und seiner Verrichtung

richtung abhängt, wahrscheinlich für immer unentdekkt bleiben wird, so wollen wir doch einen flüchtigen Blikk auf dieses kostbare Vorrecht des Menschen werfen, und untersuchen, wovon das Wachsthum des Gedächtnißes abhängt, welches den Blinden zugetheilt ist.

Man hat das Gedächtniß mit einem Archiv-ähnlichen Vorrathsbehältniß verglichen, wo sich eine Unendlichkeit von Dingen, von denen wir entweder eine geistige Vorstellung oder einen sinnlichen Eindrukk gehabt haben, mehr oder weniger eingeprägt, in Verwahrung befindet, und zwar ist es eine Art von Gepräge, dessen die Seele in dem Augenblikke des Bedürfnisses sich erinnert und es wiederfindet, und welche, wiedererwekkt den von der Seele in irgend einer frühern Zeit erkannten Vorstellungen und Begriffen der Dinge gewissermaßen ein neues Dasein giebt. Loke hat es mit einer ehernen, von Schriftzügen bedekkten Tafel verglichen, die die Zeit allmählig verlöscht, wenn man sie nicht zuweilen mit dem Griffel auffrischt. Der Pater Mallebranche sagt, daß es in den Spuren, die die Lebensgeister dem Gehirn eingeprägt haben, bestehe, die die Ursache der Leichtigkeit, mit der wir uns der Dinge erinnern, sei; indem er hinzufügt, daß dieß auch der Grund wäre, warum bejahrte Menschen das Gedächtniß für vergangne Dinge verlören, weil ihre Hirnfasern mit Feuchtigkeiten getränkt seien, welche sie nicht verflüchtigen können, da es ihnen an Feuer fehle.

Ich habe diese letzte, durch einen berühmten Mann gegebne Erklärung des Gedächtnisses nur

darum

darum beigefügt, um zu beweisen, wie viel wir den physiologischen Wissenschaften im Betreff des Ausdrukks und der Bestimmtheit, welche die Neuern in ihren Erklärungen anwenden, schuldig sind; denn man könnte sich wohl, legte der Name eines Mallebranche nicht eine gewisse Ehrfurcht auf, kaum enthalten, diese lächerliche Erklärung des Gedächtnisses ein närrisches Sinn- und Vernunftloses Geschwätz zu nennen. Doch kehren wir zurükk.

Es ist in dem Menschen ein Gedächtniß für Sinnliches und Uebersinnliches vorhanden. Das erste erinnert ihn an empfangene Vorstellungen seiner sinnlichen Empfindungen, das zweite an seine Wahrnehmungen, Schlüsse, Urtheile, Betrachtungen, seine sittlichen Freuden und Leiden. Hierinn unterscheidet sich der Mensch von dem Thiere, welches nur ein Sinnen- niemals aber ein Vernunftgedächtniß hat, weil die blos sinnliche Erkenntniß durchaus kein eigentliches Vernunftdasein voraussetzt.

Jene zweite Art von Gedächtniß ist es aber grade, mit welcher die Blinden so hervorstechend ausgestattet sind. Es ist wahr, sie sind der Mittel, welche die Augen den Sehenden darbieten, sich eine künstliche Gedächtnißkraft zu verschaffen, beraubt; aber vielleicht haben sie eine innere, von der großen Leichtigkeit der Zergliederungsgabe, die sie, wie ich später zeigen werde, besitzen, herrührende Gedächtnißkunst.

Nach dem Bericht des Pater Charlevoix *) sind es Blinde, denen man in Japan die Sorge des Anden-

*) Geschichte von Japan, Kap. II. Seite 203.

Andenkens der wichtigsten Ereignisse anvertrauet. Die Jahrbücher des Reichs, die Geschichten großer Männer, die ältesten Familienurkunden, sind nicht sicherere Denkmähler als das Gedächtniß dieser ausgezeichneten Blinden, die, indem einer dem andern sein Wissen mittheilt, eine geschichtliche Ueberlieferung bilden, welche Niemand einer Unrichtigkeit zu zeihen sich untersteht. Es giebt Anstalten, wo sie nicht blos ihr Gedächtniß zu bilden, sondern auch das, was sie wissen, in Verse zu setzen, und die schönsten geschichtlichen Züge mit allen Reizen der Dichtkunst und Musik zu schmükken, von Stufe zu Stufe erlernen. Sie haben ihre Haupt- und Unterbeamten, ihre Obrigkeit, und genießen eines großen Ansehens.

Um einen physischen Grund der so unbegreiflichen Gedächtnißerscheinungen zu finden, dachten sich einige Denker, geistreich genug, in unserm Gehirn eine Art von natürlichem Klavier, von einer unendlichen Anzahl Saiten zusammengesetzt, unter denen wieder eine unaussprechliche Menge in gegenseitigem Einklang stehen, und auf welchem eben so, wie auf einem durch menschliche Kunst gebauten Klavier, die angeschlagene Saite erzittert, und die mit ihr in Einklang befindlichen erschüttert, ohne die andern zu bewegen.

Hier ein Beispiel, wie sich, nach dieser Voraussetzung, das Gedächtniß in uns wirksam zeigen müßte: der ausgesprochene Name Alexander macht einen Eindrukk auf unser Ohr, und setzt in unserm Nervenbau die Faser in Bewegung, an deren Erschütterung in unserer Seele die Vorstellung Alexander geknüpft ist. Diese

Diese erschütterte Hirnfaser durchbebt nach und nach alle, die mit ihr im Einklange stehen, welche sich zugleich in dem Augenblikke bewegt haben, wo wir die Geschichte dieses großen Heerführers lasen.

Ganz folgerichtig erregt sie nun alle verschiedenen um den Sitz der Seele herum befindlichen Fasern, deren Schwingung nun nach und nach alle Ideen, welche in unserm Innern bei dem Gegenstand Alexander, dadurch, daß er von Philipp erzeugt ist, Griechenland unterworfen, den Darius entthront, Asien angegriffen, den Porus besiegt, Egypten beunruhigt habe, und daß er endlich bei der Belagerung von Babylon gestorben sei *), vorhanden sind, wiedergebähren und beleben muß.

Die Anstrengung, welche man, um auswendig zu lernen oder zu behalten, macht, erschüttert allmählig und in mehrern Absätzen, eine Folge von Fasern, welche in unserm Gehirn in enger Verbindung so vereinigt und geordnet sich befinden, daß, damit darinn, um so zu sagen, das Nachdenken erhalten werde, die Reibung der einen unter ihnen auch die übrigen

*) Anm. des Ueb. Daß Alexander während einer Belagerung von Babylon gestorben sein soll, wie der Verfasser sagt, ist auf jeden Fall ein historischer Irrthum von seiner Seite, da, so viel mir bekannt ist, kein Grieche oder Römer hievon spricht, sondern alle ihn im Frieden an den Folgen eines Giftes, was er sich entweder selbst durch seine Ausschweifung, oder was treulose, nach seiner Krone und also auch nach seinem Leben trachtende Diener, ihm beigebracht, sterben lassen.

übrigen nach und nach in Thätigkeit setzen muß, und Raum genug für das Erwachen so vieler Gedanken und Empfindungen als möglich in unserer Seele gestatte.

In einem vollkommnen Gedächtniß theilt das Zittern der einen Faser die Bebung sogleich allen übrigen mit, denn hierinn besteht ihre Verknüpfung. In schwachen Gedächtnissen sind Lükken vorhanden, weil einige der innerlich in Verbindung stehenden Fasern sich abspannen und den Einklang verlieren, und indem sie ihn verlieren, stumm und ohne Bewegung bleiben. (L. Para.)

Und diese innere Gedächtnißkunst ist es, von der wir glauben, daß die Blinden sich ihrer aus Naturtrieb bedienen. Durchdrungen von dieser Vorstellung, vermeide ich sorgfältig, sie, sei es bei dem Unterricht, sei es beim Gespräch mit ihnen, allzuschnell von einer Vorstellung auf die andre zu führen, überhaupt wenn diese Vorstellungen von einander verschieden sind, und eine große Stufenreihe unter ihnen unbesetzt bleiben muß. Dann trachte ich vielmehr, indem ich zergliedernd verfahre, an das schon Bekannte dasjenige wieder anzuknüpfen, womit ich sie bekannt machen will, ich trachte, um mich der oben entwikkelten Lehre zu bedienen, immer eine Saite anzuschlagen, welche wieder eine andre anklingt: und es sind auf diese Art die Eindrükke tief und bleibend. Uebrigens gehen diejenigen Blinden, die sich Zeit nehmen, alles gut zu machen, allmählig zu Werke, und nichts beleidigt sie so sehr, als Zusammenhangslosigkeit. Helvetius sagt im 3. Kapitel des 3. Gesprächs über den Verstand, daß

ein

ein großes Gedächtniß eine in der Regel seltene Erscheinung, und fast gänzlich erkünstelt sei, und daß jene große Ungleichheit des Gedächtnisses, bei körperlich gut gebildeten Menschen weniger die Wirkung einer ungleich vollkommenen Ausbildung der Sinnenwerkzeuge, die dasselbe hervorbringen, als vielmehr einer ungleichen Aufmerksamkeit für dessen Ausbildung selbst, sei.

Demzufolge verdankt man den Scharfsinn seines Verstandes oft, den Umfang seines Gedächtnisses jedoch immer, der Ordnung, und so ist es auch ein Mangel der Ordnung und die Wirkung der Gleichgültigkeit, die man gegen manche Arten des Studiums hat, welche in gewisser Beziehung diejenigen gänzlich des Gedächtnisses beraubt, die in anderer Hinsicht mit dem umfassendsten Gedächtniß begabt zu sein scheinen. Ordo ducit ad virtutem (die Ordnung führt zur Tugend) sagt der unsterbliche alte Bischof von Hippo in eben diesem Sinn.

Das Gedächtniß der Blinden dürfte also wohl von dem Geiste von Ordnung, mit dem sie allgemein begabt sind, und von der Gewohnheit, die von ihnen aufgefaßten Gedanken in ihrem Kopfe so zu ordnen, daß sie sie daraus leicht ihrer ganzen Reihe nach, wieder hervorrufen können, abhängen. Man findet sehr wenige von Wahnwitz befallene Blinde, die sich in jenem Zustande von Verstandesschwäche und Geistesentfremdung, der nothwendig eine Zusammenhangslosigkeit der Vorstellungen und eine gänzliche Abweichung aller Gehirnverrichtungen voraussetzt, befinden. Die weit gesammeltere Aufmerksamkeit macht, daß die Gegenstände, die uns

nur

nur unmerkliche Eindrükke zurükkließen, sich ihrem Geiste tief einprägen, diese bedingte Fähigkeit wird bei ihnen, wie bei den Sehenden, durch Krankheit, krankhaftes Irrsein, Abnahme der Kräfte u. s. w. gestört und geschwächt, aber in einem weit geringern Grade, und dieses folgt wohl natürlich aus unsern schon oben aufgestellten Grundsätzen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mir diese Thatsache in verschiedenen hitzigen Krankheiten, bei deren Behandlung sie mir vorgekommen ist, zu bewahrheiten.

Man sagt, daß ein starkes Gedächtniß sich selten mit einer guten Urtheilskraft verbinde. Dieser, obwohl schon seit langer Zeit wiederholte Satz, ist jedoch bei weitem noch nicht erwiesen: Lesueur, der Massieu *) der Blinden, der erste Zögling, welcher nach dem Verfahren unterrichtet wurde, dessen wir uns gegenwärtig bedienen, hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß, und eine seltene Beurtheilungskraft; und fast alle Blinden, die ich gekannt habe, vereinigten in einem hohen Grade diese köstlichen Eigenschaften.

Ich begreife es wohl, daß es, mit einem mechanischen Gedächtniß begabte und aller Beurtheilungskraft beraubte Menschen geben könne; aber ich sehe nicht ein, wie man eine vollkommene Beurtheilungskraft haben könne ohne Gedächtniß. Es ist, sagt Montaigne im 17ten Kapitel des 2ten Buchs, das Gedächtniß ein Werkzeug von wundersamen Dienst, ohne welches die Beurtheilungskraft wohl kaum ihre Pflicht leisten wird. Man hat Men=

*) Anm. des Ueb. Massieu, ein vorzüglicher Zögling der Taubstummenanstalt.

Menschen gesehen, die die Fähigkeit des Behaltens bis zu einer fast unglaublichen Stufe gebracht haben. Seneka belehrt uns über sich selbst, daß er durch eine große Anstrengung des Gedächtnisses zweitausend Wörter in derselben Ordnung wiederholte, in der man sie ausgesprochen habe. Muret (de quorundam admirabili memoria) berichtet, daß ein junger Mensch aus Korsika die Kunst erfunden habe, sich ein erstaunliches Gedächtniß zu verschaffen: er behielt gegen dreitausend griechische, lateinische und barbarische Wörter, die gar keine Beziehung unter sich hatten und wovon auch der größte Theil nichts bedeutete. Er sagte sie in derselben Ordnung, in der sie ihm waren gesagt worden, von dem ersten bis zu dem letzten hinab- und von dem letzten bis zu dem ersten wieder hinaufgehend her. Er versicherte selbst bis 36,000 Wörter mit derselben Schnelligkeit lernen zu können. Er lehrte einem Herrn aus Venedig sein Verfahren, und setzte ihn binnen kurzer Zeit in den Stand, dasselbe zu leisten wie er. Wir haben ja sogar gesehen, wie Herr Fainaigle sich benahm, um künstliche Gedächtnisse zu bilden. Aber durch diese Art von Gedächtniß zeichnen sich die Blinden keinesweges aus, sondern vorzüglich durch dasjenige, welches, da es sich an Thatsachen und Zusammenhang festhält, einer Entwikkelung durch Beurtheilungskraft und Nachdenken fähig ist *).

*) Anm. des Ueb. Was dieses letzte Urtheil des Verfassers über die Art des Gedächtnisses bei dem Blinden betrifft, so muß ich ihm, im Ganzen genommen, Recht geben; denn an mir selbst habe ich die Erfahrung gemacht, daß ich für

mathematische Gegenstände, wo eine bestimmte Schlußfolge statt findet, ein weit treueres und willigeres Gedächtniß habe, als für geschichtliche, wo die Mannigfaltigkeit der Darstellung, ja das oft Zweifelhafte der Thatsachen selbst, das Gedächtniß gar unangenehm belästigt; doch möchte der Satz, das Gedächtniß knüpft sich mehr an den Verstand als an sinnliche Merkmale, wohl auch durch das Alter des Menschen bedingt werden, denn nach meiner eigenen und der Beobachtung vieler meiner ältern Freunde und Bekannten ist das Gedächtniß in dem Kindesalter gewöhnlich weit frischer und weit mehr zum blos wörtlichen Auswendiglernen geneigt als späterhin, wo es in eben dem Grade, wie der Verstand sich mehr und mehr entwikkelt, auch abzunehmen scheint. Was die übrigen schon vorhergegangenen Urtheile über das Gedächtniß im Allgemeinen betrifft, so kann und mag ich mich hier keinesweges darauf einlassen, den Werth der verschiedenen Meinungen, die der Verfasser über den Grund und die Art der Wirksamkeit des Gedächtnisses anführt, gegeneinander abzuwägen, allein die Meinung des Herrn Verf. scheint mir doch ein wenig gar zu materialistisch, und das Verdienst der Bestimmtheit und Klarheit, was er den Erklärungen neuerer Physiker zuschreibt, wird mir, wenn er blos diese und ähnliche Erklärungen meint, die man hier wohl im doppelt wahren Sinne Hirngespinste nennen kann, fast mehr als zweifelhaft, wogegen mir der bittere Tadel des guten Mallebranche eher ungerecht erscheint; denn wer ist wohl im Stande bei unserer Seelenthätigkeit, die wahre Grenze zwischen den reinen Verrichtungen des Geistes oder der Sinne zu ziehen, und wer mag den Knoten nachweisen, der die Sphäre des Verstandes und alles Geistigen an die der Anschauung und alles Leiblichen knüpft, denn gilt nicht vorzüglich hier, was der Apostel sagt: (1 Kor. 13,9–12.)

Unser

Drittes Kapitel.

Von den Fähigkeiten, welche sich bei den Blinden entwikkeln, und von dem Uebergewicht einiger dieser Fähigkeiten über die der Sehenden.

Ich werde zur Entwikkelung dieser Frage, die unter mannigfaltigen Beziehungen wieder in das eingeht, was ich schon behandelte, sehr wenig sagen können, denn ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, daß die Ermangelung eines Sinnes nichts zum Vortheil der andern beiträgt, und daß der Blinde nicht für den Verlust des Sinnenwerkzeuges, welches er entbehrt, entschädigt werden kann; aber wenn es auch keinen physischen Ersatz für ihn giebt, so hat ihn doch die Vorsehung nicht gänzlich ohne Trost lassen wollen, und sie hat ihn mit einer großen Fruchtbarkeit der Einbildungskraft und eben solcher Richtigkeit des Urtheils begabt.

Ich werde nichts von Homer, welcher schon erblindet seine angestaunten Heldengesänge dichtete, nichts von Milton, der im Anfang des dritten Gesan-

---

Unser Wissen ist Stükkwerk und unser Weissagen ist Stükkwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommne, so wird das Stükkwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, da that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stükkweise; dann aber werde ich's erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

Gesanges seines verlornen Paradieses mit so vielen Reizen von dem Lichte spricht, nichts von unserm unsterblichen Delille und so vielen andern berühmten Nichtsehenden sagen, denn dieß würde den Kreis, den ich mir beschrieben habe, überschreiten heißen, und ich fühle, daß, wenn ich so beweisen wollte, ich meine Hülfsmittel erschöpfen würde. Ich habe vortreffliche blindgeborne Dichter und geschikkte Tonsetzer gekannt; und ich habe andre, sehr geschikkt in ihren Geschäften, so vollkommen ihre Angelegenheiten verwalten sehen, daß es Schwierigkeit gehabt haben würde, sie zu betrügen.

Den Beweis führen, daß sich bei den Blinden gewisse Eigenschaften, in einem weit größern Grade der Vollkommenheit als bei den Sehenden, entwikkeln, dieß hieße wohl nur mit andern Worten von manchen Irrthümern behaupten, sie seien durch den Sinn des Gesichts veranlaßt.

Die Blinden haben eine große Leichtigkeit, ihre Gedanken darzustellen, sei es zergliedernd oder verbindend. Zwei Blinde, der eine wie der andre, in dieser unsrer Anstalt erzogen, können als auffallende Beispiele dieser Thatsache aufgestellt werden; der erste ist Paigneon, welcher durch den Geist der Ordnung, der ihm eingepflanzt ist, ganz vorzügliche Kenntniß in der Größenlehre erlangt hat, und der, nachdem er bei den öffentlichen Preisbewerbungen sämmtlicher vier hohen Schulen zu Paris im Jahr 1816 alle ersten Preise davon getragen hatte, durch den Großmeister der Universität zum Professor der Mathematik an der hohen Schule zu Angres ernannt wurde, woselbst er mit großem Erfolge

lehrt;

lehrt; der andre ist, J. Delille (gegenwärtig verpflegtes Mitglied der Quinze-Vingts) der die tiefere Kenntniß der französischen Sprache um sehr viel weiter gebracht hat; eine vollkommene Sicherheit und bewundernswerthe Bestimmtheit in seinen Erklärungen bezeichnen diesen Mann, auf dessen Ausbildung wir stolz sind, vorzüglich.

Diese große Leichtigkeit des Zergliederns und der Auseinandersetzung der Gedanken, die man bei den Blindgebornen bemerkt, ist, während sie im Stande der Natur sind, noch viel höher und man findet, daß sie sich schwächt, wenn sie durch Mittheilung der Ansichten sich das Verfahren und die Form unsers Denkens zueignen, weil sie alsdann ohne Zweifel mit einem Werkzeuge weniger als wir arbeitend, schlecht berathen sind. (Der Verfasser meint die Blindgebornen). In dem vorigen Zustande hingegen betreiben diese Menschen mit vier Sinnen alle Verrichtungen wie wir, ohne sich einzubilden, daß man fünf Sinne nöthig haben könne, eben so wenig wie wir selbst es begreifen, um wie viel ein Mensch, der ihrer sechs hätte, mehr vermöchte.

Und es ist wohl sehr irrig, daß Mallebranche und nach ihm Berkley, indem sie ohne allen Beleg die empörende Vorstellung einer rein eingebildeten Welt unterhalten, behaupten, daß unsre Sinne uns in allem täuschen und betrügen, während es doch im Gegentheil hinlänglich erwiesen ist, daß keine sicherern Beweise vorhanden sind, als diejenigen, die sie uns geben; weil wir, so oft einer dieser natürlichen Leiter fehlt, genöthigt sind, künstliche Hülfsmittel, so wie man es bei dem Unterricht

der

der Blinden und Taubstummen thut, zu schaffen, um diejenigen Vorstellungen in die Seele zu bringen, die sie im natürlichen Zustande in diese überzutragen bestimmt sind *).

Naturwissenschaftlich wird ihnen Niemand das Uebergewicht der Auffassung von Vorstellungen durch den Tastsinn über uns bestreiten; diesen so ausgezeichnet genauen Sinn, der uns so selten trügt, hat auch Buffon deswegen einen geometrischen Sinn genannt. Man weiß, wie vielen Irrthümern uns das Gesicht aussetzt; wie oft man, um sich nicht zu betrügen, das Getast mit ihm verbinden muß; und ist endlich dieses letztere nicht immer anwendbar, während wir doch so oft der Narr unsrer Augen sind?

*) Es wäre eine Gesellschaft von fünf Menschen, deren jeder nur einen einzigen Sinn hätte, wohl eine höchst anziehende; denn es wäre keinem Zweifel unterworfen, daß diese Leute sich nicht sämmtlich für unsinnig halten sollten. Theils würde ein Einsinniger nur einseitige Begriffe haben, theils würde er den Andern ungereimt erscheinen: und der Erfolg davon würde sein, daß der Närrischste unter ihnen sich unstreitig für den Weisesten halten würde; und daß einem Sinn der Widerspruch darüber, wer wohl das Meiste wisse, gewiß nicht leicht werden würde, und daß fast immer vier gegen einen sein würden. (Diderot, Lettres sur les aveugles.)

Viertes Kapitel.

Sittlicher Zustand der Blinden; Beschaffenheit ihrer Vorstellungen.

Durchdrungen von dem Mitleiden, welches das Unglükk eines Andern jedem fühlenden Menschen einflößt, ist gewiß auch ein Jeder aus einer sehr lobenswerthen Neugierde bemüht, sich von dem sittlichen Zustande des Blinden zu unterrichten. Man wünscht zu erfahren, ob sie von vielen Dingen dieselben Vorstellungen wie wir haben; welches die natürlichen Gefühle sind, die ihre Seele aufregen, und ob sie mitfühlend und dankbar sind. Man fragt, ob sie thätig und neugierig, für Mißmuth empfänglich, und welches die Vorstellungen sind, die sie über Häßlichkeit und Schönheit haben, ob sie unsre Meinungen über Gutes und Böses und über unsre übrigen gangbaren Begriffe theilen; ob die Geneigtheit zur Gottesläugnung, die man ihnen vorwirft, gegründet sei oder nicht, endlich was ihr Geschmakk, ihre Gewohnheiten und ihre Fehler seien.

Wie groß nun auch die Ausdehnung dieses Kreises von Fragen sein mag, so will ich es dennoch versuchen, sie, ohne mich in einen Schwall meinem Gegenstande fremder Erörterungen, die überdieß dem Gebiete der Metaphysik angehören, einzulassen, kürzlich zu beantworten; ich werde mich darauf beschränken, nur dasjenige zu sagen, was Erfahrungen und Beobachtungen mir gelehrt haben; und ich würde mich glükklich schätzen, wenn ich für die Unglükklichen, deren Geschichte ich schreibe, eben die

zarte

zarte Theilnahme, die sie mir selbst einflößen, und die mich so mächtig an sie kettet, verbreiten könnte!

Der Verlust des Gesichts raubt den Blinden nicht allein die Eindrükke, die dies Sinnenwerkzeug den Sehenden verschafft, sondern er erstrekkt seinen Einfluß auch noch auf ihr ganzes Denken, welches er verändert und umschafft; und es fragt sich nun, sind alle ihre Vorstellungen, welche sie an dieses Denken anknüpfen, falsch, oder den Ansichten, die wir haben, entgegengesetzt. Die Blindheit ist es, die sie, wie Condillac sehr gut sagt, weil für sie die farbige Natur nicht besteht, in jene Unwissenheit versezt, in der sie über den äußern Anstand sind, und die sie der Auffassung des geselligen Herkommens beraubt. Das Verschämtsein, welches eine Zierde der Jugend ist, ist für sie beinah nur in der Einbildung vorhanden, obgleich sie eine Art von Schüchternheit haben, die, vielleicht mehr von der Furcht, als von der Schaam herrührt, und welche die Verlegenheit, in der sie sich unter gewissen Umständen befinden, oft noch vermehrt.

Unglükklich in jeder Beziehung gegen andre Menschen, kennen sie diejenigen Gemüthsbewegungen, die uns einen zu dem andern hinziehen und über unsre Neigungen und Anhänglichkeit entscheiden, nur sehr unvollkommen. Die theilnehmende Empfindsamkeit hat für sie nicht eben den Reiz, der uns derselben den Rang unter den sanftesten und liebenswürdigsten Tugenden einräumen läßt. O über die Unglükklichen! ihre Lage, die sie immer nöthigt, gegen alle Welt auf ihrer Hut zu sein, verführt sie oft, sogar ihre Wohlthäter mit ihren Feinden in eine

eine Reihe zu setzen, und sich, ohne es zu wollen, vielleicht undankbar zu zeigen. Dies sind auch zugleich die Gründe, warum die Blinden den Verbindungen mit ihres Gleichen den Vorzug vor denen mit Sehenden, die immer als Wesen einer besondern Gattung von ihnen betrachtet werden, geben. Sei es vielleicht, daß sie unsre Unbeständigkeit fürchten, oder daß sie unsrer Ueberlegenheit mißtrauen, oder daß sie mehr Berührungspunkte unter sich selbst finden?

Man wird sie ohne Mühe entschuldigen, wenn man die Menge der, für den seines Gesichts Beraubten verlorner, uns über die Gesinnungen Andrer so leicht belehrenden Merkmale, in Erwägung zieht. Die äußern Bewegungen, welche sich mit so viel Ausdrukk auf unserm Gesicht, diesem wahrhaften Spiegel unsrer Seele, malen, sind nicht für sie vorhanden. Die Blinden befinden sich bei ihrem Wechselverkehr mit andern Menschen grade so, wie man sich mit einem Wesen befindet, welches man nur durch Briefwechsel kennt: man weiß recht gut, daß es besteht, aber man kann sich nicht vorstellen, wie? *)

Wenn

*) So wie die Blinden von allen äußern Zeichen, die in uns das Mitleid und die Gedanken des Schmerzes erregen, ausgenommen die laute Klage, gar nicht erregt werden, so habe ich sie auch allgemein im Verdachte der Gefühllosigkeit. Welcher Unterschied ist wohl für einen Blinden zwischen einem Menschen, der Wasser, oder einem, der, ohne sich zu beklagen, sein Blut vergießt? Und hören wir nicht selbst auf Theilnahme zu fühlen, wenn Entfernung und Kleinheit

Wenn sie daher auf der einen Seite weniger nach außen gewendet sind, so entschädigt sie die Natur hinlänglich auf der andern Seite, indem sie sie mit einer außerordentlichen fruchtbaren Thätigkeit der Einbildungskraft und einem unersättlichen Bedürfniß nach Wissen, die bei ihnen die Stelle vieler Neigungen oder des geringern Grades der Ausdehnung ihrer ihnen fehlenden Gefühle vertreten, begabt hat. Dieser Zustand ihrer Einbildungskraft verscheucht die Langeweile, die ohnedieß eine von den geringsten Beschwerden der Blindheit ist; denn man wird wenige Blinde sehen, welche sich nicht irgend eine Verrichtung geschaffen hätten und damit völlig glükklich zu Stande gekommen wären.

Genö=

Kleinheit des Gegenstandes bei uns dieselbe Wirkung wie die Entbehrung des Gesichts bei dem Blinden hervorbringt? (Diderot, Lettres sur les aveugles.)

(Anm. des Ueb.) Dies gilt ebenfalls nur von den Blindgebornen, oder sehr früh Erblindeten, denn der später Blindgewordne bringt nicht nur die Vorstellungen von den schon gekannten Personen in seine Blindheit mit hinüber, sondern er macht sich auch wohl eine deutliche Vorstellung von der Gestalt eines Zweiten nach der Beschreibung eines Dritten: ja sogar ohne eine solche Beschreibung entsteht nach und nach bei näherer Bekanntschaft eines Blinden mit einem Sehenden für den Ersteren eine Art von innerm Bilde, welches nicht selten ziemlich richtig ist; mir selbst ist dies öfters widerfahren, so wie ich mir denn überhaupt bei allem, was ich rede und denke, entweder das noch in der Seele tragende Bild des früher gesehenen Gegenstandes erneuere, oder mir augenblikklich ein neues schaffe.

Genöthigt, Personen und Gegenstände nur nach ihrem innern Werthe zu beurtheilen, müssen sie nothwendig weit richtigere Folgerungen erhalten als wir: übrigens betrachten sie, wie ich schon gesagt habe, die Dinge viel begriffsmäßiger abgesondert als wir, und sind daher bei Fragen der reinen Denkforschung weniger gefährdet, sich zu täuschen; denn die Begriffsabziehung besteht ja darinn, die sinnlichen Eigenschaften des Leibes in Gedanken von einander zu scheiden, und ein Irrthum hierbei entsteht gewöhnlich nur durch eine falsche Sonderung. Sie haben nicht wie wir, nöthig, sich vor den täuschenden Einwirkungen der Sinne zu hüten, da sie nicht durch den Anschein verführt werden können: Reize des Gesichts und der Gestalt, Kleiderpracht, Aufwand der Wohnungen, Amtswürden und das an die Geburt geknüpfte Vorurtheil haben für sie keine Bedeutung; nur der innere Mensch ist es, den sie abschätzen. Wie weit sicherer als die unsrigen sind in dieser Beziehung nicht ihre Urtheile!

Eine liebliche wohlklingende Stimme ist für sie das Sinnbild der Schönheit. Sie erkennen mit ziemlicher Genauigkeit an dem Umfange der Stimme, welches die Gestalt und Leibesstärke der sprechenden Person, und welches die Größe des Orts, an dem sie sich befinden, sei, u. s. f. *) Und mit welcher Feinheit

---

*) Anm. d. Ueb. Ich kann nicht umhin, hier einen sehr merkwürdigen Fall mitzutheilen. Einer meiner nichtsehenden Freunde, mein Mitzögling in der Berliner Blindenanstalt, unterschied mit sehr seltner Irrung allein an dem Ton

Feinheit der Unterscheidung urtheilen diese aufmerksamen Beobachter nicht auf diese Weise über die Güte und gewisse Züge des Gemüths, die uns entgehen, vielleicht weil wir nicht den nämlichen Antrieb haben, sie zu beachten? Sie erblikken mit einer Art von erworbner Gedankenanschauung die Seele durch ihre Hülle hindurch *).

Es finden in der That weit mehr Beziehungen, als man bisher geglaubt hat, zwischen den verschiedenen Graden der Stimmwerkzeuge und dem Gemüthe statt, und es würde sich, von diesem Gesichtspunkte aus, eine gar seltsame Zusammenstellung zwischen den Thieren und dem Menschen machen lassen, wenn man nämlich den ersten Ring der Wesenkette mit jenen grausamen Ungeheuern, die der Schrekken der Wälder sind, eröffnen, und dieselbe bis zu den fried-

Ton der Stimme, ob Jemand Pokkengruben oder Blattersteppen habe oder nicht. Ein sehr natürlicher Grund davon liegt wohl darin: diejenigen, welche viele Pokken oder Blattern gehabt haben, sind gewöhnlich auch innerhalb der Nase von Blattern nicht verschont geblieben, wodurch denn ihre Stimme geändert wird.

*) Sir John Frielding, Verwandter des Verfassers vom Tom-Jones, der in unsern Tagen lebte, war blind: dieß hinderte ihn jedoch keinesweges, mit ausgezeichnetem Erfolg die erste obrigkeitliche Stelle der Polizeiverrichtungen in London, die der eines Polizei-Lieutenants entspricht, zu bekleiden. Er hatte in seinem Kopfe die genauen Abzeichen vieler tausend Spitzbuben, und er betrog sich niemals, wenn man sie ihm vorführte.

friedlichen Thieren, die, um uns zu ernähren und zu kleiden, in unsern Ställen geboren werden, fortsetzen wollte. Ich bin überzeugt, diese, eines Denkers würdige Forschung, würde nützliche Ergebnisse bringen.

Man hat sehr Unrecht gethan, die Blinden ganz allgemein der Gottesläugnung zu beschuldigen. Und diejenigen, welche eine so befremdende Behauptung aufstellten, haben entweder selbst einen schlechten Glauben, oder sonst eine eigennützige Absicht, einen Irrthum fortzupflanzen, der so viele andre unterstützen kann, gehabt. Warum eine solche Vorstellung von denjenigen veranlassen, die wohl am meisten der Tröstungen, die die Religion in Drangsal und Unglükk gewährt, bedürfen? Wohin sollten diese Unglükklichen, deren Dasein jeden Tag tausendmal gefährdet ist, sich wohl wenden, würfe die Güte Gottes nicht einen Blikk des Erbarmens auf sie? Müssen sie, zurükkgestoßen von aller Welt, nicht bei ihm, bei dem kein Ansehn der Person gilt, Schutz und Hülfe suchen? Sollten sie ihn, an den wir alle glauben, nicht eben so im Geiste und in der Wahrheit anbeten, wie wir, da doch die Augen des Leibes ihn uns nicht sichtbarer als ihnen machen? Kennen sie nicht dennoch einen Theil seiner Werke? Und macht ihnen der Geschmakk der Früchte, der Duft der Blumen, der Gesang der Vögel, der Wechsel der Jahreszeiten, das Dasein jenes bewunderungswürdigen Weltenbaumeisters nicht fühlbar genug?

Demungeachtet werde ich sie nicht gänzlich von dem Vorwurfe der Unfrömmigkeit, den man ihnen nicht grundlos gemacht hat, befreien können.

nen *). Es ist wohl niemand mehr als ich überzeuge, daß jenes Gesetz, welches Gott dem Menschen, da er ihn aus dem Nichts hervorrief, früher als alle Sinneneindrükke, einpflanzte, auch in ihre Herzen eingegraben sei; und dennoch bin ich genöthigt, zu gestehen, daß sie nicht immer dem Antriebe dieser innern Stimme folgen, die uns, wenn wir Gutes thun, Beifall und Tröstung zuruft, aber Qualen und Zerknirschung bereitet, wenn wir Böses thun, kurz, das Gewissen hat nicht den Einfluß auf sie, den es auf uns hat; und es ist bei einem solchen Zustande leicht zu bestimmen, welches die aus ihm herfließenden Folgen, und welches die Vorstellungen des Blinden über Gutes und Böses, und über unsre eignen in dieser Rükksicht erlangten Begriffe sind. Beklagen müssen wir sie, wenn ihr Uebel, welches sie des sinnlichen Lichtes beraubt, ihnen auch einen Theil jenes geistigen Lichtes, was den

*) Anm. des Ueb. Wohl, der Blinde mag wegen seiner natürlichen Ruhe, ja oft scheinbaren Kälte des Benehmens, nicht selten undankbar scheinen; allein die Zahl der Wohlthaten, die der Blinde genießt, ist ja meistens so groß, daß ihm fast alle Möglichkeit, sich dankbar zu beweisen, eben durch dieses allzugroße Wohlwollen genommen wird, ja ich selbst bin in dem Falle, daß ich wohl nie das zu vergelten im Stande bin, was mir die edelsten Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechtes, Gutes und Liebes erwiesen haben. Sollte dies nicht bei vielen Blinden der Fall sein? Und muß nicht besonders bei dem blinden Almosensammler zuletzt eine Art von Gewohnheit, Gutes zu empfangen, eintreten?

den gläubigen Menschen erleuchtet und ihm die Erfüllung seiner Pflicht so unendlich süß macht, entzöge. Ja, tief müßte unsre Betrübniß sein, wenn wir, die wir unser Dasein und unsre Kraft dazu widmen, ihren traurigen Zustand auf der Erde zu verschönern, der Hoffnung entsagen müßten: sie einst an der Vergeltung Theil nehmen zu sehen, die da verheißen ist denen, die Gutes thun.

Ich für meinen Theil habe keinen gottesläugnerischen Blinden gekannt; wenn man aber auch einen unter ihnen anträfe, der so unglükklich wäre, den Schöpfer nicht aus seinen Werken zu erkennen, so dürfte man ihm nur das wiederholen, was einst der Doctor Holmes dem berühmten Saunderson, als ihm derselbe einige der wichtigsten Glaubenszweifel in dieser Rükksicht äußerte, erwiederte: „Legen Sie die Hand auf sich, und es wird Ihnen der Bau Ihres Leibes einen so groben Irrthum verscheuchen."

Gleich uns, wünschen sie sich das, was so sehr schwer zu erlangen ist, Freiheit und Ungebundenheit; für sie haben die Blinden eine sich laut aussprechende Neigung, wiewohl ihrem wahren Vortheil nichts mehr als der Genuß einer Sache, die sie nur mißbrauchen können, zuwider sein würde. Und so fühlt man denn wohl, daß die Kunst derer, die sie umgeben, weniger darinn besteht, sie zu befriedigen, als vielmehr darinn, ihnen den Glauben zu verschaffen, sie seien befriedigt. Durch dieses Mittel vermeidet man die Verschlimmerung natürlicher Fehler, die sie haben können, und die sich sämmtlich mehr oder weniger an ihren unglükklichen Zustand,

stand, den man ihnen doch nicht zum Verbrechen anrechnen kann, anschließen.

Die Eigenliebe, die der hervorspringendste ihrer Fehler und vielleicht die Quelle aller übrigen ist, wird durch andre treffliche Eigenschaften aufgewogen: denn eine bewährte unermüdliche Geduld und eine, bis aufs höchste gehende Ausdauer in ihren Unternehmungen, setzen sie in den Stand, die größten Hindernisse, ohne sich abschrekken zu lassen, zu übersteigen.

Fünftes Kapitel.

Vergleich zwischen dem Zustande des Blinden und dem des Taubstummen.

Täglich wird die Frage aufgeworfen, wer wohl der Unglükklichere sei, der Taubstumme oder der Blinde? und worauf sich wohl die Freudigkeit des einen, und die tiefe Trauer des andern begründe? Wir müssen diese Frage zum Vortheil des Blinden entscheiden, weil wir ihn in der That für minder unglükklich halten.

Der Taubstumme, fremd mit Allem, was um ihn her vorgeht, genießt, während er Alles sieht, fast gar nichts. Gleich dem Tantalus, von dem die Fabel uns erzählt, daß er inmitten des Wassers von einem unauslöschlichen Durste gepeinigt werde, sind auch sie den herbsten Entbehrungen fortwährend ausgesetzt. Eine unübersteigliche Schranke trennt sie von dem übrigen Theil der Menschheit. Sie sind

allein

allein in unserer Mitte, wenn wir die künstliche Sprache, die der Geist und die liebende Sorgfalt ihres trefflichen Lehrers für sie geschaffen hat, nicht kennen: ja selbst jene Uebung, aus den Mienen lesen zu können, die sie besitzen, wird nur zu oft ein Grund mehr, sie zu ängstigen. Denn sie deuten oft falsch; und jede Zweideutigkeit und Ungewißheit steigert ihre Ungeduld und ihren Argwohn: ein ernster trauerähnlicher Zug bemeistert sich ihrer alsdann, und beweist es, daß sie in unsrer Gesellschaft nur erst in dem wahren Zustande ihrer Entbehrung sind. So sind sie genöthigt, sich in sich selbst zurükkzuziehen, wodurch denn auch die Regsamkeit ihrer Einbildungskraft außerordentlich vermehrt wird, und sie sich, da Aufmerksamkeit und Verstand nothwendig das Ergreifen von Vorstellungen begleitet, ungeheuer ermüden. Auch findet man nur wenig Taubstumme unter der Zahl der lange Lebenden, denn ihr Treiben ist zu lebendig, und um mich eines gewöhnlichen aber treffenden Ausdrukks zu bedienen, die Klinge nutzt ihre Scheide ab.

Viel besser betheiligt, als dieses traurige Kind des Schweigens, ist der Blinde, der alle Mittel des Verkehrs mit andern Menschen genießt. Denn kein Hinderniß stellt sich hierin dem, der hört und gehört wird, entgegen, da das Ohr, welches man gar weise die Pforte der Seele genannt hat, immer offen steht. Der Tausch der Gedanken ist schnell gemacht, weil er die gewöhnliche Sprache redet. Und wenn er gleich verdammt ist, in der tiefsten Nacht zu leben, so gereicht ihm sein Unglükk doch gewissermaßen zum Vortheil; da er, geschützt vor den Täu-

schun-

schungen des Gesichts, nicht wie wir von Schrekknissen bestürmt, keines von jenen Hirngespinsten kennt, die uns eine aufgeregte Einbildungskraft erschuf. Er wandelt, sei es bei Tag oder bei Nacht, mit gleicher Sicherheit, während daß wir in den verschiedenen Lagen, in denen wir uns befinden, ohne Unterlaß der Gefahr ausgesetzt sind, falsche Urtheile über die, sich unserm Auge darbietenden Gegenstände zu fällen, und während wir uns von einer Art innerer Furcht, die die Finsterniß der Nacht beinah allen Menschen einflößt, und auf die die Erscheinung der Gespenster und schrekklichen Gestalten, die so viele wollen gesehen haben, sich begründet, nie gänzlich befreien können.

Es wäre leicht zu beweisen, daß die Blinden noch mehrere Vortheile vor den Taubstummen voraus haben; doch dies hieße nur ohne großen Nutzen das, was ich schon gesagt habe, wiederholen, und es wäre übrigens ein allzulanges Verweilen bei der Vergleichung der Taubstumm- und Blindheit, nur ein müßiges Nichtsthun, da wir ja weder zwischen dem einen noch dem andern dieser traurigen Gebrechen, die wir, wenn sie vorhanden sind, doch nur durch unsre Sorgfalt vermindern können, zu wählen haben.

Zweite Abtheilung.

Lebensbeschreibung einiger in Künsten und Wissenschaften berühmter Blinden.

Erstes Kapitel.

Ueber einige durch Wissenschaften berühmte Blinde.

Die Geschichte hat uns das Andenken von Blinden, die durch sich selbst, ehe noch eine Methode, sie zu unterrichten, vorhanden war, große Kenntnisse erlangt haben, aufbewahrt. Die Zahl derselben ist beträchtlich; ich werde mich jedoch in diesem Kapitel darauf beschränken, nur die Merkwürdigsten anzuführen, und die Schriftsteller anzuzeigen, die ich zu Rathe gezogen habe: denn je außerordentlicher die Gegenstände sind, um desto mehr erfordern sie Gültigkeitsbekräftigungen. Ich dachte mir, daß diese kleine geschichtliche Schilderung berühmter Nichtsehender den Lesern angenehm sein und zu gleicher Zeit dazu dienen dürfte, den Nutzen des gegenwärtig statt findenden Unterrichts, in welchem man die verschiedenen bis jetzt ersonnenen vortheilhaften Verfahrungsarten vereinigt und nach Grundsätzen eingetheilt hat, zu beweisen.

Man wird im dritten Theile dieses Werkes die Vervollkommnung, die sie erlangt haben, und die Leichtigkeit, mit welcher man jetzt die Blinden unterrichtet, sehen. Die Zahl der Blinden war in Asien und Italien zur Römerzeit sehr beträchtlich.

Die große Anzahl von Aerzten, welche in diesem Zeitraum über die Krankheiten der Augen geschrieben hat, kann zum Beweise dienen *); aber die Art des in jenen Zeiten angewandten Unterrichts ist nicht bis auf uns gekommen. Diogenes Laertius, und Trasylus **) berichten, daß mehrere Weltweise sich freiwillig der Sehkraft beraubten, damit sie besser nach ihrem Behagen nachdenken könnten. Sie führen unter andern den Demokritus aus Abdera an. Aber ist es wahrscheinlich, daß dieser Weise, ein Genosse der Gymnosophisten, welcher über alles lachte, und den seine Landsleute durch Hippokrates von seinem Wahnsinn heilen wollten, weil er glaubte, daß alle Dinge trefflich wären und von dem Zufall und dem ungefähren Zusammentreffen von Atomen abhingen, sich, um zu denken, geblendet habe, da man es doch sehend recht gut thun kann? Das Zeugniß eines großen Mannes beglaubigt oft die

*) Ich habe es versucht, die Wahrheit dieser Behauptung, im Eingange meiner im Jahre 1816 in der Anstalt öffentlich gehaltnen Rede über Augenkrankheiten, darzuthun. Eine sehr anziehende Abhandlung von Herrn Tochon d'Annecy, Mitglied der Blindenanstalt, über die alten Steine, welche Augenärzten zu Siegeln dienten, beweist ebenfalls, daß sich in Italien viele Arzneihändler oder Quacksalber aufhielten, welche Mittel für Augenkrankheiten (κολλυριον) verkauften, die sie in irdenen Gefäßen, deren Beschreibung dieser einsichtsvolle Akademiker geliefert hat, verwahrten.

**) Diogenes Laërtius, Buch 9; Vossius über die Philosophie, Kap. II.

die ungereimtesten Mährchen, so wie es ohne Zweifel mit diesem hier, dem Cicero einige Gültigkeit gegeben hat, der Fall ist: *) denn es scheint mir eines Weisen unwürdig gewesen zu sein, sich wie einen Bösewicht zu behandeln, da die Kreuzigung und Beraubung der Augen und Augenlieder in jenen Zeiten nur für Verbrecher vorbehaltne Strafen waren.

Der römische Redner sagte, daß Diodot, sein Lehrer der Weltweisheit, sich, nachdem er sein Gesicht verloren, mit weit größerer Emsigkeit dieser Wissenschaft gewidmet, und wie es ihm ein wahres Wunder geschienen habe, daß er seine Schüler mit solcher Genauigkeit in der Geometrie unterrichtete, so daß diese, um zu begreifen, wie sie die schwersten Figuren nachzeichnen sollten, nicht die geringste Mühe hatten **).

Die Geschichtschreiber erzählen von Diodotus dem Stoiker, Dinge, welche fähig sind, die größte Bewunderung zu erregen. Er war zu gleicher

*) Democritus impediri etiam animi aciem aspectu oculorum arbitrabatur. Cic. Tuscul. disp. V. 39. Demokrit war der Meinung, daß die Sehkraft der Schärfe des Geistes hinderlich sei.

**) Diodotus stoicus caecus multos annos nostrae domi vixit; is vero, quod credibile vixisset, cum in philosophia multo etiam magis assidue, quam antea versaretur tum quod sine oculis fieri posse vix videtur geometriae manus tuebatur, praecipiens discentibus, unde, quo, quamque lineam scriberent. Cic. ibid.

cher Zeit Denker, Musiker und Meßkünstler, aber was unglaublich scheinen wird, sagen sie, ist, daß er, ohne je gesehen zu haben, die Geometrie so vollkommen vortrug, daß er in dieser Wissenschaft keinen seiner zahlreichen Schüler unwissend ließ *).

Nicht weniger zeichnete sich Aufidius (Cornelius) ein römischer Bürger, der das Gesicht in seiner Jugend verlor, durch das Studium der schönen Wissenschaften aus; er schrieb sogar eine griechische Geschichte **).

Eusebius aus Asien wurde in einem Alter von fünf Jahren blind; er hatte sich eine große Kenntniß und eine tiefe Gelehrsamkeit erworben und lehrte mit großer Leichtigkeit ***). St. Hieronymus

*) A caecis quoque multa tegimur per acta quam admirationem pariunt maximam. De Diodoto stoico caeco referunt historici, quod non modo philosophiam ac musicam, sed et geometriam quoque dedicerit, et hanc ultimam (quod ferre videtur incredibile) docuerit, praecipiens discipulis ubi, unde et quo linea quaelibet esset ducenda.

Speculae physico-mathematico historiae a Joanne Zahn, sacri et candidi ordinis Praemonstratensis, tom. III. cap. 6.

**) C. Aufidius, civis romanus, oculis captus, cum eorum usu careret, nec atrum ab albo posset discernere, videbat tamen in litteris et Graecam historiam scribebat. J. Zahn: Sensuum externorum mirabilia, sect. 2.

***) Cassiodorus, de Inst. div. litter., cap. 5, tradit de partibus Asiae quemdam ad nos venisse Eusebium nomine'

mus hat uns die Geschichte des Dydimus von Alexandrien, seines Lehrers, von welchem er mit vieler Achtung spricht, hinterlassen. Dieser berühmte Blinde, der eben alls im fünften Jahre seine Sehkraft verlor, lebte im vierten Jahrhundert. Ruffinus, Paladius, Isidor und mehrere andre berühmte Männer waren seine Schüler. Er erlangte durch das Vorlesen der kirchlichen und weltlichen Schriftsteller eine ungeheure Kenntniß, war einer der geschikktesten Mathematiker seiner Zeit, und widmete sich besonders der Gottesgelahrtheit, für die er eine ganz eigne Vorliebe hatte. Der Lehrstuhl der berühmten alexandrinischen Schule wurde ihm vertraut. Er verfaßte mehrere treffliche Werke, unter denen die Abhandlung über den heiligen Geist als das Vorzüglichste von St. Hieronymus ins Lateinische übersetzt ist. Dydimus war jedoch eben so fromm als weise; nichts desto weniger machte nach seinem Tode die Zuneigung für die Gesinnung des Origenes, dessen Bücher er auch erläuterte, ihn bei dem lateranischen Konzilium strafbar. Der heilige Athanasius und der heilige Antonius hatten die größte Hochachtung vor ihm. Dem letztern gestand er

---

nomine, qui se infantum quinque annorum sic caecatum esse narrabat, ut sinistrum ejus oculum fuisse excavatum orbis profundissimum indicaret. Dexter vero globus vitres colore confusus sine videndi gratia; infructuosis nisibus volvebatur. Hic disciplinas omnes et animo retinebat et expositione Planissima lucidabat.

er eines Tages den Schmerz, den er über die Beraubung seines Gesichts empfand: der heilige Einsiedler gab ihm hierauf folgende Antwort, die man noch aufbewahrt hat: „Ich wundre mich, daß ein so verständiger Mann, wie Ihr, etwas, was dem verächtlichsten Thiere wie dem Menschen gemeinsam ist, beklagt, und daß Ihr Euch nicht vielmehr in dem Besitz des Einen erfreut, was sich doch nur bei den Heiligen und den Engeln findet, wodurch wir Gott selbst sehen, und wodurch in uns das Feuer der lichtvollsten Erkenntniß entbrannt wird." Dydimus starb im Jahr 398 in einem Alter von 85 Jahren *).

Nikasius

---

*) Dydimus Alexandrinus captus a parva aetate oculis et ob id elementorum quoque ignarus, tantum miraculum sui omnibus praehibuit, ut dialecticam, quoque et geometriam, que vel maxime visu indigeret, usque ad perfectum dedicerit. Hieronymus, de viris illustr., cap. 109.

Dydimus Alexandrinus, Praesul caesariensis, a teneris annis oculis captus, et ob id etiam primarum litterarum ignarus, ita geometriam et dialecticam, quae magno indigent usu, jam grandis natu cum primis didicit elementis ut praeclara quaedam opera in mathematicis scripserit: in psalmos quoque et in evangelium Sancti Matthaei et Joannis commentaria reliquerit, sub Valentiniam imp. Alexandrinae scholae praefuisse perhibetur. Socrates, lib. 4, cap. 25. Ruffinus, lib. 2. Eccles. hist., cap. 7. et platina.

Nikasius van der Voerde aus Mecheln stand durch sein ausgebreitetes Wissen im 15ten Jahrhundert in großen Ehren. Man sah es als ein Wunder an, daß er, seit seinem dritten Jahre des Augenlichts beraubt, sich dennoch in so vielen Wissenschaften die bedeutendsten Kenntnisse erwerben konnte. Er lehrte öffentlich auf der hohen Schule zu Kölln das kirchliche und bürgerliche Recht, und führte dabei aus dem Gedächtniß die längsten Stellen, die er doch nie gesehen hatte, an; und als er von der hohen Schule zu Löwen zum Doktor ernannt war, ertheilte ihm der Pabst die Erlaubniß, sich auch zum Priester weihen zu lassen. Er wandte den noch übrigen Theil seines Lebens zum Predigen an, und starb 1492 zu Kölln. Trithemius und Valerius thun in der Bibliothek der niederländischen Schriftsteller Meldung von ihm *).

Jakob

*) Trimus visum amisit Nicasius Werdamus in Brabantia oriundus, et tamen Camerario et Fulgoso testibus magisterii philosophiae gradum, theologiae licentiam, juris utriusque doctoratum obtinuit, atque imperante Friderico III, in Coloniensi universitate canonica et civilia jura professus est. Diu sacrarum rerum concionator extitit, et aliena usus manu in institutiones et super libros sententiarum multa scripsit quibus theologales quaestiones atque epistolas eruditas addidit. Obiit Coloniae, anno 1492.

Trithemius, de scriptoribus ecclesiae: Nicasius de Voerda, Mechliniensis captus a tertio aetatis suae anno oculis secundum nostra aetate, Dydimum

Jakob Schegkius zu Zorndorf im Herzogthum Würtemberg geboren, lehrte während dreizehn Jahren mit großem Erfolge die Weltweisheit und Arzneiwissenschaft zu Tübingen. Er war, seitdem er erblindet, gegen den Besitz des Gesichts so gleichgültig geworden, daß er einen Augenarzt, der sich ihm dasselbe wieder zu verschaffen erbot, mit den Worten zurükkwies, er wolle nicht genöthigt sein, so viele Dinge, die ihm abgeschmakkt oder lächerlich schienen, wieder zu sehen. Man hat von ihm mehrere Abhandlungen über verschiedene philosophische und medicinische Streitfragen. Er starb zu Tübingen 1587 *).

Johann Fernando, gebürtig aus Belgien, der Sohn eines sehr armen Spaniers, war von seiner Jugend an blind; er überwand diese beiden, wissenschaftlichen Fortschritten so feindlichen Hindernisse,

Dydimum Alexandrinum exhibuit, dum in omni doctrina et scientia, tam divina quam humana, eruditissimus evasit; nam in gymnasio Coloniensis jura publice docuit, libros utriusque juris, quos nunquam vidit, auditu didicit, tenuit mente, aperte recitavit.

*) Jacobus Schegkius: Tubingae Professor medicinae, visu penitus anno 1577, privatos integro decennio studia majoris alacritate prosecutus est, et varios tractatus medicos edidit. Cum etiam quidam ophtalmicus se visum ei restituere velle pollicitus esset, respondit: Multa se in vita vidisse, quae maluisset non vidisse, optare etiam, ut ad nonnulla surdus fuisset.

nisse, und wurde Dichter, Logiker, Philosoph, und sogar ein so vortrefflicher Musiker, daß er durch die bloße Mitwirkung seines Gedächtnisses, Stükke setzte, die man selbst bei der Hülfe des Niederschreibens kaum gemacht haben würde *).

Der Geschichtschreiber Pedianus Askanius, der mehrere Jahre hindurch des Gesichts beraubt lebte, schrieb nichts destoweniger mit vieler Zierlichkeit mehrere grammatische Abhandlungen, in denen man weder eine Spur seines Alters noch seines Uebels findet **). Man

*) Joannes Fernandus, patre hispano in Belgio ortus, teste Fulgoso et Philippe Camerario, caecus a nativitate fuit ac inops. His duabus superatis, quae permultum obstant doctrinae, poeta tamen, logicus, philosophus, musicusque tam excellens evasit, ut solus memoriter quatuor vocum carmen componeret. Id quod alii vix scribendo consequi possent, praeterquam quod aliis musicis instrumentis tam perite sonos modularetur, ut audientium aures non solum suavitate maxima demulceret, sed etiam artificii magnitudine veluti captas detineret.

Zahn, visus imminutionis depravationis et caecitatis exempla mirabilia, pag. 114.

*) Ascanium Pedianum grammaticum et historicum insignem captus esset oculis atque ita plurimos annos vixisset, eleganter tamen historias quasdam, magna cum diligentia et industria superate aetatis atque oculornm impedimento scripsisse narrat Fulgosus, lib. 8, cap. 7.

Man liest in den Jahrbüchern der Stadt Prag, von einem blinden Skythen, dem Kaiser Karl IV., König von Böhmen, bei Nürnberg, noch ehe er erwählt war, begegnete, und der ihn, ob er gleich erblindet war, doch erkannte, und ihm mit Genauigkeit auf alle Fragen, die er über die Nachfolge der Könige von Böhmen und über den Zustand, in welchem das Reich in Zukunft sich befinden werde, an ihn that, antwortete. Das, was man über diesen Fürsten gesagt hat, der sein Haus zu Grunde gerichtet habe, um das Reich zu erwerben, und hernach das Reich zerstörte, um seinem Hause wieder aufzuhelfen, ist nur eine Umschreibung der Worte des blinden Skythen *).

Ullrich

*) Claret in annalibus urbis Pragensis mirabile exemplum de caeco vaticinante, quod ita se habet. Carolus IV., antequam in regem Romanarum eligeretur, prope Norimbergam adiit caecum quemdam natione Scytham, vaticiniis clarum, quolibet die non nisi ad unam quaestionem respondentem. Eum personatus salutavit Carolus ajens: Salve, si ex Deo es; si non es, nulla sit tibi salus. Ille vero respondit: Ex Deo sum, tu vicissim salve, Carole, marchio Moraviae mox futurus Romanorum rex. Commutatis ultro citroque verbis, interrogavit illum Carolus de successione regum Bohemiae. Ille, accepta charta, hasce in ea descripsit litteras, sive, ut alii volunt, duabus vocibus barbaris expressit: iais, alguf, ma, easdemque interpretatus est: Joannem, Carolum, Venceslaum, Sigismundum, Albertum, Ladislaum, Geor-

Ullrich Schomberg *), der im Anfange des 17ten Jahrhunderts in Deutschland geboren, und

Georgium, Uladislaum, Ludovicum, Ferdinandum, Maximilianum, Albertum (sed ultima littera historiae, non respondit Rudolpho secundo imperat. August. feliciter regnante). Tum Carolus: Quid fiet postea? Et caecus: Id quod fuit antea.

*) Anm. des Ueb. Unstreitig ist dieser Ullrich Schomberg einerlei mit dem Huldarikus Schönberger, von dem Herr von Baczko in seinem Werke: „Ueber mich selbst und meine Unglükksgefährten, die Blinden,“ S. 60 sagt: Schönberger (Huldarikus), geboren zu Weida in der Oberpfalz 1601 den 1sten Dezember, verlor im dritten Jahre das Gesicht durch die Blattern, und wurde, weil man ihn nun zu nichts weiter fähig hielt, bis ins elfte Jahr vernachlässigt, da man ihn endlich, blos damit er seine Langeweile vertreiben sollte, in die Stadtschule schikkte. Allein schnell faßte und behielt er alles, was in der Schule vorgetragen wurde, und bezog nun 1621 die Akademie zu Altorf; ging 1623 nach Leipzig, und wurde dort 1625 Magister; ging nach Kopenhagen, von da nach Holstein, wo er sich als Hauslehrer beim Unterricht verschiedener Jünglinge Beifall erwarb; kam 1645 nach Königsberg und hielt häufige Vorlesungen. Außer seiner Muttersprache verstand er die französische, lateinische, griechische, hebräische, syrische, chaldäische und arabische Sprache, und gab darin Unterricht. Bei theologischen Disputationen führte er die Sprüche mit Anzeige des Kapitels und Verses, in lateinischer und in der Grund-Sprache an, bestimmte in dem Hebräischen mit Genauigkeit die Akzente und Punkte, und zog daraus zuweilen Schluß-

 folgen.

und in seinem dritten Jahre durch die Blattern erblindet war, widmete sich dem ungeachtet dem Studium der schönen Wissenschaften, über die er auch zu Altorf, Leipzig und Hamburg mit vielem Ruhme vortrug *).

Bourcheau de Valbonais, zu Grenoble im Jahr 1651 geboren, verlor sehr jung bald nach der Schlacht von Solbaye, wo er sich befand, das Gesicht. Dieser Umstand hinderte ihn jedoch keinesweges, die Geschichte der Dauphinee, in zwei Folianten, herauszugeben, und er hat tiefe Nachforschun-

folgen. Mit den griechischen Profan-Skribenten war er äußerst genau bekannt. Er schrieb die orientalischen Sprachen, worinn er Unterricht gab, nachdem er sich die Buchstaben aus Draht hatte machen lassen, sie betastet und häufig nachgezeichnet hatte. Er rechnete die schwersten Aufgaben blos mit Hülfe einiger Kerbhölzer. Er hatte gute Kenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Physik, spielte verschiedene Instrumente, vorzüglich die Orgel, und verfertigte musikalische Instrumente; besaß eine außerordentliche Feinheit des Gefühls und Gehörs; hielt zu Königsberg eine Disputation über die Farben, opponirte dem Professor Contius in einer Disputation über den Regenbogen und erklärte dabei die Entstehung der Farben; doch vermochte er nicht, sie durchs Gefühl zu erkennen. Er war ein sehr fertiger Kegelschieber, schoß nach der Scheibe und traf sehr gut, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standort kenntlich gemacht hatte. Er starb zu Königsberg am 1sten Mai 1649, und in der Kneiphöffschen Kirche ist sein Epitaphium.

*) Siehe Christian Hartknecks, alt and neu Preussen, 1684, in Fol.

schungen über die Geschichte seines Vaterlandes angestellt. Noch besitzen wir ein Werk über den Adel der Dauphinee von ihm *).

Nikolas Saunderson, der Sohn eines unbemittelten Zollbeamten, kam im Jahre 1682 zu Thurleston in der Landschaft York zur Welt, und verlor im 2ten Jahre sein Gesicht. Man darf wohl nur den Namen dieses berühmten Blinden aussprechen, um augenblikklich an seine Geschichte erinnert zu werden; so sehr hat sich ja der Ruf seiner ausgezeichneten hohen Anlagen seit beinah hundert Jahren verbreitet. Sein Schulstudium vollendete er recht gut, und seine Neigung zog ihn zu den mathematischen Wissenschaften hin, über die er, bei seinen mittelmäßigen Vermögensumständen, öffentliche Vorlesungen zu halten genöthigt war, die sehr besucht wurden. Er sprach mit seinen Zuhörern, als wenn sie ebenfalls blind wären, und man fühlt wohl, wie viele Vortheile er bei diesem Verfahren vor ihnen voraus haben mußte. Er erklärte Newtons Werke über Licht und Farben. Ich werde später über die Möglichkeit seiner so wunderbar erscheinenden Vorträge reden.

Da Whiston seinen Lehrstuhl als Professor der Mathematik auf der hohen Schule zu Cambridge verlassen hatte, wurde Saunderson im Jahre 1711 zu seinem Nachfolger ernannt. Um eben diese Zeit gab er seine Grundlehren der Algebra, ein außerordentliches, mit den seltsamsten Auseinandersetzungen, auf

*) Siehe Feller Vol. 2.

auf die ein Sehender vielleicht nie gerathen wäre, gefülltes Werk heraus *). Er erfand sich eine fühlbare Rechenvorrichtung, nämlich ein überall mit Löchern versehenes Brett, in welches Stifte oder Stekknadeln von verschiedener Dikke, die wiederum nach dem Orte, auf dem sie standen, einen verschiedenen Werth hatten, stekken konnte, und so verrichtete er mit Leichtigkeit die zusammengesetztesten Rechnungen. Ich denke, man wird nicht unzufrieden sein, hier die Nachbildung jener Täfelchen und die Beschreibung, welche uns William Inchlif, Saundersons Schüler, Freund und Nachfolger, in dem Werke „The life and caracter of Doct. Nicholas Saunderson, late Lucasian professor of the mathematicks in the University of Cambridge; by his disciple and friend William Inchlif," welches er im Jahre 1747 zu Dublin herausgab, geliefert hat, zu finden.

Seine Rechentafel ist dünn und einfach, und hat etwas über einen Fuß im Quadrat. Sie ist in einem kleinen, mit seinen Rändern nur wenig überstehenden Rahmen eingelassen, und es sind auf dem Brette die Länge herunter eine große Menge gleichlaufender, und auch gleichweit von einander entfernter Linien eingerissen, mit denen eben so viele gleichfalls parallele eben so weit von einander abstehende quer herüber laufende Linien lauter rechte Winkel

*) Anm. des Ueb. Dies ist ungegründet; denn erst nach seinem Tode, der ihn an der vorgenommenen Herausgabe verhinderte, wurde diese 1740 von der Akademie zu Cambridge besorgt.

Winkel bilden. Die Ränder sind in der Entfernung von zwei Zoll mit Falzen versehen, und zwischen jede zwei Falze gehören fünf von den eben beschriebenen gleichlaufenden Linien, und es ist jeder Quadratzoll wieder in hundert kleinere Vierekke getheilt *). Auf jedem Punkte eines Durchschnitts ist das Brett mit kleinen Löchern durchbohrt, die, Stifte aufzunehmen, bestimmt sind, womit er seine Zahlen ausdrükkte.

Er wandte zwei Arten von Stiften oder Nadeln von verschiedener Größe an, oder wenigstens waren ihre Köpfe verschieden, und zeichneten sich leicht bei der Berührung aus. Er hatte in zwei Schachteln, die immer vor ihm standen, eine große Menge dieser Stifte, deren Spitzen abgestumpft waren, und die Anwendung, welche er von den Nadeln und dem Brette machte, war folgende:

Man stelle sich zuerst vor, daß jedes Zifferzeichen ein Feld auf dem Brette einnehme, welches wieder, wie schon oben beschrieben wurde, in vier kleinere an einanderstoßende Felder zerlegt sei, und welches dadurch von selbst zwischen jedem Zifferzeichen einen kleinen Abstand gestattet; diese Zeichen aber sind wieder durch die Größe und Stellung der Stifte, von denen immer einer oder zwei ein solches Zeichen aus-

*) Anm. des Ueb. Die im Text angeführte Zertheilung des Quadratzolls in 100 kleinere Quadrate ist mir sehr unwahrscheinlich, weil dadurch nothwendig die hier doch so sehr erforderliche Deutlichkeit für's Gefühl ganz verloren gehen müßte. Sollte daher nicht hier irgend ein Mißverständniß zum Grunde liegen?

ausmachen, von eiander unterschieden. Sein sich selbst geschaffnes Zahlensystem war folgendes:

Ein einziger großer Stift in der Mitte bezeichnete eine Null, und ich belege ihn deswegen mit diesem Namen, weil sein Hauptpunkt darin besteht, die Folge und Entfernung der Ziffern und Linien bemerkbar zu machen. Diese Null ist immer gegenwärtig, und sie wird allein dann weggenommen, wenn eine Eins dargestellt werden soll, wo an ihre Stelle ein kleinerer Stift gesetzt wird. Soll man die Zwei ausdrükken, so muß die Null wieder an ihren Ort, und der kleine Stift senkrecht darüber gesetzt werden. Auch bei der Drei bleibt die Null wie bei allen übrigen Zahlen stehen, nur wird der kleine Stift in den obersten Winkel nach rechts hin, eingesetzt. Bei der Viere rükkt der kleine Stift bis in die Mitte der rechten Seitenkante, und steht also mit der Null in gleicher Linie. Bei der Fünfe rükkt der kleine Stift abermals tiefer herunter, und zwar bis in die unterste rechte Ekke. Zur Sechse muß man den kleinen Stift auf die Mitte der untersten Seitenkante, gleich unterhalb der Null, einstekken. Zur Sieben nimmt der Stift seinen Ort an der untersten linken Ekke. Zur Bezeichnung der Achte steigt der kleine Stift nun wieder senkrecht in die Höhe bis in die Mitte der linken Seitenkante, wo er denn wieder mit der Null in einer geraden Querlinie steht. Um endlich die Neune auszudrükken, stekkt man den Stift in die oberste linke Ekke. Vermittelst dieser Erfindung lassen sich die zehn Zifferzeichen auf einen einzigen Griff leicht erkennen. Damit der Leser sich eine noch deutlichere Vorstellung

von

von diesen Ziffern verschaffe, darf er nur einen einzigen Blikk auf die beifolgende Zeichnung werfen. (Siehe Tafel I, Vorstellung 1 und 2.)

Die großen Stifte oder Nullen, welche sich in der Mitte der Vierekke, immer in gleicher Entfernung befinden, dienten unserm Saunderson zu Leitern, um seine Richtung zu behalten, die Gränzen eines jeden Zifferzeichens genau zu bestimmen, und jede, sonst leicht Statt findende Täuschung zu verhindern. So wie drei senkrechte gleichlaufende Linien zu einem Zifferzeichen gehören, so gehören auch drei querüberlaufende Linien zu demselben, und man läuft auf diese Weise nicht Gefahr sich zu verirren. So konnte Saunderson auf einmal mehrere Reihen Ziffern unter einander auf seinem Brette haben, und dem zu Folge eine Zahl mit Leichtigkeit durch eine andre dividiren. Uebrigens stekkte er diese Stifte mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit auf und ab. Es sind noch Rechnungen, die er auf dieser Maschine machte, und die, auf gewöhnliche Zahlen zurükkgeführt, in Tafeln, die von ihm zu eignem Gebrauch ausgearbeitet und aufbewahrt sind, vorhanden, allein man weiß nicht genau den Zwekk, den er bei ihrer Berechnung hatte. Sie scheinen sich wohl auf die natürlichen Sinus-, Tangenten- und Sekanten-Tafeln zu beziehen; sie bestehen aus vier festen Stükken Holz, die die Gestalt rechtwinklichter vierseitiger Säulen (die Form senkrechter Parallelepipeda) eine Länge von ungefähr elf, eine Breite von $5\frac{1}{2}$, und zuweilen eine mehr als einen halben Zoll betragende Dikke haben. Die beiden einander gegenüberstehenden Flächen von jeder dieser Säulen sind genau so

wie

wie die oben beschriebene Rechentafel in kleine Vierekke getheilt, nur daß auf ihnen, statt der sonst nöthigen Löcher, die Koppenstifte befestigt sind. Jede Seitenfläche enthält 9 kleine Rechentafeln, und wiederum jede von diesen 10 Zahlen, von welchen eine einzelne aus fünf Zeichen zusammengesetzt ist. (Siehe Arithmétique palpable, pag. 31).

Die dritte Figur ist die Abbildung einer Addition, deren Zahlen auf der rechten Seite dargestellt sind: dieselbe Tafel kam ihm auch bei der räumlichen Größenlehre (Geometrie) zu Statten, und diente ihm dazu, die Eigenschaften gradlinigter Figuren zu zeigen, indem er jene Nadeln oder Stifte, die er in die Winkellöcher auf seinem Brette stekkte, mit einem seidnen Faden umwand, und so alle Figuren, die er darstellen wollte, erscheinen ließ, wie man es Fig. 4 sehen kann. Vermittelst der Tafel, deren wir uns gegenwärtig in der Anstalt bediene, und der Ziffern, die man erfunden hat, rechnen die Blinden ganz so wie die Sehenden, und zwar ohne irgend ein willkührliches Uebereinkommen.

Saunderson hatte durch Uebung sein Getast so vervollkommt, daß er beim Befühlen einer Menge Denkmünzen augenblikklich die rechten von den falschen unterschied. Die geringste Veränderung der äußeren Luft war ihm fühlbar. Als er eines Tages Gestirnbeobachtungen beiwohnte, bemerkte er es augenblikklich durch die veränderte Einwirkung der Sonnenstrahlen auf seinen Körper, wenn ein Gewölk zwischen ihm und der Sonnenscheibe durchging, und es ist dies um so außerordentlicher,

da

da er nicht blos des Gesichts, sondern auch der Sehwerkzeuge selbst gänzlich beraubt war *).

Er hatte manche gute Eigenschaften; doch seine Sitten entsprachen bei weitem nicht seinen großen Anlagen; man bezüchtigt ihn sogar schändlicher Neigungen, die man bei einem großen Manne ungern antrifft. Er verschied im Jahr 1739 zu Cambridge nach einer Lebensdauer von 56 Jahren.

Heinrich Moyes, ein Schotte, der noch zu unsrer Zeit lebte, trug mit vielem Aufsehen die Newtonsche Philosophie vor. Er war ein großer Scheidekünstler, trefflicher Mathematiker und guter Tonkünstler **).

Der

---

*) Anm. des Ueb. Mir ist dies nicht wunderbar, auch meine Augäpfel sind völlig zerstört, und dennoch unterscheide ich an der Einwirkung des Dunstkreises, ohne daß ich etwa den wärmenden Strahl der Sonne fühlte, heitre und trübe Tage; ja die Dunkelheit der Nacht hat sogar auf meine Phantasie, in der es immer licht ist, einen unwillkührlichen Einfluß: denn es wird schattenreicher in meiner Seele, wenn der große Schatten der Nacht sich um mich her über die ganze Natur ausbreitet, und ich gestehe, daß grade dieser Umstand mich auf den schon oben geäußerten Gedanken brachte, es müsse ein gewisser Grad von Lichtempfänglichkeit wohl durch alle Nerven verbreitet sein.

**) Anm. des Ueb. Ich kann nicht umhin, den weit ausführlichern Bericht, den Herr Professor v. Baczko in seinem im Jahre 1807 zu Leipzig bei G. Kummer herausgekommnen Werke: „Ueber mich selbst, und meine Unglücksgefährten, die Blinden" S. 51, über H. Moyes liefert, hier beizufügen: „Moyes (Heinrich) Doktor und Lehrer

der

Der blindgeborne Doktor Blacklock zu Edimburg wird in England für einen der besten Dichter gehalten.

Pfeffel

---

der Chemie zu Pittenweem in Schottland, ist völlig blind, hielt vor zahlreichen Zuhörern Vorlesungen über die Physik, wiederholte nicht nur die Versuche, wodurch die Identität des Galvanismus und der Elektricität dargethan worden ist, sondern sie wurde durch ihn ausgedehnt und verändert. Er hat gefunden, daß das Hauptexperiment eben so gut glückt, wenn man es mit einer Lage Kupfer, Zink und nassem Thon anstellt, als mit Silber, Zink und Pappe. Er beobachtete einige merkwürdige Abweichungen, indem er, durch einen Schlag an dieser galvanischen Schichte, Gas im Wasser erzeugte; und er baut auf das Ganze eine sehr artige Theorie der Erdbeben und der Art, wie das Gleichgewicht zwischen der Erde und dem Dunstkreise aufrecht erhalten wird. Er wurde zu Manchester geboren, verlor sein Gesicht in der frühsten Jugend durch die Blattern, so daß ihm sein Gedächtniß keine Vorstellung von Licht, wohl aber noch ein Bild der Sonne aufbewahrt hat. Sein Auge, unempfindlich gegen ein starkes Licht, war es nicht, wenn die durch ein Prisma gebrochenen Sonnenstrahlen darauf fielen. Rothes Licht machte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, die man beim Anfassen einer Säge hat. Minder unangenehm wurde ihm die Empfindung, wie die Farbe an Stärke abnahm, und die angenehmen Empfindungen des grünen Lichts verglich er mit der Berührung einer glatten Fläche. Als Mitglied einer gelehrten Familie, erhielt er eine gute Erziehung und erwarb sich gründliche Kenntnisse in den Sprachen, der Musik, Mathematik und Chemie. In seiner Jugend waren kleine mechanische Arbei-

ten

Pfeffel zu Kolmar, der sehr jung durch die Wirkung heftiger Augenschmerzen sein Gesicht verlor, hat sehr angenehme Gedichte, vorzüglich Fabeln (6 Bände in 8. Kolmar 1791), deren einige durch Herrn von Degerando ins Französische übersetzt worden sind, gemacht. Er wurde Geheimerrath des Markgrafen von Baden, errichtete zu Kolmar eine Kriegesschule, (natürlich für Sehende) wo Kinder aus den besten Häusern sich befanden. Die Fürsten von Schwarzburg und Eisenburg, welche daselbst erzogen waren, rechneten es sich zur Ehre an, diesen einsichtsvollen Blinden zum Lehrer gehabt zu haben. Herr Heilmann, gegenwärtig Kostgänger der Quinze-vingts, der ebenfalls sein Zögling war, dürfte ihm wohl alle Ehre machen. Pfeffel starb im Jahre 1809 zu Kolmar seiner Vaterstadt.

Weissenburg aus Manheim wurde in einem Alter von 7 Jahren blind. Er schrieb vollkommen und las mit Buchstaben, die er, ohne je dergleichen gesehen zu haben, selbst erfunden hatte. Er war ein trefflicher Geograph, und verfertigte Karten und Globen,

---

ten seine Lieblingsbeschäftigung, und ob er sich gleich häufig verletzte, erlangte er doch im Drechseln und Schnitzeln beträchtliche Fertigkeit und machte sich schon als Knabe kleine Windmühlen und einen Weberstuhl. Ob er gleich bei beschränkten Vermögensumständen nur in seinem Genie Unterstützung fand, blieb ihm doch Heiterkeit und Frohsinn. Er war ein angenehmer Gesellschafter, und wußte seine Begriffe von Gegenständen des Gesichts durch schikliche Vergleiche sehr gut auszüdrükken.

Globen, deren er sich zur Erlernung der Geographie bediente. Er hat auch ein Rechenbrett, welches von dem Saundersonschen wenig abweicht, erfunden. (Journal de Paris. April 1784).

Der Blinde von Puiseaux ist zu bekannt, um sich über ihn erst weitläuftig auszulassen, und es ist wohl Niemand, der Diderots Briefe über die Blinden nicht gelesen hätte, und dem die wissenschaftlichen Kenntnisse jenes außerordentlichen Mannes nicht bekannt wären. Er war der Sohn eines Professors der Philosophie an der hohen Schule zu Paris, und hat Vorträge über die Scheidekunst und Pflanzenkunde im königlichen Garten mit großem Erfolg besucht. Er begab sich, nachdem ein Theil seines Vermögens darauf gegangen war, nach Puiseaux, einer kleinen Stadt in Gatinois, wo er eine Brandtweinbrennerei anlegte. Er kam alle Jahre selbst nach Paris, um seine Wasser zu verkaufen. Er zeigte in allem was er that, die größten Eigenthümlichkeiten: so war es seine Gewohnheit, am Tage zu schlafen und gegen Abend aufzustehen, arbeitete die ganze Nacht, weil er, wie er sagte, da von Niemand gestört würde. Seine Frau fand bei ihrem Aufstehen Alles auf das vollkommenste geordnet. Er sprach mit vielem Verstande von den Eigenschaften und Fehlern des Sehwerkzeuges, das ihm fehlte, und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit vieler Genauigkeit. Er erwiederte, als man ihn fragte, was ein Spiegel sei: „Es ist dies eine Maschine, die eine erhöhte, von den Gegenständen selbst, die sie bezeichnet und die noch in einer gehörigen Beziehung zu ihr stehen, entfernte Abbildung giebt,

giebt, so wie ich meine Hand nicht neben, sondern auf einen Gegenstand legen muß, um ihn zu fühlen.

Er richtete an Diderot, der ihn zu Puiseaux besuchte, die auffallendsten Fragen über die Durchsichtigkeit des Glases und über die Farben. Er fragte, ob die Naturforscher allein durch Vergrößerungsgläser, Sternkundige allein durch die Ferngläser sehen können; ob das Werkzeug, welches Gegenstände vergrößere, selbst größer sei, als dasjenige Werkzeug, welches sie verkleinere, und ob das, welches sie näher bringt, kürzer sei, als das, welches sie entfernt. Er glaubte, daß die Sternkundigen ganz anders gebildete Augen als die übrigen Menschen hätten, und daß man sich diesem oder jenem Fache nicht, ohne Augen, die eine besondere Anlage dafür hätten, zu besitzen, widmen könne. Das Auge, sagte er, ist ein Sinnenwerkzeug, auf welches die Luft eben die Wirkung machen muß, wie mein Stokk auf meine Hand.

Er hatte ein überraschendes Tongedächtniß, und kannte Personen, die er ein einziges mal gehört hatte, an der Stimme wieder. Er konnte bestimmen, ob er auf der Straße oder in einem Sakkgäßchen, in einem großen oder kleinen Zimmer sich befinde. Er schätzte nach dem Grade der Wärme die Nähe des Feuers ab; eben so das Vollsein der Gefäße am Geräusch beim Einfüllen des Brandtweins, und durch die Einwirkung der Luft auf sein Gesicht, die Nähe von Körpern. Ich kenne einen Blinden der Quinze-vingts (Levé), dessen Gehör so geübt ist, daß er es beim Nachhausekommen sogleich bemerkte, wenn man irgend ein Hausgeräth von seiner gewohn-

wöhnlichen Stelle verrükkt oder, zum Beispiel, die Vorhänge herabgelassen hatte, u. s. w. *)

Jemand fragte einst den Blinden von Puiseaux, ob er sich das Augenlicht denn gar nicht wünsche; „o ja," sagte er, „doch nur, weil mich die Neugier plagt, denn sonst wünsche ich mir lieber ungeheuer lange Arme, da ich, wie mir es scheint; mich über die Gegenstände im Monde besser mit meinen Händen als

*) Anm. des Ueb. Diese Eigenschaft, am Drukke der Luft die Annäherung an Gegenstände oder wohl gar eine Veränderung und Verrükkung derselben im Zimmer zu spüren, ist eine, allen nur einigermaßen aufmerksamen Blinden, gemeinsame Eigenschaft. So spielen blinde Kinder greifen oder haschen miteinander und auch wohl mit Sehenden, ohne sich zu stoßen: ja ich selbst habe bei solchen Gelegenheiten bemerkt, daß die schnellere Bewegung des Leibes auch ein stärkeres und elastischeres Zurükprallen der Luft, wenn man sich einem Gegenstande nähert, bewirkt. Doch müssen die Gegenstände, die der Blinde bei seiner Annäherung gegen sie, durch das Zurükprallen der Luft von ihnen bemerken soll, sich nicht außer der Gefühlsrichtung seiner Gesichtshaut befinden, weil er mit den übrigen Theilen des Körpers, die entweder zu wenig Fläche, wie der Arm, darbieten oder mit Kleidern bedekkt sind, den Luftdrukk nicht empfinden kann. Ganz von derselben Art, wie diese Erscheinung bei den Blinden, sind auch die merkwürdigen Versuche des italischen Naturforschers Spalanzani, der Fledermäuse der Augen beraubte, sie alsdann in einem Zimmer, worinn Stangen aufgehängt waren, fliegen ließ, und sich überzeugte, daß sie die Annäherung gegen die Stangen schon in der Entfernung eines halben, ja auch ganzen Fußes spürten und ihnen auswichen.

als Ihr Euch mit Euern Augen oder Fernröhren würde belehren können; auch verläßt ja die Sehkraft die Augen weit früher, als der Tastsinn die Hände, und ich wollte daher lieber, daß man mir einen Sinn, den ich besitze, vervollkommne, als daß man mir denjenigen, der mir fehlt, verliehe."

Ein andres Mal erwiederte er, ungeduldig gemacht durch die Fragen, welche Neugierige an ihn thaten: Meine Herren, ich merke wohl, daß Sie nicht blind sind, denn Sie erstaunen über das, was ich thue; aber warum erstaunen Sie denn nicht über das, was ich rede?

Hubert aus Genf war ein ausgezeichneter Naturforscher und der Verfasser der besten Naturgeschichte über Bienen und Ameisen. Ja, liest man die Beschreibungen, die jener gelehrte Blinde von diesen Insekten gemacht hat, so sollte man durchaus glauben, daß sie nur das Werk eines in diesem Zweige der Naturgeschichte sehr bewanderten Sehenden sein könnten, und dennoch hatte Hubert zu dieser großen Arbeit keinen andern Gehülfen, als seinen Diener, der ihm die Farben dieser Thierchen anzeigte, da er ihre Gestalt und Größe eben so leicht durchs Gefühl, wie sie selbst an dem Summen ihres Herumfliegens erkannte. Auch ein sehr geschätztes Werk über die Erziehung hat dieser so mühsame Schriftsteller herausgegeben.

Franz Lesueur erblikkte zu Lion, als das Kind sehr armer Aeltern, am 5ten August des Jahres 1786 das Licht der Welt, dessen er jedoch schon in der sechsten Woche seines Lebens durch den Verlust seiner Augen wieder beraubt wurde. Er kam im

Jahre 1775 nach Paris, wo er an einer Kirchthür dieser Stadt bettelte, bis Herr Hauy, der seine Lernfähigkeit erkannte, mit dem Versprechen, er solle eben so viel, als er sich durch Betteln erwerben könne, empfangen, ihn zu sich, und die Mühe über sich nahm, ihn zu unterrichten. Lesueur fing im Oktober 1784 an zu lernen. Sechs Monat darauf konnte er schon in erhöhter Schrift lesen, setzen und drukken, und sein Verstand und seine Geschikklichkeit waren so groß, daß er binnen weniger als zwei Jahren mit der französischen Sprachlehre, der Erdkunde und Musik hinlängliche Bekanntschaft gemacht hatte und dieser bewundernswürdige junge Mann wurde für die Blinden das, was Massieu für die Taubstummen war. Er wurde nach und nach der Unterrichtswiederholer seiner Gefährten, Vorsteher der Drukkerei, und Wirthschaftsführer in der Anstalt. Erst vor einigen Jahren starb er als Mitbewohner der Quinze-vingts.

Es ist uns jedoch sehr schmerzlich, von Lesueur sagen zu müssen, daß er sich gegen seinen Lehrer und Wohlthäter, dem er alles verdankte, des Undanks schuldig machte, und daß er durch seine Aufführung diesen Vorwurf verdienet, den man den meisten Blinden nicht ganz ungegründet macht.

Auch Avisse, zu Paris geboren, war einer der ausgezeichnetsten Zöglinge der Anstalt. Sein Vater, der als Miethswirth auf der Straße Guénégaud wohnte, bestimmte ihn zum Seedienst, und so schiffte er sich noch sehr jung auf ein für den Negerhandel bestimmtes Schiff in der Eigenschaft eines Schreibers des Schiffshauptmanns ein. An der

Küste

Küste von Afrika verursachte ein Windstoß ihm eine heftige Entzündung, deren Folge der Verlust seiner Augen war. Seine Aeltern gaben ihn in die Blindenanstalt, wo er binnen einigen Jahren Sprach- und Denklehrer wurde. Man hat von ihm ein Lustspiel in einem Akt und in Versen, unter der Benennung, die Blindenlist; es wurde am 2ten Nivose (20sten Januar) des fünften Jahres der Republik aufgeführt; eine Darstellung, auch in Versen, unter der Aufschrift: Werkstätte der arbeitenden Blinden, und mehrere andere Sachen, sind in einem Bande (Duodez), der im Jahre 1803 das zweitemal aufgelegt ist, vorhanden. Er starb, bedauert von seiner Familie und seinen Freunden, in dem vielversprechendsten Alter seines Lebens, in seinem ein und dreißigsten Jahre.

Hätten wir nicht die Bescheidenheit mehrerer lebenden Blinden zu verletzen befürchtet, so hätten wir hier auch mit vielem Vergnügen des Herrn Ritter Pougens, der so eben ein großes, die anziehendsten und merkwürdigsten Forschungen über den Ursprung der französischen Sprache umfassendes und schon zu Rom angefangenes Werk, beendigt, erwähnt; auch des Herrn Isaak Roques von Montauban, der, da er sich selbst bildete, um so mehr Bewunderung verdient, nebst vielen Andern, größtentheils Zöglingen dieser Anstalt.

Zweites Kapitel.

Von Blinden, die sich durch Fertigkeit in Künsten ausgezeichnet haben.

Die Zahl der, durch Kunstfertigkeit ausgezeichneten Nichtsehenden, ist fast eben so beträchtlich, als die, der durch wissenschaftliches Streben berühmt Gewordener, und es ist gewiß nicht minder überraschend, diese, eines zur Ausübung der Künste so nöthigen Sinnes beraubten Unglükklichen auch in der Betreibung so vieler, blos mechanischer Geschäfte, glükklich arbeiten, und in Genauigkeit der Ausführung und äußerer Fertigkeit sogar mit Sehenden bis auf einen gewissen Punkt wetteifern zu sehn. Es giebt, wenn man Malerei und Farbenauftragung ausnimmt, wenig Dinge, die sie entweder allein, oder in Gemeinschaft, besonders, wenn sie ein unterrichteter einsichtsvoller Sehender leitet, nicht machen können.

Es wäre nur zu wünschen, es käme endlich dahin, daß man den Widerwillen, den man gewöhnlich hat, sich Blinder zu bedienen, überwände, und sie zu denen, ihnen glükklich von Statten gehenden Geschäften gebrauchte *). Denn es wäre dies sowohl

*) Anm. des Ueb. Dieser Vorwurf des Widerwillens, sich mit Blinden zu befassen, trifft zwar die meisten unsrer Handwerker, doch glaube ich aus eigner Erfahrung sagen zu können, daß dies gewiß weniger aus unedler Gesinnung als vielmehr aus Furcht vor der Unmöglichkeit oder doch allzugroßen Mühe geschieht, denn haben sie nur den ersten Versuch gemacht, und sich von der wirklichen Lernfähigkeit des Blin-

wohl ein gutes Werk, als auch ein Mittel mehr, sie zu vervollkommnen, was zugleich denen, die sie beschäftigen, zum Vortheil gereichen würde.

So

Blinden überzeugt, so verwandelt sich gewöhnlich ihre frühere Scheu vor diesem Unterricht in die reinste Zuneigung für denselben, ja wohl gar in eine stille Bewunderung ihres Lehrlings. So ging es mir mit dem Stuhlbeziehen; als ich bei dem Korbmachermeister Herrn Riesenberg zu Berlin das Korbflechten lernte, behauptete dieser, ich könne zwar einen Korb machen, aber nie das Meisterstükk eines Korbmachers, einen Stuhl mit Weidenruthen, eben so, wie mit spanischem Rohr in der Art, daß kein Anfang und Ende zu bemerken wäre, verfertigen lernen. Ich gab ihm zu, daß ich es so weit, den Stuhl ohne alle unterhalb des Sitzes sichtbaren Enden zu beziehen, wohl nicht bringen dürfte; aber den Stuhl selbst, wie gewöhnlich, zu beziehen, dies getraute ich mir denn doch, zumal, weil hier der Blinde eine feste Form, in die sich alles von selbst fügt, vor sich habe. Er meinte, auch dieses wäre ich nicht im Stande: dadurch wurde meine stille Begierde, ihn vom Gegentheile zu überführen, nur noch gesteigert. Ich wandte mich darauf an den englischen Stuhlarbeiter, Herrn Böhm; es hielt schwer, ehe ich ihn, und nur durch vieles Bitten zu dem ersten Versuche bewegen konnte: wie groß war aber dagegen seine Freude und Ueberraschung, als ich, binnen einem Sonntag Nachmittag, wirklich das Beziehen viereckiger Stühle wenigstens mit Bindfaden, wo alsdenn der Uebergang zur Rohrarbeit doch nur in der Verschiedenheit der Zuthat besteht, erlernte. Eben so erging es dem Herrn Seilermeister Hanewald in Breslau, erst mit mir, da ich bei ihm Gurte schlagen lernte, dann mit einem erblindeten Invaliden.

So wie in dem vorhergehenden Kapitel, werden wir auch hier in der Kürze die, durch Kunstfertigkeiten ausgezeichneten Blinden aufführen, um so die Geschichte berühmter Blinden möglichst zu vervollständigen.

Lorenz Stengel erzählt, daß im Jahre 1612 ein junger Kunsttischler aus Ingolstadt bei dem Glätten einer Metallröhre, diese zu nahe an einen Ort brachte, wo Schießpulver lag, was sich entzündete, und durch dessen Auffliegen er sein Gesicht verlor *). Er wurde in ein Hospital für gebrechliche und alte Menschen aufgenommen. Hier wählte er, um mehr nach Lust und Belieben arbeiten zu können, einen entlegenen Ort zu seinem Aufenthalte. Sein Bett versah er mit gezakktem Schnitzwerk und schmükkte es mit vieler Geschikklichkeit durch Malerei aus. Darauf machte er, blos mit Hülfe eines starken Messers, zwei mit Rädern, Axen und Zahnwerk versehene Pfeffermühlen, so wie nach und nach den ganzen Mahlbedarf **). Eine dieser Mühlen war so

*) Anm. des Ueb. Der Verf. hat hier wie an andern Orten, das Lateinische hier und da nicht ganz genau gegeben; dies weiß ich, doch, ich bin der Uebersetzer des Französischen.

**) Anm. des Ueb. Klein sagt von der Fähigkeit des Blinden in Hinsicht auf Maschinenbau, in seinem Lehrbuche zum Unterricht der Blinden Seite 217. Folgendes: Ein mit den nöthigen Vorkenntnissen versehener Blinder findet sich bei der Zerlegung und Zusammensetzung von Maschinen leicht zurecht und weiß manche Anwendung von diesen praktischen Erfahrungen zu machen, so daß er nicht selten bei vorkommenden Fällen neue Vorrichtungen anzugeben im Stande ist, und so zum Erfinder wird.

so genau und regelmäßig gearbeitet, daß man sie der Aufnahme in die Sammlung seltener und merkwürdiger Kunstgegenstände zu München, wo sie noch zu sehen ist, werth achtete *).

Dyghäus

Baczko führt in seinem Werke: Ueber mich selbst, und meine Unglükksgefährten, die Blinden, S. 37. Folgendes an:

Geipels, ein Blinder in der Papiermühle zu Plauen, erfand die Wasserpresse, wodurch zwei Menschen mit Hülfe des Wassers so viel in anderthalb Minuten bereiten, als die Kraft von 6 bis 8 Menschen in 5 Minuten zu wirken vermag. Das nach seiner Vorschrift mit Hülfe der Wasserpresse bereitete Papier wird fester und nimmt den Leim besser an.

*) Laurentius Stengelius, lib. de Monstris cap. 16. §. 10. memorat anno 1612 Ingolstadii in Bavaria, juvenem quemdam arcularium dum fistulam aeneam expoliret, et pulverem nitratum incautius tractaret, illo incenso, utrumque oculum miserando casu perdidisset, caecumque factum in hospitalem domum fuisse receptum. Ibi cum in media senum et vetularum turba secretus habitaret, lectum sibi et exiguum juxta locum tabulis affabre circummunivisse et picturis affixis exornasse. Duo deinde minutiora molendina (quae piperi molendo idonea forent) cum scalis, rotis, radiis, dentibus et axibus, cumque omnibus denique rebus perfectissimo molendino necessariis cultro exsculpsisse adeo exacte et adamussim, ut unum illorum dignum fuerit habitum quod Monachium ad res principes, raras et artificiosas in pinachotecam transferretur.

Dygbäus erzählt von einem Lehrer seiner Söhne, der so vollkommen blind war, daß er auch nicht einmal die Sonnenstrahlen bemerkte, die außerordentlichsten Dinge. Er übertraf die stärksten Schachspieler an Geschikklichkeit, eben so kannte er auch fast alle andere Spiele; er warf auf eine ziemlich große Entfernung, ohne das vorgesteckte Ziel zu verfehlen. Er ging nicht blos in, sondern auch außer dem Hause und auf den Spaziergängen ohne Führer. Er setzte sich zu Tische und aß mit so viel Geschikklichkeit des äußern Benehmens, daß es unmöglich zu bemerken war, er sei blind. Hörte er Jemanden zum erstenmale sprechen, so beurtheilte er nach dem Ton der Stimme, ohne sich zu irren, die Gestalt und Bildung des Körpers; eben so bemerkte er, wenn seine Schüler in seiner Gegenwart vortrugen, welche Stellung sie hatten; auch unterschied er leicht die trüben von den heitern Tagen *).

Schon

*) Omnem pene fidem superare videtur quod Kenelmus Dygbaeus narrat de caeco filiorum suorum paedagogo, Tract. de nat. corpor., cap. 28. Erat ille oculis usque adeo captus, ut ne solis quidem claritate moveretur. Chartis tamen pictis vel latrunculis tam perite ludebat, ut a paucis vinceretur, in illo etiam ludi genere, in quo rotundae argenti, alteriusve metalli laminae supra mensam pelluntur, missiles globulos dextre ad metam torquebat. In oblongis deinde cubiculis, xystisque directe semper obambulabat, tam libere etiam et confidenter ubivis in domo incedebat, meu-

Schon bei Saunderson haben wir bemerkt, daß sogar diejenigen Blinden, bei denen selbst nicht einmal die Sehwerkzeuge vorhanden sind, die Helle von der Dunkelheit, einen schönen Sommer= von einem trüben Wintertage unterscheiden. Diejenigen, die, wie die vom schwarzen Staar Befallenen, noch unversehrt erhaltene Augäpfel haben, halten dies Gefühl für einen Schimmer, und schätzen sich wegen dieses, von ihren Schikksalsgefährten sehr beneideten, obgleich ihnen ganz nutzlosen Vorzugs, sehr glükklich, und es ist wohl sehr schwer zu bestimmen, woher diese so ungewöhnliche Erscheinung, die wir in unsrer Anstalt fast jeden Tag beobachten, rühren mag; ich meinestheils, bin weit entfernt, zu glauben, daß die Blinden, wie ein Denker unserer Zeit, der jedoch ohne Zweifel ein Physiolog war, behauptet, durch die Haut sehen könnten *). Ein

mensaeque accumbens tam apte se componebat, ut nullus oculorum defectus a nescientibus animadverti posset. De hospitis jam primo adventantis statim ac cum eo collocutus fuerat, statura totiusque corporis habitu absque errore judicabat: imo in discipulis, cum declamarent coram illo, gestus omnes, et situm corporum perfecte dignoscere, ut et nubilum diem a sereno discernere potuit.

*) Anm. des Ueb. O ja, denn ich glaube, es geschieht durch die Nerven, welche unter der Haut liegen, und die mir durchgängig einen gewissen Grad von Empfänglichkeit für die Einwirkung der Lichtstrahlen zu haben scheinen.

Ein Fleischer aus Boulogne, dessen Geschichte uns Aldovrandus aufbewahrt hat, schätzte nach dem Gefühl das jedesmalige Gewicht seines Schlachtviehes ab, kannte Gewichte und Münze, war trefflich zu Pferde, ging auf die Märkte, und verrichtete, ohne daß ihm jemals etwas zugestoßen wäre, alle Pflichten seines Gewerbes *).

Herr von Piles (De Piles, Cours de Peinture, pag. 260. 1766) sah in Italien einen aus Compassy in Toskana gebürtigen, ungefähr 50 Jahr alten Blinden, der voller Geist und Verstand, und ein sehr guter Zeichner war. Er traf ihn in dem Justinianischen Schloße, als er eine Minervensäule in Wachs nachbildete. Die Form und die Verhältnisse seiner vor sich habenden Urbilder faßte dieser Blinde durchs Gefühl mit Genauigkeit auf, so daß der Herzog von Braciane als Zeuge dieser seiner Arbeit noch zweifelte, daß er völlig blind sei. Er ließ ihn deshalb, um sich davon zu überzeugen, sein Bildniß in einem ganz dunkeln Keller verfertigen, und wurde vollkommen getroffen. Als man ihm jedoch vorwarf, daß der Bart des Herzogs viel dazu beitrüge, diesen kenntlich zu machen, so erbot er sich, eines seiner Fräulein abzubilden, und auch dieses war sehr getroffen.

Ich

*) Aldrovandus, in Hist. monstr. tradit Lanium caecum Bononiae solo tactu belluas mactandas, quanti essent ponderis aestimasse, libellas statere numerasse, monetas novisse, equitasse, aliaque nulla ad munus lanii spectantia feliciter obiisse.

Ich sah, sagt Herr von Piles, die Bildnisse des hochseeligen Karl des Ersten, Königs von England, des Pabstes Urban VIII., und des Herrn Hesselin in Frankreich, alle von der Hand dieses Blinden gut ausgearbeitet.

Nur in den Haaren fand er, weil sie beweglich sind, und seine ganze Kunst vorzüglich in der Auffassung des Umrisses bestand, einige Schwierigkeit.

Ich selbst habe den Herrn Buret, einen der geschikktesten Bildhauer der Akademie, der in seinem 25sten Jahre sein Gesicht durch die Blattern verlor, und eben so wenig wie der Blinde von Cambassy, aufhörte zu arbeiten, gesehen.

Johann Gambasius aus Volterra, im Gebiet von Pisa, verlor im 20sten Jahre sein Gesicht, und blieb zehn Jahre lang in diesem Zustande; er wußte nicht das Geringste von der Bildhauerei, bekam aber plötzlich Lust, das Nachbilden einer Statue zu versuchen, befühlte deswegen eine marmorne Säule, die den Cosmo von Medizis darstellte, bildete diese so ähnlich in Thon nach, daß Jeder, der sie sah, darüber erstaunte. Seine Bildnerfähigkeit entwikkelte sich dergestalt, daß ihn der Großherzog Ferdinand von Toskana nach Rom sandte, um dort die Bildsäule des Pabstes Urban VIII. zu modelliren; auch sie war sehr getroffen. Mit gleichem Eifer machte er darauf noch mehrere andere *).

Ein

*) Joannes Gambasius Voltarrenus, insignis statuarius, teste Aldovrando in Hist. monstr. circa annum aetatis vigesimum, utroque oculo captus

Ein holländischer Organist, der sehr früh sein Gesicht verlor, wurde dadurch nur geschikkter in seiner

---

captus est. Cum per decennium in hac arte nihil operatus esset, subiit tandem cum cogitatio ingenii in arte statuaria aliquid experiendi, et contrectata diligenter manibus statua marmorea quae Cosmum, Hetruriae magnum ducem, referebat, aliam ex argilla adeo similem expressit, ut omnes rei novitate stupidos reddiderit. Quare, jussu Fernandi, magni Hetruriae ducis, Florentia Romam petiit, et expressam Urbani VIII, Pont. max., ex argilla effigiem quam simillimam eidem obtulit. Deinde multas etiam alias nonnullorum formas effinxit.

Anm. des Ueb. Ich kann nicht umhin, diesen drei merkwürdigen Beispielen blinder Bildhauer noch ein viertes beizufügen, welches Herr W. Klein, Direktor der Wiener Blinden-Anstalt, in seinem Lehrbuch für Blinde Seite 417 anführt. Er erzählt also:

Joseph Kleinhanns, der Sohn eines Bäkkers zu Näuders in Tyrol, gegenwärtig 42 Jahr alt. Er ist mit 4½ Jahren durch die Blattern gänzlich erblindet, und unerachtet er vorher nie einen Unterricht genossen hatte, der Bezug auf Bildschnitzerei hatte, so beschäftigt er sich doch gegenwärtig mit dieser Kunst und zieht seinen Lebensunterhalt davon. Er macht Kruzifixe und Heiligenbilder aus Holz, bei denen nicht nur alle Theile in richtigem Verhältniß stehen, sondern in deren Gesichtern sich sogar Schmerz und andre Leidenschaften ausdrükken. Die Fußgestelle dieser Bildsäulen versieht er mit mancherlei Verzierungen und fügt jedem Heiligen sein eigenthüm-

ner Kunst. Auch erlangte er seitdem die Geschikklichkeit, durchs Getast die verschiedenen Geldarten, ja

---

thümliches Unterscheidungszeichen bei. Er verfertiget auch Köpfe von lebenden Personen, theils nach der Natur, theils nach Büsten, von welchen er den Umriß und die Züge des Gesichts durch genaues Befühlen erforscht und darnach arbeitet.

Er bindet sich an keine Größe; er macht Bildsäulen in Menschengröße und auch solche von weniger als einem Schuh in der Höhe. Dabei ist er im Stande, kleinere Muster in's Große und große in's Kleine, nach richtigem Maaßstab und mit Beobachtung der nöthigen Verhältnisse der Theile, auszuarbeiten. Der Enthusiasmus, womit seine Landsleute in dem letzten Kriege sich vertheidigt haben, veranlaßte ihn, einen Tyroler Landwehrmann in einem anderthalb Schuh hohen Bilde von Holz darzustellen, bei welchem der sprechende Ausdrukk in Stellung und Geberden einem sehenden Künstler Ehre machen würde.

Die Instrumente zu seiner Arbeit pflegt er selbst zu schleifen, und er ist darin so geschikkt, daß er selbst von andern Personen darum angegangen wird. Kleinhanns ist, wie fast alle Blinden, ein großer Freund von Musik, welches ihn schon früher veranlaßt hat, sich in der Ausübung dieser Kunst zu versuchen. Auch hierin war er sein eigner Lehrer. Durch bloßes Zuhören lernte er die Orgel, das Klavier und die Violine spielen, und bald war er der gewöhnliche Stellvertreter des Organisten seines Orts. Einige Lieder, die er selbst dichtete, setzte er auch selbst in Musik. Er ist immer zufrieden und heiter, sehr religiös und von der besten Moralität. In seinem Wohnorte geht er überall ohne

Anstoß

ja selbst die Farben zu unterscheiden *): auch durch die Feinheit seiner Finger, Karten zu spielen, und er wurde dadurch ein gefährlicher Spieler, denn bei dem Mengen der Karten kannte er diejenigen, welche er Andern gab, eben so, wie diejenigen, die er für sich behielt (s. Lecat, traité des sens S. 11.).

Der Blindgeborne Chauvet war mehrere Jahre Organist an Unsrer lieben Frauen Kirche in Bonne-Nouvel zu Paris. Er wurde seines Verdien-

Anstoß herum, aber auch mehrere Stunden in seiner Nachbarschaft findet er die oft beschwerlichen Wege über Brükken und Stege, oder auf Berge und durch Wälder. Er ist wißbegierig und läßt sich gern vorlesen. Wäre diesem Mann in seiner Jugend eine ordentliche Bildung zu Theil geworden, so würde er wahrscheinlich auch im Geistigen etwas Außerordentliches geworden sein, so wie er in dem Kunstfache, das er zu seiner Beschäftigung gewählt hat, unter allen bekannten Blinden nicht seines Gleichen hat.

*) Ich werde später davon sprechen, wie Blinde einige Farben erkennen; durchs Gefühl geschieht dies keineswegs, und Boyle hat wohl auf den Grund eines schlechten Zeugen sehr unrichtig von einem Mann aus Mastricht behauptet, daß er Farben durch das Gefühl erkennen könne: dies ist unmöglich. Der Blinde erkennt nicht die Farbe, sondern erkennt nur die Wirkung, die sie auf gefärbte Gegenstände machen. (Sehr richtig von dem Verfasser bemerkt, und ganz übereinstimmend mit dem von mir schon früher Gesagten. Anm. des Ueb.)

dienstes wegen von vielen Freunden guter Tonkunst besucht.

Fräulein Paradis aus Wien in Oestreich, verlor ihr Gesicht im zweiten Jahre durch eine Art Schlagfluß. Im Jahre 1784 war sie die Freude des Pariser geistlichen Konzerts. Diese Künstlerin, die die herrlichste Anlage zum Setzen hatte, hatte sich selbst, indem sie die Dreiklänge bildlich darstellte, ein Hülfsmittel erfunden, das, was sie setzte, aufzuschreiben. Sie hatte sie anfangs nur auf, mit Nadeln durchstochenen Karten aufgezeichnet; allein dieser erste, für fruchtlos erkannte Versuch, gab ihr den Gedanken eines andern Verfahrens, von dem wir, da es ein untrügliches und sehr leicht auszuführendes Mittel sein soll, um so mehr bedauern müssen, es nicht zu kennen, an die Hand.

In dem Museum zu Kopenhagen bewahrt man unter den seltnen Merkwürdigkeiten von Blinden geprägte Münzen, und einen von einem norwegischen blinden Künstler aus Elfenbein und Ebenholz gefertigten trefflichen Trinktisch.

In Italien bieten Blinde sehr häufig den Reisenden kleine aus Reisstroh geflochtene Körbchen, und Rosenkränze, deren Perlen sehr nett aus Kirschkernen gearbeitet sind, zum Verkauf an.

Ich selbst habe zu Paris eine Nähstube gesehen, wo blinde Mädchen, unter der Leitung einer sehenden Lehrerin, Röcke und andre Leinwandsachen verfertigen; auch in den Tageblättern der Naturmerkwürdigkeiten findet man die Geschichte eines Blinden zu Würzburg in Franken, der sehr gut nähte; eben so war zu Halberstadt ein gewisser Linemann,

der

der unter vielen Anlagen und Geschicklichkeiten be-sonders die besaß, vollkommen nähen zu kön-nen *).

---

*) Halberstadii caecum quemdam fuisse Joannem Lineman dictum, qui peritus tam organis musiciis rite utendi, quam conficiendi, et quod praeterea admiratione non caret, sila foramini acus curiose non secus, ac si cerneret inserere movit refertur. Ephem. germ. cur. dec., secundo anno, I. obs. 71.

Talem etiam novi caecum Herbipoli fuisse, sed jam defunctum, qui inter alia ludicra fila quoque acui perite voluit inserere.

Dritter Theil.

Ueber den Unterricht der Blinden.

Erste Abtheilung.

Vorwort.

Entstehung der Anstalt.

Es konnte wohl keinen herrlichern Gedanken geben, als den, welchen der heilige König (Ludwig IX) nach seiner Rückkehr aus einem Kampfe, den er für den Ruhm des Glaubens unternehmen zu müssen gemeint hatte, faßte und ausführte: denn er bereitete *) im Jahre 1620 für 300 Ritter, die in Egypten das Gesicht verloren hatten, eine Ruhestätte unter dem Namen der Quinze-Vingts. Dies Haus, das seine Entstehung der Frömmigkeit Ludwig IX. verdankt, widerstand dem revolutionären Vandalismus, und besteht noch heute unter dem Namen des königlichen Spitals der Quinze-Vingts

*) Die Anstalt der Quinze-Vingts war damals auf der Straße Saint Honoré, der Straße Richelieu grade über. Im Jahre 1780 verlegte sie der Kardinal von Rohan, damals Groß-Almosenmeister, in das vormalige Gebäude der schwarzen Mousquetiere auf der Straße Charenton, in der Vorstadt Saint-Antoine, wo sie sich gegenwärtig noch befindet.

Vingts und noch jetzt werden daselbst auf Kosten des Staats dreihundert arme Blinde, als Nachfolger jener dreihundert Ritter, unterhalten und verpflegt.

Indeß dürfte die durch Ludwig XVI. unter weit schwierigern Umständen gegründete Stiftung einer Anstalt für junge Blinde vielleicht größere Bewunderung erregen, als die der Dreyhundert, denn Ludwig XVI war diesen blinden Kindern nichts schuldig: Ludwig der Heilige hingegen war zur Dankbarkeit gegen diejenigen, die, ihr Vaterland verlassend, ihm bis nach Asien und Afrika gefolgt waren, und dort seine Widerwärtigkeiten und sein unglükliches Schikksal mit ihm getheilt hatten, verpflichtet.

Das großdenkende, Mitleid für das Schikksal der jungen Blinden fühlende Herz Ludwig XVI. hatte hierzu keine andern Beweggründe, als: solche Unglükliche, an denen man keinen andern Fehler, als den ihrer Geburt tadeln konnte, dem Elend und der Anstekkung des Lasters zu entreißen. Seine schöne Seele litt bei dem Anblikk einer so großen Menge seiner Unterthanen, die, gedrängt von der Nothwendigkeit, ein kümmerliches Leben zu fristen, das öffentliche Mitleid anzuflehen gezwungen waren: er hoffte ihren Zustand zu verbessern, wenn er sie unterrichten ließ, und so wurde denn die Anstalt gegründet.

Durchdrungen von dem Gefühle des Dankes für diese Wohlthat, haben wir auch nichts unterlassen, um die Wünsche des Begründers zu erfüllen. Man mag aus der folgenden Darstellung über den Unterricht und die Arbeiten der blinden Kinder und aus

dem

dem Zuwachs und den Verbesserungen, die sowohl durch unsre Vorgänger als durch uns gemacht worden sind, sehen, ob wir Alles gethan haben, was von uns abhängt, das uns anvertraute Werk seines königlichen Ursprungs würdig zu machen.

Ich würde, hätte ich nicht schon in verschiedenen Theilen dieses Werkes ausführlich genug über die Unterrichtsart der Blinden gesprochen, diesem dritten Theile einen besondern Abschnitt über die beim Unterricht zu befolgende Art und Weise vorangeschikkt haben; doch da diese Art und Weise nur die Anwendung desjenigen Verfahrens, welches ich zu beschreiben im Begriff bin, ist, so habe ich es, damit auch mehr Einheit und Bestimmtheit in der genauern Auseinandersetzung sei, vorgezogen, lieber für jedes folgende Kapitel diejenigen Beobachtungen aufzusparen, welche die Ausübung des darin behandelten Unterrichts mir Gelegenheit gegeben hat, zu machen.

Die Folge und Vertheilung der Kapitel ist in der folgenden Uebersicht, die nach dem Stufengange, den wir bei dem Unterricht und den Arbeiten beobachten, angeordnet ist, enthalten.

Erste Abtheilung.

Von dem Schulunterrichte.

Kapitel I. Ueber die erhöhte Schrift, und das Lesen.
II. Ueber den Bücherdrukk in fühlbarer Schrift.
III. Ueber die für den Blinden brauchbaren Bücher.
IV. Ueber das Schreiben.

Kapitel IV. Von der Erdkunde.
VI. Ueber Sprachen.
VII. Ueber Größenlehre.
VIII. Ueber Musik durch Gesang und Tonwerkzeuge.
IX. Ueber die Verkehrsmittel zwischen Blinden und Taubstummen.

Zweite Abtheilung.

Von den, beiden Geschlechtern gemeinsamen, Arbeiten.

Kapitel X. Ueber Handarbeiten im Allgemeinen.
XI. Vom Strikken.
XII. Vom Spinnen.
XIII. Vom Geldbeutel-Verfertigen.
XIV. Das Netzstrikken und Gurtschlagen.
XV. Das Schuhmachen aus Sahlbändern.
XVI. Das Dekkenflechten aus Sahlbändern. Ueberhaupt Mattenarbeit.
XXVII. Das Schuhmachen aus Wolltroddeln.
XVIII. Das Peitschenmachen aus Därmen.

Besondere Arbeiten für Knaben.

XIX. Das Weben.
XX. Das Stuhlbeziehen mit Stroh.
XXI. Die Seilerei.
XXII. Das Korbflechten.
XXIII. Das Dekkenflechten aus Stroh, Schilf und spanischen Binsen.
XXIV. Einige besondere Spiele für Blinde.
XXV. Beschluß.

Einige

Einige andere Handarbeiten, in denen man die Blinden zu unterrichten versucht hat, z. B. die Kunst, Abdrükke in Gyps und Wachs zu verfertigen, das Binden und Ueberziehen von Büchern, das Tuchmachen, die Tischlerarbeit, und andre, hatman, weil diese Verrichtungen entweder zu schwierig oder nicht nützlich genug gewesen sein würden, aufgegeben.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Von erhöhten Buchstaben und dem Lesen damit.

Alle diejenigen, welche jemals Blinde unterrichten wollten und es mit Erfolg gethan haben, haben sich von der Wahrheit, daß man ihnen die Gegenstände, mit denen man sie bekannt machen will und deren Gestalt die Sehenden durchs Gesicht auffassen, für das Getast fühlbar machen muß, überzeugt. Daher hatten alle bisher gemachten Versuche den Zwekk, sie eine Art Buchstaben, so wie wir uns derselben bedienen, anwenden zu lehren, oder zu ihrem Gebrauche willkührliche Zeichen, denen durch Uebereinkunft Gültigkeit verschafft würde, zu ersinden, und man ist erst spät auf den Gedanken gerathen, ihnen unser Abc selbst kennen zu lehren.

Die ersten Schriftzeichen waren keine andern als die des illyrischen Abc's, welche sich, wie der größte Theil der alten Abc mit den Buchstaben a, b, g, d, e, z anfängt, dessen Erfindung man dem heil.

heil. Hieronymus, weil er sich dessen zur Uebersetzung der Vulgata bedient hat, zuschreibt. Man zog dies Abc unstreitig wegen der vierekkigen Form seiner Buchstaben, die man für leichter erkennbar durchs Gefühl hielt, jedem andern Abc vor. Ich bedaure, daß ich hier die Gestalt dieser sehr seltsamen Buchstaben, die man, weil sie nicht mehr Vortheil als die gewöhnlichen versprachen, gar bald verwarf, nicht mittheilen kann. *)

Man fertigte in der Folge bewegliche Buchstaben auf dünnen hölzernen, etwa 1½ Zoll langen, ½ Zoll breiten Täfelchen an, und legte dieselben auf ein mit Falzen oder Fugen versehenes Brett, auf welchem man einen neben dem andern ganz auf dieselbe Weise fortschob, wie dies bei dem Zusammenlesen der Kinder an der Lesetafel geschieht. Dieses für Blinde so mangelhafte Verfahren ist jedoch sehr gut als erleichterndes Hülfsmittel für diejenigen Nichtsehenden, die Sehenden das Lesen lehren wollen.

Usher, Erzbischof von Armagh, (Armagh ist eine von den 32 Grafschaften Irrlands; sie liegt in Ulster, einem der vier Haupttheile der Insel, auf deren östlicher Hälfte an einem Nebenflusse des Blakkwaters, und es ist in dieser Stadt von 4000 Einwohnern der Sitz eines Erzbischofs und Lords Primas von Irrland) der gegen das Ende des siebzehn-

*) Man kann die Gestalt dieser Buchstaben in dem 1766 von Herrn Fournier herausgegebnen herrlichen Handbuch über Drukkerschriften, Vol. II. S. 266. Nro. 68. nachsehen.

zehnten Jahrhunderts zu Camberwell starb, wurde mit ähnlichen Buchstaben von seinen beiden blinden Basen unterrichtet *).

Seit dem sechszehnten Jahrhundert fing man an, Buchstaben für den Unterricht der Blinden in Holz zu schneiden, man machte sie jedoch nicht hervorspringend, sondern hohl, wobei denn freilich die Finger den Umfang des Buchstabens nicht so gut fühlen konnten, wie dieses bei erhöhten statt findet. Und der Blinde, den man in die Höhlungen leitete, verfolgte zwar die Gestalt des Buchstabens, doch bei weitem schwerer. Wenn man mit diesen Tafeln drukkt, bleiben die Buchstaben weiß, während alles Uebrige schwarz wird. (Siehe hierüber die Philipp II. im Jahre 1580 zugeeignete Kunst zu schreiben, von Franziskus Lukas **).

Rampazetto gab im Jahre 1575 Muster von Holzabdrükken heraus, die er dem St. Charles Borromée zueignete. Allein diese Tafeln waren nicht vorzüglicher als die des Franz Lukas, und hatten überdies durch die Nichtabsonderung der Buchstaben dieselbe Unbequemlichkeit wie jene, nämlich, daß man, um mit ihnen zu drukken, eben so viel Tafeln als Buchseiten haben muß; wie dieses

---

*) Biographia Brittannica or the lives of the most eminent persons. London 1773.

**) Arte de Escrivir de Francesco Lucas, dedié à Philippe II. roi d'Espagne. Madrit, in 4. 1580.

ses auch bei stehender oder gestochener Schrift der Fall ist *).

Im Jahre 1640 ließ Peter Moreau, ein Schreibmeister zu Paris, bewegliche Buchstaben zum Gebrauche der Blinden in Blei gießen, allein er gab dieses Unternehmen auf, entweder, weil er sich vor den Kosten, die dasselbe nothwendig verursachte, oder vor den Schwierigkeiten, auf die er stieß, scheuete, und er begnügte sich damit, im Geschmakk der von ihm erfundenen Schrift, blos Schriftstempel und Schriftmuttern machen zu lassen, wodurch er sich denn auch einen Namen in der Geschichte der Drukkerei erworben hat.

Verschiedene andere Personen haben es versucht, dadurch den Blinden eine Vorstellung von der Form der Buchstaben zu verschaffen, daß sie dieselben auf einem breiten Nadelkissen mit umgekehrten Nähnadeln nachbildeten. Die Blinden zogen aus diesem Verfahren einen doppelten Nutzen, denn sie lernten die Gestalt der Buchstaben kennen, und übten ihre Finger, nur mit einer sehr leisen Berührung die äußersten Spitzen jener Stifte zu durchlaufen; das Fräulein von Paradis hat auf diese geistreiche Art das Lesen erlernet.

Man hat auch hölzerne bewegliche Buchstaben gemacht, die denen glichen, womit die Drukker öffentliche Anschläge drukken; doch alle diese abgesonderten Buchstaben hatten das Unbequeme, daß man sie

*) Essemplare di più serti di lettere di M. Giov. Francesco Cresci, Milanese, scrittore in Venetia, in 4. 1575.

sie nicht in großer Menge zusammenstellen konnte, und sie nützten dem Blinden höchstens nur dazu, ihm die Kenntniß des Abc's zu verschaffen.

Es ist ganz dasselbe, ob man meint, durch Erregung eines großen Geräusches sich einem Tauben hörbar zu machen, oder ob man glaubt, man müsse dem Blinden Gegenstände von großem Umfange zu fühlen geben, damit er sie leichter bemerke, und dennoch ist man nur durch diesen Irrthum auf jene oben erwähnten großen Buchstaben geführt worden. Denn man berükksichtigte nicht hinlänglich, daß der Blinde von den Gegenständen, die er befühlt, nur eine allmählige Vorstellung erhält, und daß er vom ersten Augenblikke an ganz verschieden über Dinge, die ihrer Form nach zwar völlig gleich, ihrem Umfange nach aber ungleich sind, urtheilen wird. Er muß hierbei eine zweite Arbeit unternehmen, um sich seiner ersten Vorstellung wieder zu nähern, denn er muß, nachdem er alle vermittelnden Begriffe durchlaufen hat, durch Vergleichung ein neues Urtheil fällen. Und thun wir nicht etwa dasselbe, indem wir ein Miniatur-Gemälde sehen? Wir erkennen es nicht immer auf der Stelle, und wir würden es ganz und gar nicht erkennen, wenn die Verjüngung allzuweit getrieben wäre. Denn das Verschwinden der Farbe ist für das Auge eben das, was das Aufhören des Widerstandes für das Gefühl ist *).

Der Blinde aus Puisseaux bediente sich mit

*) Des Signes et de l'Art de Penser, Vol. III.

mit kleinen Endzapfen versehener Buchstaben, um sie, vermittelst einer, quer durch diese Endzapfen durchgestekkten Nadel einen an den andern so befestigen zu können, wie es die Schlosser mit den eisernen Buchstaben zu thun pflegen, deren sie sich zum Zeichnen der Tonnen bedienen.

Diese Form der Buchstaben, und das zu ihrer Verbindung ersonnene Mittel war schon eine große Vervollkommnung der Sache; allein es mußte bei dem Zusammenstellen dieser Buchstaben zur vollständigen Schrift noch möglich gemacht werden, sie so unabhängig von einander zu machen, daß man sie auch einzeln abgesondert herausnehmen und nach Bedürfniß durch andre ersetzen könne.

Derjenige nun, welcher die ersten dieser Art goß, war ein Zinngießer, der sie auf eine höchst einfache Weise, ohne Schriftstempel und Schriftmuttern zu besitzen, verfertigte, denn er goß sie in bloßen Sand. Im Jahre 1783 ließ die Philantropische Gesellschaft Schriftstempel stechen und Muttern gießen, mit denen man bei Fourniers Buchstaben goß, und für deren Anfertigung Herr Roullié de l'Etang, der damalige Schatzmeister der Gesellschaft, die Unkosten trug.

Die Verfertiger dieser ersten bleiernen Buchstaben für Nichtsehende verfielen zwar nicht gänzlich in den Irrthum, den diejenigen, welche schon früher den Blinden die Kenntniß unsrer Buchstaben verschaffen wollten, durch eine übertriebene Größe derselben begangen hatten; allein sie machten sie dennoch, bei einer Höhe von sechs Linien, immer noch, in der Meinung, daß sie so besser zu erkennen sein müßten,

in

in Vergleich von unsern gegenwärtigen, zwei Linien hohen, bei weitem zu groß. Und man hat seitdem die Erfahrung gemacht, daß keineswegs die Größe, sondern allein die Vollkommenheit in der Form der Buchstaben die Blinden in den Stand setzt, sie zu unterscheiden, denn sie erkennen sogar vollkommen die kleinsten Drukkbuchstaben, nämlich die der Perl-schrift. Wo ihre Finger nicht ausreichen, bringen sie den Gegenstand, den sie erkennen wollen, an ihre Zungenspitzen, und dann irren sie sich niemals.

Man ließ, da man diese Buchstaben für zu groß erkannte, neue Stempel schneiden, und in der Gießerei des Herrn Baflard eine Art von Gießzettel oder Vervielfältigungsform für diese Buchstaben, die, bis auf wenige Kleinigkeiten, denen, deren wir uns gegenwärtig bedienen, gleichen, gießen.

Um von diesen Buchstaben, die sich, wie die gewöhnliche Schrift, von der Linken zur Rechten lesen lassen, während die Drukkbuchstaben, in der Form, (dem Drukkerschiff) nur von der Rechten zur Linken gelesen werden können, eine Vorstellung zu geben, haben wir die 25 Buchstaben des Blinden-abc's wie sie zum Drukke anwendbar sind, beigefügt *).

Man nahm, indem man diese von der gewöhnlichen Form ganz abweichende Gestalt der Buchstaben wählte, weder auf Herkommen, noch auf die Regelmäßigkeit Rükksicht, sondern bemühte sich blos, sie für das Gefühl leicht erkennbar zu machen, in der

Mei-

*) Siehe die Tafel Nr. I.

Meinung, daß, troz einiger Verschiedenheiten von den gewöhnlichen Buchstaben, dieses Abc doch um vieles besser sei, als alle bisherigen, deren Buchstaben entweder ganz fremdartig und ohne allen Zusammenhang mit bekannten Formen (wie bei denjenigen, von welchen ich oben gesprochen habe) waren.

Wir haben bei den neuen Schriftstempeln, die die Verwaltungsbehörde der Anstalt bei dem Herrn Schriftschneider und Gießer Lyons anfertigen ließ, bedeutende Veränderungen gemacht, indem wir hierbei die ältesten blinden Zöglinge zu Rathe zogen und ihre Beobachtungen mit den unsrigen vereinigten, um dadurch diese neue Veränderung so nüzlich als möglich zu machen.

So ist z. B. das gegenwärtige e viel weiter ausgeschweift als bei den frühern Güssen; und die Blinden verwechseln es nun nicht mehr mit dem c oder o.

Die beiden Schenkel des u sind ein wenig mehr auseinandergerükkt worden; und man kann nun diesen Buchstaben nicht mehr mit dem a verwechseln. Der obere Theil des k ist verlängert und der äußere Winkel mehr geöffnet worden, so daß es mittelst dieser Verbesserung nicht mehr dem h ähnelt u. s. w. Ueberhaupt aber sind die Buchstaben schärfer ausgedrükkt und mehr in die Breite gezogen worden, wodurch ihnen, sowohl die früher vorhandene Zweideutigkeit benommen, als auch eine gefälligere Form und größere Dauerhaftigkeit gegeben wurde.

Eben so war das Erz bei den frühern Güssen zu weich; weshalb denn auch die daraus gebildeten Buchstaben sogleich abgerundet wurden. Zu dem

letzten

letzten Guſſe hat man bei weitem mehr Spießglanz *) als zu den frühern beigemiſcht. Das gewöhnliche Verhältniß der Miſchung bei Anfertigung der Drukkſchrift erfordert 15 bis 18 Pfund auf den Zentner Blei. Dieſes Verhältniß ändert ſich jedoch nach der Größe der Buchſtaben: man bedarf zu feinern mehr Spießglanz, weniger zu groben. Zu den Buchſtaben unſrer Blinden-Drukkerei iſt zur beſſern Verhinderung

*) Das Antimonium oder der Spießglanz iſt ein weißes, glänzendes, blättriges und ſich leicht verkalkendes Erz; man findet es mit Schwefel verſetzt, in verſchiedenen Gegenden Frankreichs. Um es jedoch in ſeinem rein metalliſchen Zuſtande zu bekommen, ſcheidet man den Schwefel davon, und um es endlich von allen Schlakken zu reinigen, befreit man es durchs Feuer von einem Theil des zurükkgebliebenen Schwefels, und man erhält nach dieſer Verrichtung einen grauen ſchwefelſauern Spießglanz-Kalk. Man verſetzt 8 Theile von dieſem Kalke mit 6 Theilen Weinſtein und 3 Theilen ſalpeterſaurer Lauge, gießt dieſe Miſchung in einen Schmelztiegel, und der Niederſchlag, welchen man alsdann erhält, iſt der Spießglanzkönig. Dieſen ſo zubereiteten Spießglanz verbindet man nun mit dem Blei, um ihn zur Schriftgießerei zu benutzen.

Antimonium oder Gegenmönch heißt dieſes Erz deswegen, weil Baſilius Valentinus, Vorſteher einer Mönchsgeſellſchaft, daſſelbe ſeinen Mitbrüdern als Arzneimittel eingab, dieſe aber alle davon ſtarben; wie er es in ſeiner Abhandlung über den Spießglanz: Currus triumphalis stibii, ſelbſt berichtet.

derung des Abreibens $\frac{1}{4}$ Spießglanz zu $\frac{3}{4}$ Blei nöthig.

Eben so sind unsre Buchstaben nicht blos dadurch von denen der gewöhnlichen Drukkerei verschieden, daß sie grade umgekehrt von dieser erscheinen, und sich zum gewöhnlichen Schwarzdrukken nicht eignen, sondern auch dadurch, daß die Schafte derselben viel stärker sind, als man sie gewöhnlich für die Buchstaben der sogenannten kleinen Missalschrift hat, eben so dadurch, daß der Buchstabe auf einem Quertheile ruht, dessen Ausdehnung $\frac{2}{3}$ der Schaftlänge beträgt, und der den Zwekk hat, den Buchstaben bei dem Zusammenfügen und Aufsetzen aufs Brett Festigkeit zu geben, wie ich dieses später zeigen werde.

Anfänglich hatten sie keinen Quersparren und glichen unterhalb ganz den gewöhnlichen Buchstaben, und so ruhten sie, da man sie auf dem Brette gar nicht feststellen konnte, allein auf dem Grunde, wodurch ihr gegenwärtig mögliches Fortschaffen von einem Ort zum andern, verhindert wurde. Auch haben die Querleisten noch einen andern Vortheil, sie bieten nämlich den Fingerspitzen einen Stützpunkt dar, und erleichtern durch den Unterschied einer ebenen und erhöhten Oberfläche das Erkennen der Buchstaben.

Die Buchstaben stehen in einem Kasten, einem länglichen, dem Setzkasten der Drukker ganz gleichen, in verschiedene kleine Vierekke getheilten Behältniß (Fig. 2.). Jedes von diesen kleinen Fächern schließt eine Gattung von Buchstaben ein, und diese Fächer sind größer und kleiner, je nachdem die

darin

darin enthaltenen Buchstaben häufiger oder seltener gebraucht werden, folglich auch im ersten Falle in größerer Anzahl vorhanden sein müssen. Der Setzkasten ist in zwei gleiche Theile getheilt, wovon der untere Kasten die kleinen Buchstaben, der obere, der sich, wie der untere, abnehmen läßt, die großen Buchstaben, die algebraischen Zeichen, Klammern, betonten Buchstaben u. s. w. enthält.

Der ganze Kasten steht gewöhnlich auf einem Gestell, und ist von vorn nach hinten zu, Pultartig, unter einem Winkel von 45 Grad geneigt, damit der Setzer mit Leichtigkeit und ohne große Bewegungen zu machen, auch die obersten, entferntesten Fächer mit der Hand erreichen könne, und auch, damit die Buchstaben nicht aus einem Fache in das andere rutschen.

Wenn der Setzer den Buchstaben im Schriftkasten gefaßt hat, bringt er ihn gleich auf dem Brete an seinen gehörigen Ort, indem er den ganzen Satz mit einem eisernen Richtscheit oder Winkelhaken, der sich nach Maaßgabe der Zeilen verlängern oder verkürzen läßt, richtet und abgleicht.

Am Schaft der Blinden-Buchstaben befindet sich eben so, wie in den gewöhnlichen Drukkereien, eine Kerbe oder ein Einschnitt, der dazu dient, die obere Seite des Buchstabens kenntlich zu machen; der Blinde streicht, indem er den Buchstaben aus dem Schriftkasten nimmt, ohne nach der Stellung des Einschnitts zu fühlen, mit dem Schafte desselben auf dem untern Rande des Faches hin; wo er denn, wenn der Schaft glatt fortrutscht ohne hängen zu bleiben, gleich gewahr wird, daß die Ritze nach

oben

oben gekehrt sei, und der Buchstabe sich in der Lage befinde, wie er auf das Brett gesetzt werden muß. Fühlt er jedoch im Gegentheil, daß die Ritze einhakt, so dreht er den Buchstaben während des Herüberhebens vom Schriftkasten auf das Brett, zwischen den Fingern um. Eben dies thun die sehenden Setzer, nur auf dem Rande ihres Winkelhakens.

Der Blinde irrt sich nicht, wenn er die Buchstaben aus dem Schriftkasten nimmt; es sei denn, daß einige aus ihrem Fache in ein anderes gerathen wären. Der Fehler, der daraus entsteht und den auch Sehende begehen, ist dann nur ein Drukkfehler, der in dem Setzen eines Buchstabens für einen andern besteht, was Jedermann auch in den sorgfältigsten Ausgaben bemerken kann.

Die in dieser Art zu setzen geübten Blinden erlangen hinlängliche Gewandtheit, um in einer Viertelstunde 6 bis 8 Zeilen unsrer gewöhnlichen Oktavform aufzusetzen. Dieses Verfahren, welches anfänglich nur bestimmt ist, sie im Lesen zu unterrichten, dient in der Folge dazu, ihnen Sprachen und alle Gegenstände ihres Unterrichts beizubringen.

Das Setzbrett, dessen wir uns gegenwärtig bedienen, ist unstreitig allen bisher erfundenen Hülfsmitteln bei weitem vorzuziehen. Es darf sowohl groß als klein aus Eichen- oder Nußbaumholz gemacht, doch nie weniger als einen Zoll dikk, sein. Gleich anfangs wird es mit einem 1½ Zoll breiten Rande eingefaßt und mit querüberlaufenden, durch einen nach der Dikke des Buchstabens sich richtenden Zwischenraum von einander abgesonderter Setzlinien versehen, damit die Buchstaben bequem hineingehen

und

und darinn zurechtgestellt werden können (Fig. 2.). Als Beispiel dient in der Abbildung dieses Brettes das Wort Gott. Die Zahl und Breite *) dieser wagerecht laufenden Setzlinien richtet sich nach der Ausdehnung des Brettes; das letztere muß an den Ekken und von unten mit winkelrechten angeschraubten Eisen versehen sein, um durch sie das Ausfugen oder Auseinandergehen der Ränder, welche das ganze Gewicht der Buchstaben tragen müssen, zu verhindern.

Was das Wiedereinsetzen der Buchstaben in die Fächer betrifft, so verfährt man dabei, wie bei den gewöhnlichen Buchstaben: der Blinde nimmt ein oder mehrere Worte auf einmal, zwischen den Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand, und, indem er seine Hand über die einzelnen Fächer hält, läßt er den Buchstaben, so wie er ihn zum Aufsetzen herausgenommen hatte, wieder hineinfallen.

Man übt die, in der Anstalt ankommenden Kinder, zuerst im Erkennen der Buchstaben; aber man fängt die Reihenfolge nicht wie bei Sehenden mit a, b, c u. s. w. an; denn dadurch würde man sich ohne Noth Schwierigkeiten schaffen, sondern man beginnt bei diesem Unterricht damit, daß man sie erst den Punkt, dann den Beistrich (das Komma), und darauf, indem man ihnen den Unterschied zwischen einem Punkte und einem Punkte mit einem Strich darunter, bemerklich macht, den

*) Anm. des Ueb. Sollte nicht hier besser „die Länge" statt „die Breite" stehen?

den Strichpunkt (das Semikolon); nachher der Doppelpunkt (das Kolon), das Ausrufungszeichen und die Klammern fühlen läßt. Auch trägt man bei diesem Unterricht Sorge, daß sie von Zeit zu Zeit ein Zeichen mit dem andern vergleichen, und daß sie bisweilen, um sich die Gestalt der Buchstaben desto fühlbarer zu machen, ein leeres Quadrat *) betasten. Nun geht man zum eigentlichen Kennenlernen der Buchstaben über, und fängt hierbei mit dem großen O an, indem man unmittelbar darauf das kleine o, und die ganze Reihe der bei uns sogenanten einfachen Buchstaben l, b, i, j, d, u. s. w. folgen läßt, während man zur nöthigen Uebung des Gefühls immer noch einen mit dem andern vergleicht. Doch muß man hierbei vermeiden, daß der Blinde nicht etwa mit den Nägeln lese, eben so, daß er die Buchstaben nicht zu sehr drükke, wodurch die Haut seiner Finger sich verhärten würde, da

*) Ein Quadrat oder eine Füllung wird bei dem Buchdrukker ein Buchstabenschaft, der keinen Buchstaben auf seiner glatten Oberfläche hat, genannt, und es dienen diese Quadrate, die wegen des fehlenden Buchstabens nun nicht so lang sind, wie die übrigen Schriftzeichen, zum Absondern von Wörtern und Sätzen, indem man sie zwischen diese einschiebt, was jedoch, eben weil sie kürzer als die übrigen Buchstaben sind, und daher auf der Schrift oder Drukkseite des Satzes nicht gleiche Linie mit den abzudrukkenden Buchstaben halten, gar nichts ausmacht, da sie deswegen keinen Abdrukk oder Färbung hinterlassen können, und es sind diese Füllungen bald ein bald mehrere Buchstaben breit.

da doch im Gegentheile das Fleisch derselben, um die Form der Buchstaben bei einer vorkommenden Höhlung durch sein Eindrükken in diese, besser zu erkennen, recht weich und empfindlich sein muß.

Sind ihm nun die Buchstaben einzeln bekannt, so lehrt man ihm den Unterschied zwischen Mitlauten und Selbst- oder Stimmlauten, alsdann das Zusammenstellen von Silben, Wörtern und Sätzen. Und so werden dann endlich alle gegebenen Aufsätze oder Aufgaben von ihnen mit diesen Buchstaben, wie von Sehenden, durch Schreiben gemacht.

Zweites Kapitel.

Ueber den Bücherdrukk zum Gebrauch für Blinde.

Als man so nun durch Anwendung einer besondern eigenthümlichen Schriftart das Mittel gefunden hatte, den Blinden das Lesen zu lehren, so hielt man es auch für nicht unmöglich, mit eben diesen Buchstaben Bücher zu ihrem Gebrauch zu drukken; bis endlich das erste Erscheinen dieser neuen Drukkart auch noch den letzten, bis zu jenem Augenblikke über seine Anwendbarkeit gehegten Zweifel verscheuchte.

Und auch hierbei sollte sich die schon so oft in menschlichen Dingen, besonders aber bei Erfindungen gemachte Erfahrung, daß kleine Vorfälle oft die größten Folgen haben, bewähren, denn der Erfinder des erhöhten Blindendrukks wurde durch den Anblikk eines, aus einer gewöhnlichen Drukkerpresse fallenden Blattes, auf dessen Rükkseite, weil es

stark gepreßt war, die Buchstaben erhöht, jedoch in umgekehrter Ordnung erschienen, auf die Gedanken geleitet.

Die gegenwärtigen Buchstaben unserer Blinden-Drukkerei sind von denen, im vorigen Kapitel beschriebenen, die blos zum Leseunterricht dienen, nur dadurch verschieden, daß sie keinen Querhalt haben; der Schaft oder Stiel des Buchstabens hat bei ihnen, wie bei den Buchstaben in gewöhnlichen Drukkereien eine durchgehends gleiche Breite, und sie weichen von den leztern nur darin ab, daß sie durch größere Dikke ihres Schaftes mehr leeren Raum geben und das Einsetzen von den obenerwähnten Füllungsquadraten überflüssig machen.

Diese unsre Buchstaben stehen in der Form, oder dem Schiff, von der linken zur rechten, weshalb denn auch, dem zu Folge, der Aufsatz der einzelnen Seiten grade der umgekehrte von dem gewöhnlichen ist. Bei dem Schwarzdrukk werden die Zeilen von der rechten zur linken gelesen, weil das, auf der Oberseite der Form oder des Drukkschiffs liegende Papier, wenn man es nach vollzogenem Drukke von dieser wegnimmt, erst umgedreht werden muß, und sich so alsdann die Schrift wirklich von der linken zur rechten lesen läßt.

Anfangs bediente man sich zum erhöhten Drukke einer hölzernen Presse, ganz der Oel- oder Tuchpresse ähnlich, wobei jedoch, wenn das Setzbrett nur ein wenig zu groß war, die Preßtafel durch die Schraube nicht hinlänglich angezogen wurde, und daher nach dem Rande zu eine weit geringere Vertiefung der Buchstaben als nach der Mitte zu ent-

entstand: man nahm sogleich das Mangelhafte dieser Vorrichtung wahr, dachte jedoch, weil man nicht glaubte, daß die gewöhnliche Drukkerpresse für den Blindendrukk anwendbar sei, auf andre Mittel, um zum Zwekke zu gelangen. So gerieth man auf die, durch den Maschinenbauer Beaucher im Jahre 1784 angefertigte Walzenpresse, welche der Presse zur Kupferstichdrukkerei in vielem gleicht; sie hatte außerdem eiserne Banden *), zwischen welche man das Schiff stellte. Hierauf wurde die Walze durch einen Hebel in Bewegung gesetzt, brachte jedoch, indem sie so über das Brett hinrollte und nun einen allmähligen Drukk ausübte, sehr schlechte Vertiefungen hervor, weil das Papier sich während der Zeit durch das Fortrollen der Walze immer verschoben hatte.

Eine andre Presse hat vorlängst Herr von Kempelen, der Verfertiger des sich selbst bewegenden Schachspielers (Automat) für das Fräulein von Paradis, welche sich damit erhöhten Drukk in deutscher Sprache verfertigte, gemacht; uns ist jedoch weder diese Presse selbst, noch das Verfahren bei ihrem Gebrauche bekannt geworden.

Man machte nun noch viele fruchtlose Versuche mit dem Drukke erhöhter Schrift, bis der königliche Drukker,

---

*) Anm. des Ueb. Ich bin nicht geneigt, mit Herrn Adelung in dem, seiner deutschen Orthographie beigefügten Wörterbuch, zu glauben, daß das deutsche Wort Bande, welches sich so natürlich von binden oder Band ableiten läßt, aus dem Französischen, welches doch keine Ursprache ist, herstammen könne.

Drukker, Herr Clausier, dem in der That die Anstalt viel schuldig ist, sich überzeugte, daß ein auf das ganze Blatt zugleich ausgeübter senkrechter Drukk, einer allmähligen theilweisen Pressung vorzuziehen sei; er ließ seine Pressen zum erhabnen Schriftdrukk anwenden, und siehe, dieser gelang vollkommen.

Hierauf baute man nun eine Presse mit starkem Preßbengel und einer sehr dikken jeden Drukk ertragenden messingnen Setzplatte.

Die mechanischen Verrichtungen des erhöhten Schriftdrukks weichen gar sehr von denen des Schwarzdrukks ab. Denn bei dem erhöhten senken sich die Buchstaben ins Papier ein, indem sie es auf der entgegengesetzten Seite heraustreiben. Und hierzu muß man nun, um das Zerreißen zu vermeiden, das stärkste und am besten geleimte Papier, welches vorzugsweise das Großtraubenpapier ist, anwenden *). Dies Papier wird mehrere Tage lang

*) Seit einigen Jahren wendet man in der Drukkerei eine Art von sogenanntem Maschinenpapier an, welches, dem Anfühlen nach, stark genug schien, allein es hat dieses gar keine Dichtigkeit, weil man gewöhnlich in den Fabriken die Hämmer zum Zerstampfen der Lumpen durch ein Getriebe, was nicht im Stande ist, den Schlag zu verändern, in Bewegung setzte, wodurch denn die Leinwand fast staubartig zermalmt ist. Auch bemerkt man, sobald man dies Papier zerreißt, keine Fasern oder Zakken, wie bei dem nach der alten Art verfertigten. Eben so bricht dieses Papier, welches den Leim sehr schwer annimmt, gar leicht, was uns beim Drukk einer englischen Sprachlehre begegnete

lang eingeweicht, und fast gänzlich wieder in den Zustand des Zerweichens oder Zerkochens, in welchem man es auf die Bogenform aus den Trögen in den Papiermühlen ausschöpft, versetzt, und beim Drukk sorgfältig mit mehrern Stükken dikken Molton überlegt. Darauf zieht ein Mann den Preßbengel gegen seine Brust an, während ihn ein Andrer mit der ganzen Kraft seiner Arme in eben dieser Richtung zurükkstößt. Nun braucht man keine starken Pressungen, die nach dem gangbaren Handwerksausdrukk das Papier nur zerbersten würden, anzuwenden. Man fängt mit einem leisen Drukk, zu dessen Bewirkung eine Viertelsdrehung der Schraubenstange hinlänglich ist, an: dann wiederholt man sie verstärkt, und nun erst treibt man nach einer kurzen Ruhe die Schraube so weit als möglich, auch hierauf ruht man wieder 4 bis 5 Minuten, um dem Molton oder Wollenzeug Zeit zu gönnen, sich in alle Fugen und Höhlungen einzusenken, und damit das Papier durch den Drukk der Buchstaben trokknen könne, und sich bei dem Abnehmen von der Schriftform, an der es, troz der von Zeit zu Zeit gebrauchten Vorschrift, die Buchstaben mit trokkner Seife zu bestreichen, um das Ansaugen des Papiers zu verhindern, dennoch oft sehr fest hängt, nicht abplatte.

Auch

---

te; denn als man etwas starke Schläge gab, fuhren die Buchstaben, indem sie die Formstreifen des Papiers sprengten, durch. Man muß sich daher des großgegitterten, gut geleimten, Großtrauben- sogenannten Vogesschen Stempelpapiers, was weit wohlfeiler als anderes ist, bedienen.

Auch wird es, nach dem eben Gesagten, wohl leicht zu begreifen sein, daß man, um erhöhte Schrift zu erhalten, auf der andern Seite des Blatts keinen sogenannten Gegendrukk machen dürfe. Denn bedrukkte man auch die andere Seite des Blattes, (auf der die Buchstaben ja eben erst erhöht herausgetreten sind) so würde man, durch diese zweite Pressung, den ersten Drukk wieder gänzlich zerstören.

Will man schwarz und erhöht zugleich drukken, so wendet man eine mit Dinte bestrichene Preßplatte an, welche man, weil bei dem erhöhten Schriftdrukk gar kein Rahmen vorhanden ist, ganz leise auf das Schriftblatt fallen läßt, was alsdann zwischen die Preßplatte und dem Schiff oder der Setzform eingeklemmt ist, wodurch die Buchstaben schwarz erscheinen.

Die Blinden, welche alle Bücher zu ihrem eigenen Gebrauch drukken, drukken jedoch auch auf dieselbe Art, wie die Sehenden. Ja die Buchdrukkerkunst ist sogar eins von den Geschäften, zu denen sie die meisten Anlagen zeigen. Und die Herren Vincent, Clousier und Saillant haben versichert, sie im Jahre 1786, zusammensetzen, die Zeilen und Seiten ordnen, einheben, die Form schwärzen, die Stege richten, die Presse bedienen und die Buchstaben wieder sondern, u. s. w., gesehen zu haben *).

Die Blinden erwarben sich seit jener Zeit bis zum Jahre 1812 viel durchs Drukken, wo jedoch ihre Druk-

*) Rapport de l'Academie p. 15.

Drukkerei, auf Befehl des General-Direktor der Pressen und des Buchhandels, ohne Erbarmen gänzlich zerstört wurde. Und so verloren diese Unglükklichen, jener grausamen Handlung zu Folge, das Mittel, ein Fach, welches sie besser als jedes andere in den Stand sezte, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, erlernen zu können. Um indeß doch einen Beweis zu geben, wie sehr die Drukkerkunst für den Blinden geeignet sei, lassen wir durch sie selbst, an den Tagen öffentlicher Prüfungen, vor den Zuschauern das Prüfungsprogramm drukken; doch um der Preßverfügung, die keinen andern Personen, als den Drukkern selbst, den Besiz von Buchstaben erlaubt, hierdurch nicht zuwider zu handeln, schikken wir sie zu einem Drukker außer der Anstalt, um den Aufsaz zu machen, und senden diesen unmittelbar nach den Uebungen wieder zurükk.

Drittes Kapitel.

Ueber Bücher, zum Gebrauch für Blinde.

Schon im zweiten Kapitel wollte ich unmittelbar nach der Behandlung des Lehrunterrichts, auch von den, für Blinde geeigneten Büchern sprechen; allein, da sehr vieles, was die Anfertigung dieser Bücher betrifft, genauere Beziehung auf das Drukken hatte, so sah ich mich genöthigt, die früher gewählte Ordnung zu verlassen.

Sobald die Blätter von der Schriftform (auf der sie, wie schon gesagt, beim Drukk liegen) heruntergenommen sind, werden sie sogleich auf Schnüre

zum Trokknen aufgehängt, wobei man jedoch sorgfältig vermeidet, den erhöhten Drukk nicht wieder durch Anstoßen abzuplatten.

Hierauf vereinigt man je zwei Blätter mit einander, indem man sie mit ihren Rändern zusammenleimt und die hohle Schriftseite des einen Blattes auf die hohle Schriftseite des andern so legt, daß, wenn die Zeilen des oben liegenden Blattes von rechts nach links laufen, beim Umwenden nach links zu, auch die Zeilen des untern Blattes eben diese Richtung haben, und so erhält man denn scheinbar ein Blatt, welches auf beiden Seiten mit erhöhter Schrift bedrukkt ist. Hierauf schreitet man zum Heften, wobei man, um das Niederdrükken der erhöhten Schrift zu vermeiden, die Ränder der Blätter — besonders gegen den Rükken des Buches zu — mit Pappdekkelstreifen, deren Stärke der Höhe der Buchstaben gleich ist, und die fast die Breite des Blattrandes haben dürfen, beklebt. Den Einband selbst, Rükken und Dekkel des Buches macht man von dikker Pappe.

Man hat die Art des Leimens verschiedenemale geändert; denn man glaubte anfangs, die erhöhten Buchstaben würden dauerhafter sein, wenn man die Höhlungen zwischen den beiden Blättern mit einer, dem Drukk der Finger widerstehenden festen Masse ausfüllte; und deshalb verrichtete man auch bei den ersten Büchern das Leimen mit einem durch Wurmmehl verdikkten Leim, womit man die Höhlungen ausfüllte; allein dieser Leim trokknete gar nicht, weil die wäßrigen Feuchtigkeiten desselben nicht verdunsten konnten; daher machte er auch das Papier,

indem

indem er es erweichte, bukklich: und man hat in der Folge eingesehen, daß die, zwischen den Blättern eingeschlossene Luft das Niedersinken der erhöhten Buchstaben genügend hindere.

Aus dem bis jetzt Gesagten erhellet, daß man viele Versuche angestellt hat, um den Blinden das Lesen zu lehren, aber zugleich auch, daß alle diese mühevollen Anstrengungen meistens nur dazu dienten, ihnen höchstens das Abc beizubringen, bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts ein ausländischer Gelehrter das Mittel, erhöhten Drukk zu verfertigen, erfunden zu haben glaubte. Sein Verfahren bestand darin, daß man mit einer klebrigen und anhängenden Festigkeit auf starkes Papier schrieb, alsdann diese Schrift mit sehr feinen Wollschabseln überpuderte, grade so wie man die Sammttapeten macht: allein die so verfertigten Buchstaben fielen plump aus; die getrennten Züge derselben sprangen nicht hinlänglich hervor, und das Reiben durch Berührung zerstörte sie bald.

Im Jahre 1783 versuchten die Herren Abet und Hassenfratz vergebens die Anfertigung einer dikken Dinte für Nichtsehende, welche nach ihrer Vertrokknung die Buchstaben erhöht hinterlassen sollte. Auch Herr Robertson erneuerte seitdem diesen Versuch, wiewohl ebenfalls ohne Erfolg.

Und so ist die Erfindung des erhöhten Bücherdrukks gewiß eine der wichtigsten für den Unterricht der Blinden. Mit Hülfe dieser Bücher, die die einzige Unbequemlichkeit einer großen Dikke haben, bringt man ihnen die Grundlehren der Sprachen bei und prägt ihrem Geiste die schönsten Züge der Geschichte

schichte und herrlichsten Sittenlehren, mit denen man sie bekannt gemacht hat, dauernd ein; denn sie wissen das Gelesene stets viel besser als das Gehörte. Daher vermehren wir denn auch die Büchersammlung der Blinden, so weit es unsre Kräfte erlauben, mit solchen Werken, die wir zu ihrer Belehrung für geeignet halten. Sie haben schon zwei Katechismen, ein Morgen- und Abendgebetbuch, eine französische, lateinische, griechische, englische und auch italische Sprachlehre, die man so eben drukkt. Man wird es, wenn man nicht bei den öffentlichen Uebungen zugegen gewesen ist, kaum glauben, mit welcher Schnelligkeit sie in diesen Büchern lesen.

Die bedeutende Dikke jener Bücher hat man durch angebrachte Abkürzungen, die vorzüglich in der Auslassung des m, n, und u und aller Doppelbuchstaben bestehen, zu verringern gesucht; man ist jedoch hiervon zurükgekehrt, da die Auslassung eines Buchstabens nothwendig ein dieselbe bemerklich machendes Zeichen bei dem vorhergehenden Buchstaben erforderte, und hierdurch die Schwierigkeit für den Leser ganz besonders vermehrte.

Das nachstehende Muster enthält eine Darstellung dieser Abkürzungen.

Un bō père doṇe to̱jo̱rs à ses ēfās la no̱ṛiture et le désir du biē ē to̱t

Wenn auf das o ein n folgte, brachte man den Auslassungsstrich oben an. Um das Ausfallen eines Doppelbuchstaben zu bezeichnen, setzte man bei den einfachen stehenbleibenden unten hin einen Punkt; und

und an die Stelle des u nach einem o wurde ein Strich unterhalb des o gesetzt, u. s. w.

Mit Hülfe erhöht gedrukkter Bücher lehren Blinde das Lesen sehenden Kindern, die nun später wieder ihre eigenen Vorleser werden. Sie beginnen damit, ihnen das Abc vermittelst der schon oben beschriebenen, in Pappe ausgeschnittenen auf hölzerne Täfelchen geklebten Buchstaben, die also der Blinde fühlen und der Sehende anschauen kann, kennen zu lehren. Sind nun dem Sehenden die 26 Buchstaben des Abc's bekannt, so lehrt ihn der Blinde, der in seiner Hand ein gedrukktes Abc-buch hält, während das sehende Kind eben dasselbe, nur schwarz und nicht erhöht gedrukkt, vor sich liegen hat, das Buchstabiren; und so haben die Vorleser unserer Blinden durch sie selbst binnen kurzer Zeit das Lesen und schnelle Nachschlagen in Wörterbüchern gelernt.

Viertes Kapitel.

Vom Schreiben.

So wie jeder Mensch auf Dinge, deren Erlernung ihm leicht wird, einen geringern Werth legt, als auf solche, deren Besitz für ihn nur schwer zu erreichen ist, so legt auch der Blinde, der das Schreiben nur nach zahllos zu übersteigenden Hindernissen erlernen kann, einen sehr großen Werth auf diese Verrichtung. Nicht schreiben zu können ist eine von den größten Klagen, die der Blinde über die Entbehrungen, die sein Zustand ihm auflegt, ausstößt.

Und

Und es ist wohl einer von den Hauptgründen, daß man, um sie zu trösten, ihnen seit schon so langer Zeit das Schreiben beizubringen und sie in den Stand zu setzen, ohne sich der Vermittlung eines Dritten anzuvertrauen, etwas zu beantworten, versucht hat.

Dem Blinden das Schreiben beizubringen, hält man fast immer für eine beinah unmögliche Sache; indeß dieser Unterricht doch nur auf gewissen Regeln beruht, die ihn, ich will nicht sagen leicht, aber doch wirklich ausführbar machen; so überzeugt man sich gewiß bei unsern öffentlichen Uebungen, daß die Blinden alles, was man ihnen vorsagt, niederschreiben.

Doch ehe ich das Verfahren, welches wir selbst gegenwärtig beim Schreibunterricht beobachten, mittheilen werde, will ich noch zuvor nur flüchtig der Versuche, die man zur Erleichterung dieses Unterrichtszweiges für die Blinden bis jetzt gemacht hat, erwähnen.

Bei den Nachforschungen, die wir im Allgemeinen über den Unterricht der Blinden überhaupt angestellt haben, ist uns bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts nicht das Geringste, was darauf, daß sie geschrieben hätten, hindeutete, vorgekommen. Selbst Saunderson, der zu dieser Zeit lebte, konnte nicht schreiben. Zu Genf lehrte Jakob Bernoulli im Jahr 1686 der, seit dem zweiten Monat ihrer Geburt erblindeten Elisabeth Waldkirch das Schreiben; er hat jedoch die Mittel, deren er sich bediente, nicht bekannt gemacht.

Eben

Eben so spricht der D. Burnet, Bischof von Salisbury, in seiner Reise durch die Schweiz von dem Fräulein Walkier *) aus Schafhausen, deren Augenlicht im ersten Jahre ihres Lebens erloschen war, sehr ausführlich. Sie besaß ein bewundernswerthes Gedächtniß, redete fünf Sprachen, wußte alle Davidschen Psalmen und alle Schriften des neuen Bundes auswendig.

Sie hatte sich aus Neigung auf Gottesgelehrtheit und Weltweisheit gelegt; auch spielte sie die Violine trefflich und war überhaupt eine gute Musikerin. Mit allen diesen trefflichen Eigenschaften verband sie noch überdies eine hohe Gottinnigkeit und die größte Selbstverläugnung in Ertragung ihres Schikksals. Das Schreiben hatte dieses junge Frauen-

*) Anm. des Ueb. Hier hat der Verf. aus Mißverständniß des Namens und vielleicht wegen Mangelhaftigkeit der Quelle aus der er geschöpft, einen Irrthum begangen, wie D. Zeune in seiner Beurtheilung dieses Werks (s. Hermes II. 1819. S. 180) vermuthet, und aus Baczko's Werk: „Ueber mich und meine Schikksalsgefährten die Blinden" S. 65, klar hervorgeht; denn nach ihm war Elisabet Waldkirch zu Schafhausen geboren, zu Genf aber, wohin ihr Vater sich begeben, erzogen. Dieser letzte Umstand verführte den Verf. zwei Personen anzunehmen; von diesen zweien ist jedoch nur die Elis. Waldkirch die richtige, sie war nach Baczko im zweiten Jahre, nicht, wie der Verf. sagt, im zweiten Monat ihres Lebens erblindet, und besaß alle die Eigenschaften, welche Herr D. Guillie' fälschlich seiner Walkier zuschreibt.

Frauenzimmer vermittelst hohler in Holz geschnittener Buchstaben, diz sie anfangs mit einem eisernen Griffel durchlaufen hatte, erlernt; später bediente sie sich des Bleistifts, und Hr. Burnet sah sie, als er im Oktober 1685 durch Schafhausen reiste, sehr schnell und richtig schreiben *).

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts endlich wollte man zu eben der Zeit, wo jedes Gemüth von dem wohlwollenden Wunsche alles zu verbessern, hingerissen wurde, jene schon im vorigen Kapitel bei Gelegenheit des erhöhten Bücherdrukks von mir erwähnte Dinte, zum Schreiben für Blinde, anwenden. Sie sollte sich sogleich auf dem Papiere verdikken, allein sie verdikkte sich noch weit früher in der Feder, und in der That war dieses Hülfsmittel so unvollkommen, daß man es sogleich nach dem ersten Versuche wieder verwarf.

Und so glaubten denn diejenigen, welche den Blinden das Schreiben zuerst beibringen wollten, abgeschrekkt durch die Schwierigkeiten, die dies verursachte, man müsse auch selbst den Bleistift verwerfen und sich blos auf den Gebrauch eines kupfernen Abc's, dessen bewegliche Buchstaben vermittelst eines, mit Gummidinte belegten Ballens konnten geschwärzt werden, beschränken. Diese Buchstaben wurden nun auf das Papier gedrükkt und hinterließen darauf ihren Umriß; allein der Blinde, der mit dem

*) Voyage en Suisse et en Italie, par le Docteur Burnet, évèque de Salisbury. Vol. Ier, pag. 218, lettre 2. Rotterdam, 1718.

dem Zeigefinger der linken Hand den Buchstaben, die er mit der rechten abdrükkte, nicht folgen konnte, setzte oft, ohne es zu merken, entweder einen Buchstaben auf den andern, oder entfernte zwei, nebeneinanderstehende Buchstaben viel zu weit von einander; auch waren oft, wenn er zu wenig geschwärzt hatte, die Buchstaben gar nicht zu sehen. Es wäre dieses freilich sehr mangelhafte Verfahren vielleicht noch mancher Verbesserung fähig gewesen, wenn man es nicht, da man weit leichtere und sicherere Mittel fand, gänzlich verlassen hätte.

Anfänglich bediente man sich einer hölzernen Schreibtafel, welche man erst später darauf mit einer ganz andern vertauschte. Die erste Tafel hat 10 Zoll in die Breite, 16 Zoll in die Länge, die vorhandenen Ränder sind ungefähr drei Linien höher als der innere Raum, und sie sind mit 24 Falzrinnen, die, drei Linien tief eingeschnitten, bis auf die Fläche des innern Raumes hinunterreichen, versehen. Am äußern Ende dieser Falzen ist ein durch die ganze Dikke des Brettes durchgebohrtes Loch; auf der innern Seite nach unten zu stekkt eine, quer über das Brett weglaufende in den gegenüberstehenden Falz eben so eingestekkte Querleiste, die, von dem Boden des Schreibkästchens aus gerechnet, ungefähr drei, übrigens nur eine Linie Dikke hat. Unter diese Querleisten nun schiebt man das zu beschreibende Papier. Endlich bringt man in den einander gegenüberstehenden Löchern einen querüberlaufenden Draht, dessen Enden ganz so wie die einer Vorhangstange, zum Einstekken in die Löcher umgebogen sind, an, und der Blinde schreibt nun, in-

 dem

dem er mit seinem Mittelfinger auf der Oberseite dieser Drahtstange fortgleitet. Indessen hatte diese Schreibtafel sehr viele Unbequemlichkeiten, deren Aufzählung, da man sie nicht mehr braucht, jedoch ganz unnütz wäre. So z. B. war das Einsetzen des Drahtes für den Blinden sehr schwer, indem er ihn gar häufig, wegen der bedeutenden Breite des Brettes, und besonders, wenn die Falzen sich abgenutzt hatten, schräg über das Papier legte.

Die zweite, auf diese folgende, von Herrn Hauy ersonnene Schreibtafel hat eine, von den vorhergehenden ganz verschiedene Einrichtung; sie ist ungefähr eben so groß, besteht aber aus einem doppelt so dikken auf der untern Seite festgemachten Brette. Auf der Oberseite dieses Brettes ist ein vertiefter, vierekkiger Raum, in den wiederum ein Rahmen paßt, der sich von rechtsher, indem er sich auf der linken Seitenkante, um einen Angel oder sogenanntes Scharnir dreht, öffnete, zugemacht aber, auf der rechten Seite, durch ein paar Kupferhäkchen verschließen läßt. In diesem Rahmen laufen, von links nach rechts querüber eiserne biegsame Drähte, die in der Breite einer Zeile von einander abstehen, und auf der Unterseite seiner beiden von unten nach oben aufsteigenden langen Seitenleisten, befindet sich ober- und unterhalb eine breite, von einer Seite der Schreibtafel, bis auf die andere, ihrer Länge nach querüberlaufende Stahlfeder, die an dem einen Ende mit einer englischen Schraube befestigt ist, am andern jedoch sich nach Willkühr mit einem drehbaren Häkchen, grade so, wie der ganze Rahmen selbst, festhäkeln läßt. Zwischen diese Federn und die Unter-

terseite des Rahmens wird das Papier hineingeschoben und eingeklemmt, so daß es unter den angeführten querüberlaufenden Dråhten unbeweglich liegt. Dies ist die ganze Vorrichtung der zweiten Schreibtafel.

Die seitdem endlich noch angefertigte dritte Schreibtafel unterscheidet sich von der vorigen nur dadurch, daß sie statt des untern hölzernen Bodens, einen dem hölzernen Rahmen ganz gleichen und anpassenden untern Rahmen hat, welcher mit starkem Taffet überzogen ist; hierdurch wird es dem Blinden möglich gemacht, sein mit dem Bleistift oder dem Griffel Geschriebenes wieder zu lesen, da in beiden Fällen der Drukk stark genug ist, um die Züge der Buchstaben auf dem Taffet hinterlassen zu können. Diese Vervollkommnung, und einige andere, im Einzelnen schwer zu beschreibenden Verbesserungen, haben uns zur Annahme dieser Schreibtafel bewogen; der erblindete Heilmann *), der auch eine Brieftasche für Nichtsehende, in die sie selbst einschreiben und das Eingeschriebene mit Leichtigkeit wieder lesen können, erdacht hat, ist ihr Erfinder.

Ueber die beim Schreibunterrichte der Blinden zu beobachtende Methode.

Die Grundsätze des Schreibunterrichts für die Blinden sind, bis auf wenige Verschiedenheiten, ganz

*) Man muß stets zum Unterricht der Blinden die, von ihnen selbst erfundenen Mittel anwenden; denn sie fühlen, wie wir schon oft bemerkt haben,. weit besser, als wir Sehenden, was man bei unserm gewöhnlichen Verfahren, um es für sie tauglich zu machen, noch hinzufügen oder weglassen müsse.

ganz dieselben, wie für Sehende; denn eben so, wie man bei den Letztern mit der Einübung des Grundstrichs anfängt, suchen auch wir den Blinden einen Begriff der oben angeführten Grundbuchstaben (Elementar-Buchstaben) zu geben. Und sie haben bei diesem Unterrichte, weil sie schon lesen, daher zum Theil auch schon die Gestalt und Züge der geschriebenen Buchstaben kennen, einen großen Vortheil vor den Sehenden voraus.

Körperhaltung.

Es kommt wenig auf die Körperhaltung des Blinden beim Schreiben an, und er hat keinen Grund, sich an die von den Schreiblehrern eingeführten Sitzregeln zu halten, da er nicht mit einer Feder, sondern nur mit einem Griffel schreibt. Er hat weder Grund- noch Haarstriche zu machen; und er wird daher gleich gut oder schlecht auf dem Tische oder an der Wand schreiben. Demungeachtet haben wir die Gewohnheit, sie beim Schreiben, sie mögen dies nun auf ihren Knieen oder auf einem Tische verrichten, so zu setzen, daß das Licht ihnen von links komme, damit der sehende Lehrer die Finger des Blinden, dessen linker Vorderarm ganz auf der Tafel aufliegt, indem er die Faust bis auf den ausgestrekkten Zeigefinger, mit welchem er dem Griffel, durch den die Buchstaben gebildet werden, folgt, geballt hat, bequem sehen könne.

Haltung des Griffels.

Der Griffel wird in der rechten Hand mit dem Daumen, dem Zeige und dem Mittelfinger gehalten,

beiden andern Finger sind eingebogen, und rutschen, während die Hand vorwärts rükkt, auf dem Papier fort. Gewöhnlich haben die Blinden die üble Gewohnheit, den Griffel viel zu fest zwischen den Fingern zu halten, und dermaßen auf das Papier aufzudrükken, daß es öfters durchreißt; weßhalb man sie gleich anfänglich sorgfältig daran gewöhnen muß, den Griffel nur mäßig festzuhalten und aufzudrükken.

Hand- und Fingerbewegung.

Es kostet viel Mühe, den Blindgebornen zu überzeugen, daß die Buchstaben nicht alle einerlei Stellung haben dürfen, und daß ein nach rechts hin geneigter Buchstabe nicht eben so schön als ein nach links geneigter ist. Um nun alle Unregelmäßigkeiten, die in der Form der Buchstaben, durch eine falsche Bewegung des Handgelenkes und ein schwankendes Ziehen der Grundstriche, welche Kinder gewöhnlich ganz umgekehrt machen, entstehen würden, zu vermeiden, so lassen wir sie gleich anfangs mit einem eisernen Griffel die in eine Zinn- oder Kupfertafel hohl eingegrabene Gestalt der Buchstaben verfolgen, indem wir hierbei mit den einfachsten Formen anfangen; zuerst mit einfachen graden, dann mit unterhalb gekrümmten Strichen (ı) welche einzeln das i, und durch die Verbindung von zwei nebeneinanderstehenden das u geben, dann erst folgen die, nach entgegengesetzten Seiten ober- und unterhalb gekrümmten Striche (2), die

den

den zweiten Theil des *n* bilden; und hierauf kommt das *c* und *i*, deren Verbindung das *a*, so wie die Zusammenstellung des *c* mit dem *j* das *g* giebt. So nun durchläuft man, von den einfachsten zu den zusammengesetztesten allmählig übergehend, die ganze Reihe der vorhandenen Buchstaben.

Bemerkung über das Abc.

Man kann für die Blinden keine, sich durch Eigenthümlichkeit der Buchstaben auszeichnende Schriftart, wie die Mittel- Zwitter- oder sogenannte Bastardschrift, die fließende zusammenhängende sogenannte Cursiv- oder die Englische Schrift u. s. w. wählen, sondern man mußte vielmehr, mit Auslassung der allzuschwer zu machenden Buchstaben, die für die Blinden am besten passenden aus diesen Schriftarten wählen. So ist das *a* aus der Mittelschrift, weil es viel leichter als das der fließenden Schrift zu machen ist, entnommen, denn das letztere wird aus dem *o* und dem *i*, die nicht zu gleicher Zeit gemacht werden können, folglich den Blinden der Gefahr aussetzen, den Strich des *i* als den letzten, entweder zu nahe an, oder zu weit von dem vorigen zu ziehen, zusammengesetzt; das der Mittelschrift dagegen, welches durch die bloße Verbindung des *c* mit dem *i* entsteht, kann in einem Zuge, ohne abzusetzen, gemacht werden, da sich ja der *i*strich von dem untern bis zum obern Ende

de des *c*, ohne alle Unterbrechung, grade hinaufzie-hen läßt. Das *b* ist aus der fließenden (Cursiv) Schrift, weil sich hier vermittelst des obern Kopfs die Verbindung mit dem vorhergegangenen Buchstaben sehr leicht machen läßt. Das *c* hat gar keine Veränderung; das *d* ist jedoch wieder aus der fließenden Schrift, weil sich hier bei dem obern Theil des *d*, die Verbindung mit dem nachfolgenden Buchstaben sehr leicht bemerken läßt, was bei dem *d* der Mittelschrift, dessen oberer Theil grade wieder aufgeht, ohne sich wieder in einer zurükkgelegenen Schlinge zu endigen, nicht möglich ist. Ganz aus eben dem Grunde sind daher sowohl das *f*, *g*, *h*, als auch *j*, *l*, *m*, *n*, aus der Cursivschrift. Die beiden letzten Buchstaben würden aus der Mittelschrift fast unausführbar sein, denn wie wollte der Blinde, nachdem der erste Grundstrich des *m* gezogen und wieder verlassen ist, die Verbindung gut ziehen, auf die drittens, der zweite Grundstrich, ungefähr in einerlei Höhe mit dem ersten folgt? Bei der fließenden oder Cursiv-Schrift hat das Schreiben dieser Buchstaben wenig Schwierigkeiten. Das *p* läßt sich auf eine doppelte Art machen; doch da, wo es mit einer doppelten Nebenlinie gezogen wird, muß man immer die Art vorziehen, wie es in Fig. 3 angezeigt ist. Das *r* und *s* sind abermals Cursivbuchstaben. Leichter als das französische *v* ist das englische, wegen seiner beiden äußern Enden. Eben so ist das aus zwei umgekehrt gegeneinandergewandten *e* bestehende *x* gar gut mit den vor- und nachher

nachher folgenden Buchstaben in Verbindung zu setzen, nicht minder das *y* und *z*, die in unsrer Tafel darauf folgen.

Die genaue Erörterung, in die wir uns eingelassen, und die Bemerkungen, bei denen wir so lange zu verweilen genöthigt waren, würden kleinlich und ohne allen Werth zu sein scheinen, wenn man sich nicht bereits von den Schwierigkeiten, die der Schreibunterricht des Blinden darbietet, hinlänglich überzeugt hätte, und sie waren für um so unerläßlicher, da wir ja keinesweges blos die Neugierde befriedigen, sondern vielmehr denen in die Hände arbeiten wollen, die uns auf der Bahn der Blindenbelehrung, von der das Schreiben einen höchstwichtigen Theil ausmacht, folgen werden.

Von der Wortbildung durch Zusammenstellung der Buchstaben.

Ist nun der Blinde auf der oben beschriebenen Kupfertafel lange genug geübt, und hat man ihm alle angeführten Bemerkungen mitgetheilt, so läßt man ihn auf der zweiten erwähnten Schreibtafel schreiben. Hierzu bedient man sich entweder eines sechs Zoll langen eisernen Griffels *) oder eines etwas

*) Anm. des Ueb. Dieser Griffel darf nicht so lang sein, er braucht nur die Dikke einer Federspule zu haben und muß mit einem eisernen Absatz, der zum Anlegen der haltenden Finger dient, und ungefähr drei Viertel Zoll über das nicht scharf zugespitzte Ende des Griffels sich befindet, versehen sein.

was harten Bleistifts. Will man mit dem Griffel schreiben, der doch nicht abfärbt, so ist folgende Vorrichtung nöthig: man legt das weiße Papier auf die unterste glatte Fläche der Schreibtafel, befestigt alsdann zwischen die Unterseite des Dekkrahmens und zwischen die beiden querüberlaufenden Stahlfedern, die zunächst auf das weiße Papier zu liegen kommen, ein auf der, gegen das weiße Papier gekehrten Seite mit Ruß und Oel oder Fett mäßig geschwärztes Blatt, welches letztere, wenn man den Rahmen zugemacht hat, jede Spur des Griffels, mit dem man auf der ungeschwärzten Seite schreibt, auf dem weißen Papiere schwarz und lesbar zurükkläßt. Will der Blinde dieselbe Sache mehrmal schreiben, so kann dieses hier auf einmal geschehen, indem er nur eine Schicht von abwechselnd weißen und schwarzen Blättern übereinanderlegen und auf das oberste drükken darf *). Diesen Vortheil bietet der Bleistift nicht dar, er hat vielmehr den Nachtheil, daß er oft abbricht, und dann, weil er erst wieder angespitzt werden muß, was der Blinde nicht gut allein kann, auch nicht mehr anspricht. Aus diesen Gründen haben wir den Bleistift verworfen und nach dem Beispiel des Herrn Heilmann das geschwärzte Papier nebst dem Griffel vorgezogen.

Beim Schreiben selbst, nimmt der Blinde die Schreibtafel so vor sich auf den Tisch, vor dem er sitzt, daß die untere linke Ekke derselben an den Tisch-

*) Anm. des Ueb. Mehr wie vier- höchstens sechsfach läßt sich jedoch keine Abschrift gut nehmen.

Tischrand anstößt, die rechte untere Ekke hingegen ungefähr einen Zoll weit von dem Tischrande nach innen abgerükkt ist; der Lehrer stellt sich hinter den Zögling, faßt dessen rechte Hand, legt sie so, daß der Mittelfinger derselben auf einen Draht zu liegen kommt, um ihn so an das Nachfühlen dieses Drahtes und das Fortgleiten an demselben zu gewöhnen *). Hat nun der Zögling sich nur erst gewöhnt, mit dem Griffel zwischen den Drähten regelmäßige Bewegungen zu machen: so läßt man ihn Buchstaben schreiben, wobei er, um den gehörigen Abstand der einzelnen Buchstaben zu treffen, den ausgestrekkten Zeigefinger der linken Hand an das untere Ende des Griffels leise anlegt, indem er beim Schreiben nachfolgt, und so alle Bewegungen des Griffels bemerkt und abmißt. Ist es schon so weit mit ihm gekommen, daß er zwischen den, ungefähr acht Linien von einander entfernten Drähten, grade und im richtigen Abstande schreibt, so nimmt man einen der Drahte weg, wodurch man den Zwischenraum verdoppelt **), und

*) Anm. des Ueb. Wenn man sich den Griffel, den der Blinde in der Hand hält, zwischen zwei Drähte gestellt denkt, so kann man von diesen beiden Drähten, die von links nach rechts querüber laufen, den einen den obern, den andern, der näher nach dem Ballen der rechten Hand zu liegt, den untern nennen, auf diesen muß der Mittelfinger der rechten Hand fortgleiten.

**) Anm. des Ueb. Um den Zwischenraum zu verdoppeln, zieht man von unten hinauf oder oben herunter gerechnet, den ersten, dritten, fünften u. s. f. Draht aus, während man die übrigen, den zweiten, vierten, sechsten u. s. f. stekken läßt.

und nun übt man ihn aufs neue; geht auch dies, daß er nämlich auf diese Weise zwei Zeilen, die nicht durch einen Draht gesondert sind, unter einander schreibt, so nimmt man stufenweise immer mehr Drähte weg, bis er endlich ohne alle Drähte innerhalb des Rahmens schreibt; ganz zuletzt muß er auch ohne Rahmen auf dem bloßen Papiere schreiben.

Regelrecht werden die Buchstaben des Blinden nie ganz sein, weil er bei den geschwänzten und gehalsten Buchstaben keine genaue sogenannte Unter- und Oberlinie halten und weder, wie wir, die Höhe und Breite der Buchstaben mit der Spitze der Feder abmessen, noch überhaupt das genaue Ebenmaaß in der Form seiner Buchstaben geben kann; doch leserlich und für seinen Gebrauch zureichend wird seine Schrift fast immer ausfallen. Sehr schnell werden sie ebenfalls nicht schreiben, was ihnen jedoch, da sie selten gedrängt werden, nichts verschlagen kann.

Fünftes Kapitel.

Die Erdbeschreibung.

Bis zu der Zeit, wo Herr Weissenburg in Mannheim sich selbst erhöhte Karten verfertigen ließ, war der erdkundliche Unterricht für Nichtsehende ein blos mündlicher, woher sie denn auch in dieser Wissenschaft nur geringe Fortschritte machten. Weissenburgs erster Versuch war nicht glükklich. Er fing nämlich damit an, die Hauptheile Europa's auf einer Tafel, in der Größe einer gewöhnlichen Land-

karte,

karte, erhöht ausstechen zu lassen, in der Hoffnung, daß er diese Karte so wie ein Buch würde können abdrukken lassen; allein, die zu großen hohlen Zwischenräume verhinderten ein genügendes Hervorspringen der Theile, die erhöht erscheinen sollten, weshalb dieser an sich mangelhafte Entwurf eben so schnell, als er gemacht war, wieder aufgegeben wurde.

Der zweite Versuch bestand nun darin, alle auf der Karte bunt abgeschatteten Linien dadurch zu bezeichnen, daß er auf ihnen bunte, nach der verschiedenartigen Erleuchtung der Karte, gewählte Glasperlen vermittelst eines, durch dieselben gezognen Fadens annähen ließ; allein diese Perlen zerbrachen entweder, oder blieben doch wenigstens nicht unverrükkt über den unterliegenden Linien: weshalb er in der Folge, wiewohl auch ohne großen Vortheil, statt der Perlen, sogenannte Chenille oder Raupenseide, die, bevor man sie nähete, geleimt wurde, gebrauchte.

Hierauf ließ er mit großem Kostenaufwande eine Art Landkarten machen, von denen man damals viel sprach, obwohl sie mehr die bloße Neugierde reizen, als wahre Theilnahme erwekken und wirklichen Nutzen stiften konnten: Meere und Flüsse waren auf ihnen in Spiegelglas, wirklich mit vieler Kunst ausgeschnitten, und die verschiedenen Länder durch viele Arten gröbern oder feinern Sand unterschieden; die Städte erkannte man an messingenen Zwekken mit Koppen von verschiedner Dikke; allein die Reibung beim Anfassen zerstäubte den Sand gar bald, und eine geringe Berührung dieser Karten richtete auf

ihnen

ihnen eine gewaltige Zerstörung an. Für den Sehenden hatten sie gar keinen Nutzen, denn wer nicht vorher unterrichtet war, errieth kaum, wozu sie dienten.

Daher bedurfte es für den einsichtsvollen Blinden auch keiner langen Zeit, um ihn, trotz aller ihm gemachten Lobeserhebungen, von dem Unzureichenden dieses Verfahrens zu überzeugen; er bemühte sich daher, dauerhaftere und vollkommnere Hülfsmittel aufzufinden; und so hielt er endlich die nachfolgende ergriffene Idee fest: er ließ gewöhnliche Landkarten auf starke, mit Gummi getränkte Leinwand aufkleimen, grade so, wie man es mit den, in einer Pappscheide bei sich zu tragenden Landkarten macht, mit dem so geuannten Kettenstich stikken, und konnte so, indem er Seide von verschiedener Dikke anwenden ließ, alle ihm nöthig scheinenden Eintheilungen, viel besser als mit Sand, der doch nur zur Bezeichnung großer Strekken dienen konnte', machen. Auch konnte er sich, wenn er sich gefärbter Seide bediente, auf diesen Karten selbst Sehenden mittheilen. Dennoch war dieses, allen frühern weit vorzuziehende Hülfsmittel immer noch unvollkommen, weil die, eine Zeitlang gebrauchte Stikkerei endlich lokker wurde, und so wohl gar die, durch sie bezeichneten Abgränzungen, indem sie das Papier durchriß, gänzlich verloren gingen.

So weit war man mit den Karten für Blinde gekommen, als der Erfinder, der nun auch bei uns gebräuchlichen Karten, die Abgränzungen, die man bisher durch Perlen, Raupenseide und mannigfaltige Stikkerei bezeichnet hatte, mit Eisendraht machte.

Bei der Anfertigung dieser Karten, die eben so standhaft als nützlich sind, verfährt man folgendermaßen:

Man leimt die anzufertigende Karte auf eine starke Mappe; leimt dann auf die fühlbar zu machenden Theile solchen gut geglühten, daher leicht biegsamen mit Seidenpapier umhüllten Draht, dessen sich die Putzarbeiter zum Aufsteifen der Frauenzimmerhüte bedienen; das Aufleimen geschieht sehr leicht mit einem kleinen dachshaarnen Tuschpinsel, und der Draht schließt sich, vermittelst des umgehüllten Papiers, sehr fest an die Karte. Was nun die mit dem Drahte nachzubildenden Biegungen betrifft, so sind auch diese mit einer feinen Storchschnabelzange sehr leicht zu machen, wenn man hierbei den gebogenen Draht oft und sorgfältig mit der Zeichnung vergleicht, um sich von der Genauigkeit der Dekkung oder des Aufeinanderpassens gehörig zu überzeugen; man schneidet diesen Draht nach Maaßgabe der damit zu machenden Arbeit, in kürzere oder längere Stükke, wobei man jedoch das, durch ein unnöthiges Zerschneiden häufige Hervorstehen von Enden, die die darüber *) liegende Karte nur zerreißen oder die Finger des Zöglings verletzen würden, sorgfältig vermeiden muß. Zur Bezeichnung der Städte und Eilande schlägt man Nägel von verschiedener Dikke mit halbkugelförmigen Koppen in die Mappe,

*) Anm. des Ueb. Man muß schon hier wissen, daß der Verfasser die Drähte erst auf eine unterliegende Karte leimen und dann noch eine eben solche darüber ziehen läßt.

Mappe, die deshalb sehr dikk sein muß, um das Durchdringen der Spitzen auf der andern Seite zu verhüten.

Diese so angefertigten Karten würden nun zwar dem Bedürfniß des Blinden genügen, allein ihr Anblikk ist nicht angenehm; für den sehenden Lehrer, der die mit Draht bedekkten, oder durch Leim verhüllten Theile nicht erkennen kann, ist ihr Gebrauch beschwerlich; deshalb überzieht man diese erste nun noch mit einer zweiten, eben solchen Karte. Zu dem Ende schabt man zuvörderst mit dem Rükken eines Messers alles Holprige, was der Leim, oder andre fremde Körper hinterlassen haben könnten, ab, und überkleistert sie ganz und gar; dann erst schreitet man zu dem Aufleimen der zweiten, von der Rükkseite ebenfalls mit einer dünnen Leimschicht überkleideten Karte. Die Letztere wird zuerst in der Mitte auf die vorige aufgelegt, und man drükkt sie, während eine andere Person ihre Ränder noch lüftet, mit einem Lappen, sich von der Mitte gleichmäßig den Rändern nähernd, leicht auf. Dieses Geschäft muß jedoch mit der möglichsten Sorgfalt, um das Zerreißen des Papiers und das Blasen = oder Bauschenwerfen, was, wenn die Drukkbewegung nicht sehr schnell und kreisförmig ist, leicht vorkommt, zu vermeiden, vollzogen werden. Ist nun das Auftragen der Karte gänzlich vollendet, so drükkt man das Papier, damit es sich niedersenke und alle Theile wohl geordnet erscheinen, auf beiden Seiten des Drahtes an; was sich, weil das Papier feucht ist, und also den Fingern nachgiebt, sehr leicht bewerkstelligen läßt. Ist die Karte, wie z. B. die von

Asien,

Asien, sehr groß und mit Dräthen sehr überladen, so müssen mehrere Personen zugleich, um der Karte nicht Zeit zum Trokknen zu lassen, das Andrükken an die Dräthe verrichten. Nach der Beendigung dieser ersten Arbeit sind gewöhnlich noch Runzeln auf der Karte vorhanden, die man jedoch nicht wegschaffen kann, weil dabei das Papier zu stark ausgedehnt und also gar leicht ausplatzen würde. Unmittelbar darauf bringt man sie unter die Schraubenpresse, oder man kann sie auch, in Ermangelung einer solchen, nach Maaßgabe der Karte, hinlänglich breiten Presse auf einen ganz ebenen Tisch legen, mit einem großen Stükk Filz oder Wollenzeug überdekken, und hierauf ein mit Steinen beschwertes Brett legen, um dadurch, eben so wie es durchs Pressen geschehen würde, die Karte zu zwingen, daß sie beim Abtrokknen die ihr einmal gegebne Lage und Einrichtung nicht wieder verlasse.

Nachdem man sie nun so fünf bis sechs Tage lang in der Presse gelassen hat, zieht man sie gewiß vollkommen trokken hervor, überstreicht sie alsdann noch leicht, damit ihr die Feuchtigkeit der Finger nicht etwa schaden könne, vermittelst eines recht weichen Pinsels mit weißem, in Weingeist aufgelösten Firniß.

Diese so zubereiteten Karten lassen sich nun mit eben so viel Sicherheit von dem Blinden, als Bequemlichkeit von dem sehenden Lehrer, der Alles leicht darauf lesen kann, gebrauchen. Nur muß man die Eintheilung und genauen Abgränzungen nicht zu weit treiben wollen, weil daraus nothwendig Verwirrung entstehen muß: wir haben uns aus

dem-

demselben Grunde genöthigt gesehen, der Kreis- (Departements-) Eintheilung zu entsagen, weil die zu große Aehnlichkeit der Begränzungen ein richtiges Unterscheiden verhindert. Deshalb bedienen wir uns der Eintheilung nach Provinzen oder Gauen, und zeigen nur durch theilweise Unterscheidungen die gegenseitige bestimmte Lage und Zahl der Kreise (Departements), die ein jeder Gau in sich faßt, an *).

Von

*) Anm. des Ueb. Was die Globen oder Erdbälle betrifft, so giebt es wohl in dieser Art bis jetzt nichts zweckmäßigeres, als die Zeunischen tastbaren Erdbälle, die, eigentlich für Blinde bestimmt, auch für Sehende ihren außerordentlichen Nutzen haben, denn für die letztern sind sie mit passenden Farben erleuchtet: für die Erstern sind sie fühlbar, weil das Land höher als das Meer ist, die Gebirge wieder über das Land hervorragen und die Flüsse in dasselbe vertieft eingearbeitet sind. Bei einem Fuß Durchmesser als einem Umfange von mehr als anderthalb Ellen geben diese Erdbälle ein hinlänglich deutliches Bild der Erdoberfläche. Auf politische oder Staatengränzen ist billig hier nicht Rücksicht genommen, denn sie lassen sich für den Sehenden mit Kreide, die von dem Lakk, mit dem die Erdbälle überzogen sind, sich ohne Nachtheil der Farben abwaschen läßt, leicht zeichnen; für Blinde muß, wenn man in's Einzelne gehen will, ohnehin ein größeres Bild jedes einzelnen Landes entworfen werden. Dieses Letztere geschieht am besten mit Landkarten, über deren Anfertigung ich jedoch mit Herrn D. Guillie' nicht einverstanden bin: denn ich weiß in der That nicht, wie man durch das bloße Aufleimen von Drähten, Gebirge von Flüssen, und Flüsse von Staatengränzen, die, so schwankend sie

Von Erdbällen, Sternkugeln und ebenen Himmelskarten zu demselben Gebrauch haben wir, da die

---

sie auch sein mögen, in der geschichtlichen Erdkunde doch ebenfalls ein unerläßliches Bedürfniß sind, gehörig bezeichnen, und deutlich unterscheiden will, denn die bloße Verschiedenheit der Dikke dürfte für den ungeübten Blinden ein doch zu unsicheres, und für die nur einigermaßen erträgliche Nachbildung der Natur, doch bei weitem zu unzureichendes Hülfsmittel sein. Meine Art der Landkartenanfertigung, die mich bis jetzt so ziemlich befriedigt hat, ist folgende: Ich nehme eine gute, klar gestochene gewöhnliche Landkarte in so großem Maaßstabe, als sie nur immer von einem Lande zu haben ist, lasse diese von einem Buchbinder auf Leinwand ziehen, alsdann von einer geschikkten weiblichen Hand die Staatengränzen, mit dem sogenannten Kettenstiche darauf stikken; dann wird die Karte auf ein hinlänglich großes, etwa anderthalb Zoll dikkes Brett, welches am besten von etwas hartem gut ausgetrokknetem Holze genommen und aus einzelnen Stükken zusammen gesetzt ist, um dadurch das W e r f e n oder K r u m m z i e h e n des Brettes zu vermeiden, aufgeleimt. Nun folgt zunächst das v e r t i e f t e A u s s c h n e i d e n der Landseen. Wer die Kosten nicht scheuen darf, kann sich von einem Formschneider auch die Meere vertiefen lassen. Ist dies geschehen, so werden die Flüsse aufgetragen; hierzu wende ich drei Arten von Drahtstiften ohne Köpfe an; die feinsten haben die Dikke einer feinen Nähnadel und die Länge von drei Achtel Zoll, die stärksten, die die Dikke einer gewöhnlichen Stopfnadel haben, sind jedoch einen halben Zoll lang. So kann ich nun Ströme, Flüsse, ja selbst Bäche unterscheiden, denn jene Stifte, die einer neben dem andern in dem gezeichneten Fluß auf der Karte eingeschlagen werden, bilden so eine fort-

laufende

Art ihrer Zubereitung und ihrer Brauchbarmachung ganz dieselbe, wie die der Landkarten ist, um das schon

laufende Linie, die nach der Stärke der Stifte breiter oder schmäler in die Finger fällt, ja ich kann bei einem großen Strome auch das Zunehmen seiner Wassermasse von seiner Quelle an bis zu seiner Mündung hin ebenfalls dadurch unterscheiden, daß ich von der Quelle her feinere Stifte, und nach dem Eintritt bedeutender Nebenflüsse, die die Wassermasse vermehren, stärkern, und endlich gegen die Mündung zu, die stärksten von jenen Stiften zur Bezeichnung seines Laufes wähle. Auch fällt durch diese Eisendrahtstifte nach der angegebnen Dikke die Breite des für den Blinden fühlbar gemachten Flusses nicht viel bedeutender als die Zeichnung der Karte aus, und ich habe noch den Vortheil, selbst feinere Krümmungen des Flußbettes ziemlich gut darstellen zu können. Freilich kostet das Hundert dieser Stifte, die ein Nadler wegen ihrer Kürze mühsam zubereiten muß, immer einige Groschen. Die Gebirge werden auf folgende Art dargestellt: man wählt dazu einige Sorten Tapezierstifte, wovon die gröbste, die zum Annageln von Sofa-Ueberzügen die gewöhnlichste ist; die Länge der feinsten Art beträgt einen halben Zoll, und ihre Koppen haben die Dikke von Stekknadelköpfen. So kann ich nun, wenn die auf der Karte angegebnen Gebirge mit diesen Stiften ausgenagelt werden, niedrige und hohe Gebirgszüge, ja selbst das allmählige Anwachsen einzelner Gebirgstheile bezeichnen lassen. Die Abstufung der Höhen wird dadurch noch vermehrt und erleichtert, daß ich sowohl feinere als höhere Drahtperlen, welches eigentlich nur durchlöcherte noch nicht aufgespießte Nadel- oder Tapezierstiftkoppen sind, an die Stifte mit Koppen noch vor dem Einschlagen spießen und bis unter die feste Koppe des Stifts hinaufschieben

schon von uns Gesagte nicht zu wiederholen, gar nicht gesprochen.

---

ben lasse. So kann ich niedere und höhere, einzeln hervorragende Bergspitzen recht deutlich bezeichnen, und es hat diese ganze Art den Vorzug der Festigkeit und Haltbarkeit, sowohl für das augenblikkliche Antasten, als auch für den öftern Gebrauch. Auch lassen sich einzelne, durch geschichtliche Vorfälle merkwürdige Flüsse oder Berge noch nachtragen. Die Städte endlich werden durch einzelne Flußstifte ohne Koppen bezeichnet, wobei, wenn die Stadt am Flusse liegt, der sie bezeichnende Stift nur um einen halben Messerrükken breit über die Reihe der Flußstifte hervorragen darf. Inseln im Meere können, wenn sie groß sind, wie mit einer Staatengränze, schon vor dem Anleimen umstikkt werden; kleine, die ohnedies nur aus dem Meere hervorragende Berge sind, können denn auch mit dergleichen Koppenstiften, wie für die Gebirge angewandt sind, bezeichnet werden. Bei dem Einschlagen hat man nur das Eine zu berükksichtigen, daß man zuerst mit einem Pfriemen Löcher, worein die Stifte kommen sollen, vorsticht, weil der Eisendraht doch zu weich ist, um diese Löcher beim Einschlagen selbst zu machen, auch zu kurz, um sie gehörig anfassen zu können. Für einen einzeln lebenden Blinden ist zugleich dies eine Art, sich durch einen Freund, ohne daß dieser großen Zeitaufwand nöthig hat, den das Einschlagen der Stifte allerdings erfordert, dennoch die Karte verfertigen zu lassen, da der Freund nur zuerst diejenigen Flüsse oder Theile von Strömen, die mit den feinsten Stiften ausgeschlagen werden sollen, vorstechen darf, wo alsdann ein in der Erdkunde ganz unerfahrner Mensch das Einschlagen verrichten kann, geht nun der Freund so in den einzelnen Theilen weiter, je nachdem wieder eine neue

Sorte

Sorte von Stiften gebraucht wird, so kann auf diese Art die Anfertigung keine große Schwierigkeit haben, nur bei den Gebirgen ist es wünschenswerth, daß der sachverständige Vorstecher der einzelnen Gebirgszüge, diese, wo ein allmähliges Abfallen und Anwachsen Statt findet, auch eigenhändig bearbeite.

In der Holzteigfabrik der Herren Menk und Schwitzky zu Berlin, in der die schon oben angeführten tastbaren Erdbälle (das Stükk einzeln zu 6 Rthlr., im halben Dutzend aber zu einem Preise von nur 5 Rthlr.) angefertigt werden, hat Herr D. Zeune auch das Land der Deutschen als Tafel mit erhöhten Gebirgen und vertieften Flüssen sehr schön darstellen lassen, und zwar kostet das Stükk dieser Karten nur 1 Rthlr. 8 Gr. preuß. Kourant; doch muß ich gestehen, daß zum Gebrauch für einen Nichtsehenden zweierlei bei dieser Karte mir eine große Schwierigkeit zu haben scheint; nämlich 1) das Herausfühlen der vertieft gearbeiteten Flüsse, die, so natürlich und richtig auch die Darstellung ist, doch, wie alle vertieften Arbeiten für den Blinden weit weniger fühlbar als hervorspringende sind; 2) die Bezeichnung der Städte; diese erscheinen ganz wie Berge, zumal, wenn sie im Gebirge liegen, meiner Meinung nach, müßten die Städte für den Sehenden nur mit rothen Pünktchen angedeutet, für den Blinden aber durch Tuchläppchen, die auf diese rothen Pünktchen aufgeleimt würden, fühlbar gemacht werden. Auch Pläne oder Grundrisse von Hauptstädten lassen sich auf eine sehr leichte Art für den Blinden fühlbar machen. Man darf nämlich nur eine hölzerne Tafel, die der Größe des gezeichneten oder gestochenen Grundrisses entspricht, zuerst mit Pappe, die darauf aufgeleimt wird, überziehen, dann wird der Grundriß selbst auf die Pappe geleimt, und nun wird, wenn ein Fluß vorhanden ist, der an der Stadt vorbei oder durch dieselbe

geht, dieser, so wie der etwa vorhandene Wallgraben ausgeschnitten, wobei man denn, wo eine Brükke über den Fluß führt, ein Streifchen Pappe stehen lassen kann; ist jedoch das Gewässer zu schmal, um dies zu können, so setzt man an der Stelle der Brükke einen Stift, mit flachgewölbter Koppe ein. Sodann schneidet man einzelne Stükkchen Pappe, die auf die einzelnen Stadtviertel aufgeleimt werden, und deren Größe sich durch die vorliegende Zeichnung bestimmt, aus; bei Kirchen, Schlössern und andern großen Gebäuden werden doppelte Stükke übereinander geleimt, doch muß dies erst dann geschehen, wenn die einfachen Lagen schon gehörig gepreßt und trokken sind. Um auch den Anblikk schön zu machen, darf man die Pappe, aus der die kleinern Stükkchen ausgeschnitten, nur zuvor mit ziegelrothem Papier überziehen. Die Thürme werden mit starken Stiften, welche oben auch noch zugespitzt werden können, bezeichnet; eben so werden Baumgänge durch schwächere Stifte angedeutet.

Auf ähnliche Weise müssen dem Blinden einzelne große Gebäude, als Kirchen, Thürme, Schauspielhäuser und Schlösser, vor allem aber sein Wohnhaus in allen einzelnen Theilen deutlich fühlbar dargestellt werden, damit er vom Kleinern aufs Größere schließen lerne, ja, es scheint mir, was Sehende und besonders zarte Kinder betrifft, grade dieser Weg, nämlich von dem Wohnort her erst in die große Welt hinaus, und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von dem unbekannten großen Weltganzen erst der Heimath zuzuwandern, der richtigste Weg in der Erdkunde, und ich möchte diese Methode mit den Worten eines Freundes scherzweise die Fuhrmanns-Geographie nennen, denn das sehende Kind wird seine nachgezeichnete Wohnstube sich leichter richtig im Kleinen denken, als wenn man ihm sogleich ein ganzes nachgezeichnetes Land vorlegt; es wird in dem gezeichneten

Wohn-

Wohnhause bald jeden Ort, so gut wie in dem wirklichen finden, und die Aufgaben des Lehrers, der mit seinem Finger auf irgend einen Gegenstand, in irgend einem Theile des Hauses hinzeigt, damit das Kind dahin gehen oder den Gegenstand zur Probe, daß es sich nun zurecht finden könne, herbeiholen soll, gewiß leicht lösen. So kann denn vom Wohnhaus zur Stadt, von dieser zur Umgegend, zur Bekanntschaft mit dem Kreise, der Landschaft, dem Gau, ja dem ganzen Vaterlande, und der ganzen Erde allmählig und gewiß stufengemäßer fortgeschritten werden, als wenn man vom Globus aus, das Kind durch Meere und Länder, über unbekannte Ströme und Gebirge hinweg in die bekannte Heimath führt, die nur zu oft bei der Langwierigkeit dieses Weges, den das Kind kaum an der Hand eines Lehrers zurükklegt, vor lauter Bekanntschaft mit dem Unbekannten, fremd geworden, oder es wohl gar für immer geblieben ist.

Sechstes Kapitel.

Sprachunterricht.

In unsrer Zeit begnügte man sich anfänglich, den Blinden das Lesen, Schreiben, die Erdkunde und von Sprachkenntnissen ohne Berükksichtigung fremder Sprachen blos die französische Sprachlehre beizubringen, und erst sehr spät machte man sie auch mit ausländischen Sprachen bekannt. Man begann mit dem Unterricht der lateinischen. Unendliche Schwierigkeiten zeigten sich hier. Die blinden Kinder mußten bei dem Aufsuchen in dem Wörterbuche, dessen sie sich doch nur vermittelst der Augen eines Andern bedienen konnten, gleichsam in einen Irrgarten

garten, in eine unwegsame Wüste gerathen. Indeß lernten sie doch, unterstützt von der schwachen Hülfe der Lehrer, die eben so unerfahren waren, als sie, einige Anfangsstükke übersetzen; doch bald stokkte es ganz, und man begriff, daß man sie nicht wie gewöhnliche Kinder unterweisen könne, sondern daß man den Unterricht ihrem Zustande anpassen müsse. Hierbei kam uns nun die seit einigen Jahren sich verbreitende sogenannte Bellsche oder Lankastersche Methode des wechselseitigen Unterrichts, von der wir jedoch allem Anschein nach glauben, sie rühre aus Indien, trefflich zu statten.

Wir bedienten uns dieser so einfachen und natürlichen Lehrart, die wir in der That für die beste halten, schon weit früher, ehe man noch mit ihr die ersten öffentlichen Versuche gemacht hatte, und es hat sich uns auch gezeigt, daß ohne diese Lehrart der wechselseitigen Mittheilung, der Unterricht zahlreich vereinigter Blinden, sei es, worin es wolle, vorzüglich aber in Sprachen, fast unmöglich sei. Wir glauben jedoch, daß sich unsre Methode in gewisser Beziehung weniger zur Lankasterschen als Pestalozzischen Lehrart hinneigt, denn wir haben weder jene bestechenden, die edlern Gefühle verlöschenden Belohnungen, noch jene demüthigenden, allen Wetteifer unterdrükkenden Strafen bei uns eingeführt, noch weniger aber jenes so leicht zum Stolz ausartende Begehren der Rangsucht zu nähren gesucht.

Den Sprachunterricht unsrer Zöglinge fangen wir damit an, daß wir ihrem Gedächtniß recht bald kurze, einen Sinn bildende Redensarten einprägen,

und wir haben zu dem Zwekk für sie eine Sammlung von Worten oder Redesätzen gebildet, in denen die Wörter nach Familien (ungefähr wie in den Pestalozzischen Tafeln) eingetheilt, sich sowohl nach den gewöhnlichen Zusammenstellungen, als auch nach ihrer Abstammung sehr natürlich ordnen lassen. Gar sehr haben wir uns jedoch gehütet, das Gedächtniß unsrer Schüler nicht etwa durch das Behalten großer Wörterverzeichnisse abzustumpfen, denn hierin besteht das Erlernen von Sprachen nicht, auch heißt gut übersetzen, wohl nicht, Wörter mit Wörtern vertauschen, sondern vielmehr ihren Werth in allen Beziehungen, ihre verschiedenartigen Beugungen und ihren gegenseitigen Einfluß kennen. Dies nun suchen wir ihnen, noch ehe wir ihnen das Geringste von Regeln sagen, zu lehren; denn sehr wahr sagt Dumarsais, es ist wohl kein allgemeines Gesetz vorhanden, das zu seiner klaren Einsicht nicht die Kenntniß der einzelnen Vorstellungen, aus denen es entsprungen ist, voraussetzen sollte; und wollte man von Regeln, die das Ergebniß allgemeiner Gesetze wären, sprechen, so hieße dies ja gradezu die natürliche Ordnung der Dinge umkehren und das Ende zum Anfang machen.

Beim Uebersetzen haben wir den Gebrauch der sogenannten zwischenzeilig bearbeiteten Hülfsbücher eingeführt; für Latein sind es die des so berühmten Lehrers Fremont, die mit einer außerordentlichen Treue in der Uebersetzung des Textes, noch den Vortheil ganz vorzüglicher Noten verbinden. In ihnen sind die lateinischen Wörter durch die in der folgenden Zeile darunter stehenden entsprechenden französischen

schen Ausdrükke übersetzt; in der darauf kommenden dritten Zeile steht das sogenannte gute Französisch; zur Seite folgen unter dem reinen Text die wörtliche Uebersetzung, und unter dieser die Anmerkungen und Erläuterungen; und man kann wohl unmöglich etwas genauerer und philosophischer Behandeltes als diese Arbeiten, deren wirksame Zwekkmäßigkeit sich durch die reißenden Fortschritte unsrer Zöglinge bewährt hat, antreffen.

Dumarsais, der zuerst lateinische Schriftsteller in dieser zeilenweisen Untereinanderstellung übersetzte, selbst der gute Rollin*), Radonvilliers und alle seitdem aufgetretenen berühmten Sprachforscher haben den Wunsch, den Gebrauch dieser Uebersetzungen recht verallgemeinert zu sehen, geäußert. In der That, man dürfte alsdann wohl nicht so große Sorge tragen, um der Jugend Kummer, unnütze Thränen und den Verlust einer kostbaren Zeit, die man in diesem Alter doch so fruchtbringend anwenden kann, zu ersparen!

Auch beim Griechischen haben wir diese Lehrart angewandt; da hierin jedoch noch keine zwischenzeiligen Uebersetzungen wie von lateinischen Werken, vorhanden sind, so hat Herr Dufau, mein Mitarbeiter,

*) Ich habe stets gewünscht, daß es für die Anfänger solche Handbücher geben möchte, in denen sie die schon vollständig gemachte Anwendung der Regeln fänden, statt daß sie diese sonst immer erst in eigenen Aufsätzen, die, weil sie eine mühevolle und wenig Nutzen bringende Arbeit sind, nur dazu dienen, sie zu quälen, machen müssen.

arbeiter, nach dem Rathe der Herren Danse de Villoison, Gaile und Lefebre aus Villabrune mit den gewöhnlichen Buchstaben, theilweise Uebersetzungen auf unserm Setzbrette, gemacht; und es hat diese, obschon langwierige und mühevolle Arbeit den Erfolg, daß unsre Zöglinge, nach dem Studium weniger Monate, den Aesop und Anakreon, die sie gegenwärtig mit Leichtigkeit bei den öffentlichen Prüfungen übersetzen, verstehen lernten.

Auch für den Unterricht im Englischen und Italischen haben wir dieses Verfahren in Anwendung gebracht, da wir hierbei die zwar vorhandenen, aber allzuunrichtigen Uebersetzungen von Luneau de Boisjermain gar nicht zu unsrer Hülfe gebrauchen konnten. Eben so gestehe ich, daß die Aussprache des Englischen mich bei dieser Lehrweise oft in Verlegenheit setzt; allein diese Hindernisse reizen unsern gegenseitigen Wetteifer nur um so mehr, und wir verlassen unsre Zöglinge selten, ohne vollkommen von ihnen verstanden zu sein. Ja, wir müssen der Geschikklichkeit und dem Scharfsinn unsrer Zöglinge, die bei einigen so groß sind, daß sie schon bei den ersten Seiten den Geist eines Schriftstellers so vollkommen erfassen, daß sie ihn von Anfang bis zu Ende fast ohne Hülfe erklären, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Mädchen haben jedoch beim Sprachunterricht nicht eben die Fassungskraft wie die Knaben: demungeachtet spricht bei uns der größte Theil das Italische mit Fertigkeit.

Zwei Lehrer und eine Lehrerin sind hinlänglich, um achtzig Zöglingen das Lesen, Schreiben; die französische, lateinische, griechische, englische und

italische

italische Sprache, die Erdbeschreibung, Geschichte, höhere Mathematik; Gesang und Spiel auf Tonwerkzeugen, in allen ihren Theilen zu lehren. Und wir dürfen es wohl sagen, daß eine so große, nur durch drei Personen, nicht ohne Ruhm unterrichtete Zahl von Zöglingen, der von uns angewandten und bereits erwähnten Lehrart der gegenseitigen Mittheilung, gewiß zum Lobe gereicht. Wir müssen aber auch hinzufügen, daß diese Lehrart hier so philosophisch als möglich ausgeübt wird; denn wir haben, um uns den reinen Geist dieser durch Beobachtung und Erfahrung vervollkommneten Lehrweise anzueignen, alle leeren, nur Geräusch machenden Abschweifungen, und allen Plunder bloßer Triebwerks-Uebungen der Lankasterschen Schulen verbannt. Die ersten Fäden spinnen wir, und nun pflanzen sechs, von den vorzüglichsten dazu erwählten Zöglingen, als Lehrer, das, was sie unmittelbar von uns empfangen haben, durch mündliche Ueberlieferung auf ihre Gefährten fort. Unter denen nun, die jene Lehrschüler unterrichten, wählt man wieder die vorzüglichsten zu Wiederholern für die übrigen; und aus denjenigen endlich, die von den Wiederholern unterrichtet werden, wählt man abermals Wochenlehrer, die, weil sie doch noch zu wenig geübt sind, um lange zu unterrichten, ihr Amt nur acht Tage lang verwalten. So sind alle, von dem an, der den Tacitus liest, bis zu dem, der die ersten Redesätze herstottert, Lehrer und Schüler zugleich, und alle eilen mit Riesenschritten dem stets vor Augen habenden Ziele zu; denn hierinn besteht, wie ich glaube, der wahre gegenseitige Mittheilungsunterricht.

Siebentes Kapitel.

Die Größenlehre.

Kann der Verlust des Gesichts in irgend einem Falle zum Vortheil gereichen, so findet dies gewiß bei der Beschäftigung mit der Größenlehre statt. Denn die Blinden haben für diese Wissenschaft eine natürliche Anlage und geben sich ihr mit entschiedener Neigung hin. Noch sehr jung, lernen sie schon die verwikkeltsten Rechenverrichtungen, und sie haben, ohne eines der Hülfsmittel, welche Sehende bei der räumlichen Größenlehre gebrauchen, anzuwenden, die vollkommenste Vorstellung von den Figuren; dies hat sich bei der Algebra, der Dreiekksvermessung und allen nachfolgenden Theilen der Mathematik bewährt. Ja ihre Anlage für diese Wissenschaft ist so entwikkelt, daß sie nicht nur vollkommen im Stande sind, allen, an der Tafel geführten Beweisen zu folgen, und die, durch die berühmtesten Lehrer, z. B. die Herren Biot und Francoeur gehaltenen öffentlichen Vorträge zu benutzen; sondern auch so weit, daß sie sogar die ersten Preise auf öffentlichen höhern Schulen über Sehende davon zu tragen vermögen *). (Siehe was über diesen Gegenstand im geschichtlichen Theile dieses Werks gesagt ist).

Da

---

*) Anm. des Ueb. Ich muß dem Verf. Recht geben, wenn er behauptet, die meisten Blinden hätten eine ausgezeichnete Neigung für Mathematik: denn unter 7 Zöglingen von 10 bis 17 Jahren, die ich gegenwärtig habe, ist kein einziger, für diese Wissenschaft eigentlich Unfähiger, welches bei einer gleichen

Da man sich, wie dieses auch aus den von uns aufgestellten Grundsätzen hervorgeht, beim Unter-
richte

---

gleichen Anzahl sehender Schüler gewiß selten der Fall ist. Doch woher diese Fähigkeit? Die Größenlehre ist eine doppelte, die der Zahlen und die der räumlichen Ausdehnung. Die erstere scheint allerdings mehr geistiger Natur zu sein, und das Fortschreiten des Blinden in diesem Fache dürfte dadurch sehr befördert und erleichtert werden, indem, wenn er unser Zahlensystem einmal kennen gelernt hat, er nun wirklich mit Einern, Zehnern, Hundertern, Tausendern und dergleichen rechnet, während Sehende meistens auf dem unrichtigen Wege des Tafelrechnens, wo ihnen der eigentliche Werth der Ziffern in höhern Stellen entweder gar nicht gehörig bekannt wird, oder für ihr geistiges Denken bei der mechanischen Verrichtung doch sehr bald verloren geht, ihre Rechenkunst erlernen. Sollte man auf der Tafel wie ein blinder Kopfrechner zu Werke gehen, so müßte man nicht von der Rechten zur Linken, sondern stets von der Linken zur Rechten, die Rechnung vollziehen, denn der Blinde, und wie ich glaube, jeder Kopfrechner merkt die größern Zahlen leichter, als die darauf folgenden kleinern, auch hört er ja diese bei dem Vorsagen der Aufgabe immer eher als die nachfolgenden kleineren aussprechen, welches denn ein zweiter Grund ist, warum sie sich seinem Gedächtnisse leichter einprägen, und er beim Addiren, Subtrahiren und Multipliziren ihre Summen, Unterschiede und Produkte eher als die der kleinern sucht. Beim Dividiren ist der Weg des Kopfrechnens ganz der des Tafelrechnens, oder vielmehr umgekehrt. Was nun gar die Brüche, die für den Sehenden so viele Schwierigkeiten haben, betrifft, so tritt auch hier bei dem Blinden eine gewisse lebendige

richte des Blinden durchaus keiner willkührlichen Hülfsmittel bedienen darf, so hat der Erfinder un-
sers

---

bendige innere Anschauung, die jeder Nichtsehende sich von den Zahlen und ihren Beziehungen zu einander auf irgend eine Art verschafft, ganz vorzüglich ein. Wenigstens wird man nie finden, daß der Blinde, der einmal ein guter Rechner gewesen, seine Einsicht und Fertigkeit jemals so gänzlich vergessen könne, wie dieses bei Sehenden der Fall ist, von denen ich schon sehr oft den Stoßseufzer gehört habe: „Ja, wie ich noch in die Schule ging, da war ich ein tüchtiger Rechner." Gewiß mit Ziffern, aber nicht mit Zahlen. Das nämliche gilt von algebraischen Rechnungen mit allgemeinen Größen. Auch die räumliche Größenlehre, obschon dem ersten Anschein nach hier weit mehr, als beim Rechnen, auf das Anschauen der Formen ankommt, ist dennoch für den Blinden außerordentlich geeignet; er, der alles durch's Gefühl, alle Formen nur in ihren Umrissen, und nach der genauesten Aufsuchung ihrer feinsten räumlichen Verschiedenheiten kennen lernen kann, unterscheidet fast leichter als ein Sehender die Außenseite oder bloße Ausdehnung in die Länge und Breite von dem vollen Raume oder der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dikke zugleich. Eben so schiebt sich ihm bei der Vorstellung der Linie kein Strich von Kreide oder Bleistift gezogen vor das geistige Auge, mit einem Worte, er hat die Unendlichkeit des leeren Raumes deutlicher in seiner unbegränzten Nacht, als der Sehende in seinen begränzten Zimmern und Häusern, aus denen er doch so selten einmal den Blikk in's unendliche Weltall hinaus und hinauf erhebt. Auch hält der Blinde sich meistens mehr an den Wortsinn der ihm gegebnen Erklärungen, als der Sehende, den sehr häufig ein, bei Anhörung der Erklärung sich zufällig entworfenes
Bild

sers gegenwärtigen Rechenbrettes aus eben diesem Grunde die Saundersonsche Rechentafel, bei der man, so geistreich sie übrigens auch erfunden ist, doch den einzelnen Koppenstiften nach Verschiedenheit ihrer

---

Bild in der richtigen Auffassung des Wortsinnes hindert, während der Blinde sich seine Bilder erst aus dem Sinne der Worte erschafft. Zu allen diesen Vortheilen, die der, nur einigermaßen denkende Blinde benutzen kann, kommt noch der, daß er das Gelernte in diesem Zweige des Wissens weit leichter als in jedrm andern wiederholen kann, weil mehr Verstand als Gedächtniß bei dem Lernen der Mathematik erfordert, und dadurch das Selbstwiederauffinden des nur irgend einmal richtig Erkannten außerordentlich erleichtert wird; endlich ist der Sehende gewohnt, sich stets die Figuren zu zeichnen, der Blinde hingegen, wenn man ihn nur erst mit Figuren aus Pappe oder Draht verfertigt, (die ich keinesweges wie Herr D. Guillie' verwerfen kann, weil sie gewiß zwei Drittel der Zeit, die auf blos mündliche Beschreibung der Figuren verschwendet werden müßte, ersparen werden) über die ersten Grundlehren hinweg geführt hat, und er zu bestimmten Vorstellungen gewisser Gestaltungen gelangt ist, bedarf beim Vorlesen mathematischer Sachen nur eines in Beschreibung der Figuren nicht ganz ungeübten Lesers, um sich die schwersten Zeichnungen, nicht blos der ebenen, sondern auch der körperlichen Meßkunst mit der größten Leichtigkeit und Bestimmtheit vorstellen zu können; so kann ich versichern, ohne mich rühmen zu wollen, die Lehren der körperlichen Meßkunst, der ebenen und Kugeldreieckksvermessung ohne Hülfe einer einzigen Figur gehört, und wie ich glaube, begriffen zu haben.

ihrer Größe oder Stellung einen willkührlichen Werth beilegen muß, ganz verworfen, und es besteht die Verbesserung unsrer gegenwärtigen Unterrichts-Art darin, daß die Buchstaben und Ziffern, deren wir uns gegenwärtig bedienen, ganz die gewöhnlichen, und so die Unterrichtshülfsmittel für den Blinden völlig die der Sehenden sind.

Wie die Buchstaben, so stehen auch diese Ziffern ebenfalls auf einem, mit einem Querhalt versehenen Schaft: nur sind die Quersparren zur Darstellung der Brüche, oberhalb vierekkig ausgeschweift, um in diesen Einschnitt einen keilförmigen beweglichen Buchstaben, vermittelst dessen der Zähler und Nenner die nöthigen Abänderungen erleiden, einsetzen zu können. Zur Absonderung der Zahlen dienen Striche, die man senkrecht oder wagerecht einsetzen kann. Die Zahlen selbst liegen in einem Kasten, der wieder in elf breite Fächer, denen zur Seite sich noch andre für die Zähler und Nenner befinden, getheilt ist. Dieser Kasten nun, der länger als breit ist, muß eben so wie der Setzkasten auf einer schrägen Fläche stehen.

Die frühern Ziffern waren eben so wie die frühern Buchstaben zu plump und nahmen einen zu großen Platz auf dem Setzbrette ein, daher sind auch sie, bei einem vor kurzem gemachten Guß, um die Hälfte verkleinert worden. Nur die Bruchziffern, mit denen wir uns behelfen zu können glauben, haben wir nicht umgießen lassen.

Das Rechenbrett endlich ist von dem Drukker-Setzbrett nur darin verschieden, daß die querüberlaufenden Zwischenräume von Eisendrähten, die das

Verschieben der Buchstaben von der einmal angewiesenen Stelle verhindern, und also den Zusammenhang der Rechnung, der doch auf der bezugsweisen Stellung der Ziffern beruht, erhalten sollen, rechtwinklicht durchkreuzt werden. Auch dient diese Tafel, indem man nur durch die, in jenen querüberlaufenden Dràhten befindlichen Löcher Koppenstifte stekken, und diese mit einem seidenen Faden, wie Saunderson, umschlingen darf, zu geometrischen Darstellungen.

Die kleinen hölzernen Figuren, deren man sich bisweilen zum geometrischen Unterrichte für Sehende bedient, können wir nicht gebrauchen; denn ich habe mich schon bei einer frühern Gelegenheit darüber erklärt, daß wir diese, uns mehr Schaden als Nutzen bringenden Hülfsmittel vermeiden müssen, weil sie die Vorstellungen des Blinden von diesen Figuren, die durchaus nur reingeistige Anschauungen sein müssen, verkörpern würden, und nur als Mittel der Vergleichung mögen sie bisweilen dergleichen gebrauchen; so können ihnen z. B. zwei entfernte Spitzen, eine ausgespannte Schnur oder eine rollende Kugel die Vorstellung einer graden und ein schlaffhängender Strikk die einer gekrümmten Linie geben; doch nie muß man auf diese so unbestimmten, schwankenden Begriffe ein Lehrgebäude, das dadurch nothwendig alle Gültigkeit seiner Wahrheiten verlieren würde, begründen wollen.

Am meisten erstaunt man gewöhnlich darüber, unsre Zöglinge eben so gut wie Sehende, ganzen zusammenhängenden Vorträgen über die Lichtlehre, beiwohnen zu sehn, und man bewundert ihren

Scharf-

Scharfsinn beim Gespräch über Strahlenbrechung und Spiegelkunde. Dies erklärt sich jedoch sehr leicht und wir wollen keine unverdiente Bewunderung genießen; daher ist es unsre Pflicht, zu bemerken, daß sie nur deswegen so leicht über alle Erscheinungen des Lichtes urtheilen, weil sie alles auf Linien zurükführen. Denn sie, die durchaus keine Vorstellung von Farben haben und haben können, denken sich die, uns gefärbt erscheinenden Punkte, nur als fühlbar *). Sollten sie jedoch in dieser Rükk-

*) Einer unsrer Zöglinge wurde, als er, an einem öffentlichen Unterrichtstage, die erste Zeile der zweiten Horazischen Ode im ersten Buche, übersezte, bei der Stelle: et rubente dextera sacras jaculatus arces, etc., durch einen Fragenden, der sich nach der eigentlichen Uebersezung der Worte rubente dextera erkundigte, unterbrochen; der junge Mensch übersezte: mit seiner flammenden Rechten, und er sezte, als er nun die wörtliche Uebersezung aufs Neue wiederholen mußte, statt rubente das gleichgeltende Wort roth. Auf die abermalige Frage, was er unter einem rothen Arme verstände, erwiederte er: er mache sich zwar keine bestimmte Vorstellung von der rothen Farbe: allein er glaube auch keinesweges, wie der von Lokke angeführte Blinde, daß die rothe Farbe einem Trompetenschall ähnle, und er habe zuerst rubente deswegen durch flammend übersezt, weil man ihm gesagt, das Feuer sei roth; wodurch er sich auch, weil er hieraus den Schluß gezogen, die Hitze sei stets von der Röthe begleitet, habe bestimmen lassen, den Zorn des Jovis, dessen aufgereizter Arm Stadt und Veste zerschmettere, durch das Beiwort entflammt zu bezeichnen: denn, sagte er noch, wenn man erzürnt ist, wird man

Rükksicht wirklich zu irgend einer bestimmten Erkenntniß gelaugen, so erkennen sie gewiß weniger die Farbe, als den Farbenstoff, und es kann wohl der Umstand als Beweis dieser Behauptung dienen, daß sie die Farben, wenn sie sie durchs Gefühl nicht gut errathen können, durch den Geschmakk zu erkennen suchen. Ja, wenn sie schwarz und blau beim Anfühlen mit einander verwechseln, so werden sie sich doch, wenn sie den Geschmakk zu Hülfe nehmen, gewiß nicht betrügen; denn Indigo und Galläpfel, die wir so oft durch den Betrug unsrer Augen für einerlei zu halten verführt werden, sind es nicht für sie. Eben so wird ihnen die genauere Untersuchung mancher andern Farben, weil sie diese nicht nach der Abschattung, sondern nach dem Farbenstoff machen, wieder sehr schwer; so z. B. erscheint ihnen das Dunkelrosenroth und das Hellroth, was für uns fast ganz gleich ist, viel verschiedener, als gelb und grün. Glaubhafte Schriftsteller versichern, Blinde gesehen zu haben, die durchs Gefühl die Farben verschiedener Thierhaare unterscheiden konnten *). Wir wol-

---

heiß ist, soll man ja roth werden. Diese Antwort, die im Jahre 1814 der noch in der Anstalt befindliche Zögling Fonseque gab, schien mir deswegen der Anführung werth zu sein, weil sie uns einen Begriff giebt, was für Hülfsmittel der Blinde, um sich nur einige unbestimmte Begriffe über die Theorie der Farben, die ihm doch leider stets unbekannt bleiben muß, zu verschaffen, ergreift.

*) De comite Mansfeldico coeco refert Keckermannus, Syst. Physic. lib. 5, cap. 16, solo tactu album,

wollen diese Thatsache keinesweges läugnen, wollen aber auch offen gestehn, daß wir nicht begreifen, woher sie rühren soll.

Achtes Kapitel.

Musikunterricht.

Man glaubt fast allgemein, daß man die Tonkunst dem Blinden nicht nach bestimmten Regeln beibringen könne, sondern daß er die vorgespielten Töne nur wieder nach dem Gehör nachahmen müsse: dies ist jedoch ein großer Irrthum, und es würde nichts fehlerhafter, als eine solche Art, ihn zu unterrichten, sein. Unser Verfahren beim Musikunterricht ist ganz das für Sehende übliche, und unsre Zöglinge lernen sowohl die Anfangsgründe als auch das Tonsetzen (Komponiren) u. s. w. ganz nach der Lehrart der großen Pariser Tonschule. Denn wie wäre es wohl möglich, daß, wenn eine blos handwerksmäßige Einübung sie leitete, sie so viel Gefühl für Takt haben, und gemeinsame Stükke mit so viel Genauigkeit, wie sie es doch thun, ausführen könnten? Wir haben die gewöhnlichen Musikzeichen, als Noten, Schlüssel, Pausen, und alle übrigen abwechselnden Zeichen, die, wenn sie ihnen nicht fühlbar gemacht werden, keinen Werth für sie haben würden, auf einer

album, a nigro discernere; de equo fusco vel albo, item de columba nigra vel caerulea judicium ferre potuisse.

ner breiten hölzernen Tafel, nebst einigen Uebungen, die als Beispiele dienen, durch einen Formschneider ausstechen lassen; weil wir den Gebrauch der früherhin erhöht gedrukkten Noten, da sie theils zu kostspielig, theils ohne Nutzen waren, und der Zögling sie ja nicht zugleich lesen und ausführen konnte, abgeschafft haben, und es wird gegenwärtig der Unterricht auf folgende Art ertheilt: ein von den Blinden selbst zum Notenlesen abgerichtetes Kind sitzt in der Mitte des Orchesters und indem es zuvor anzeigt, für welches Tonwerkzeug das zu singende Stükk sei, singt es die Noten von einigen Takten einer vor ihm liegenden Partitur. Das Gedächtniß des Blinden ist meist so treu, daß ihm dieselbe Stelle selten öfter als zweimal wiederholt werden darf *). Ist nun so nach und nach von allen Tonwerkzeugen

---

*) Anm. des Ueb. Ueber zwei Dinge kann ich bei dem Musikunterricht mit dem Verfasser nicht einverstanden sein, erstens darüber, daß blos Blinde den Unterricht ertheilen. Es kommt zu viel auf die richtige Haltung des Tonwerkzeugs und wenn es nicht Blaswerkzeuge sind, auf die Führung des Bogens oder Setzung der Finger an. Ein Blinder wird dies nie mit der Leichtigkeit und Sicherheit seinem Schüler, zumal wenn dieser sehr ungeschikkt ist, beibringen, wie ein Sehender. Was den zweiten Punkt betrifft, das Vorlesen oder Vorsingen durch ein bloßes Kind, so glaube ich zwar recht gern, daß sie dadurch den Werth der Noten, so wie die Aufeinanderfolge derselben im Stükke, kennen lernen; ob dies aber auch, zumal bei schwierigen Sachen, in Rükksicht des Vortrags kein Hinderniß sein dürfte, dies ist der große Zweifel,

zeugen eine gleiche Anzahl Takte gelehrt worden, so läßt der blinde Musiklehrer das so eben Gelernte zusammen aufführen. Dann singt das sehende Kind wieder vor, und wenn nun nach Verlauf von ungefähr dritthalb Stunden 150 bis 200 Takte gelernt sind, so läßt diese der Hauptlenker des Orchesters, um die nöthigen feinern Abstufungen und den gehörigen Ausdrukk zu geben, mehreremale wiederholen; den folgenden Tag verbindet man mit dem, was Tags zuvor gelernt wurde, den Inhalt der neuen Lektion, indem beides im Zusammenhange vorgetragen wird. So werden ihnen die längsten Stükke, ganze Messen, Chöre und Symphonieen gelehrt, und so gut von ihnen behalten. daß es, wenn sie zuweilen auch Jahrelang liegen geblieben waren, zu ihrer Aufführung oft nur einer einzigen Wiederholung bedurfte *) Sie brauchen auf diese Art beim Unter-

---

fel, den ich hege, das Langweilige abgerechnet, welches diese ganze Art des Einlehrens für die unterdessen unbeschäftigten Musiker haben muß. Jedem, der einen Blinden unterrichten will, glaube ich jedoch diese Art des Unterrichts durch Vorsagen der Noten nach ihrem Taktwerthe immer weit mehr empfehlen zu müsseu, als das bloße Vorspielen; wo bei schwierigen Gängen gewiß sehr oft der Werth der Noten verwechselt und Takt und Vortrag entstellt werden muß.

*) Diese Art des Musikunterrichts ist uns unter allen, uns mitgetheilten willkührlichen Systemen noch immer als die beste erschienen. Ich erinnere mich vor etwa 18 Jahren zu Bordeaux einen Blinden, Namens Dumas gesehen zu haben, der die Violine zwar recht gut spielte, in den Anfangs-gründen

Unterricht auf Tonwerkzeugen, außer ebenfalls Blinden, durchaus keine andern Lehrer, und es geht dies in

gründen aber völlig unwissend war, weil die Lehrer, die ihn unterwiesen hatten, in der Art, einen Blinden zu unterrichten, ganz fremd gewesen. Er hatte sich selbst das Mittel erfunden, Musikstükke auf eine, freilich sehr sonderbare Art abzuschreiben: er drükkte nämlich die Taktstriche durch Knopfformen, den Werth der Noten durch größere oder kleinere Stükkchen Kork, die ganze Note durch einen Ring, und die übrigen schwarzgeköpften durch ein Stükk Geld, so wie die Pausen durch gezakkte Lederstreifen, die er sämmtlich, so wie sie folgen mußten, an Schnüren aufgereiht hatte, aus. Die ganze Reihe dieser in der That sehr verwikkelten Zeichen, deren ich mich nicht einmal mehr völlig erinnere, erkannte er sehr gut; unmöglich konnte ich mich jedoch des Lachens erwehren, als er, indem wir von dem zweiten Jarnowickschen Concert, welches er eben damals spielte, sprachen, aus einem Schranke eine Art von Rosenkranz, der sieben bis acht Toisen lang, aus lauter solchen Zeichen zusammengesezt war, herausholte, und uns sagte, dies sei das obige Concert; er zeigte uns nun die schwierigsten Gänge des Concerts auf seiner Notenschnur. Von diesen seltsamen Noten hatte er mehrere Schränke voll.

Auch andere Blinde habe ich, sich mit Stiften von verschiedener Stärke auf hölzernen Tafeln, auf denen sich solche zehn, bis funfzehnlinigte Zeilen, wie auch J. J. Rousseau zum Notenschreiben vorgeschlagen hat, befanden, Musikstükke aufzeichnen sehen.

Ich glaube jedoch, daß man sich immer besser der allgemein gekannten Zeichen, zumal, da sie leichter und sicherer zu erkennen sind, bedient.

in der That so gut, daß sie ein Konzert aufs angenehmste vortragen. Jeder blinde Lehrer hat außer der vollkommnen Kenntniß seines Tonwerkzeugs eine große Zahl von Stükken, Duetten u. dergl. in seinem Kopfe *).

Jeder unsrer Zöglinge ist verpflichtet, an dem Musikunterrichte Theil zu nehmen; die Wahl des Tonwerkzeugs hängt von dem Gebrauch ab, den der Lernende nach seinem Austritt aus der Anstalt davon machen muß, und die Verwaltungsbehörde, die seit der Versetzung der Anstalt ihre Anstrengungen, um den schon so lange gefaßten Gedanken, den Blinden vortheilhafte Nahrungszweige zu verschaffen, zu verwirklichen, verdoppelt hat, trägt alle Sorge, daß die, welche dieses Haus verlassen haben, nicht wie ehemals, um an öffentlichen, oft schlecht gewählten Orten aufzuspielen, herumgehen sollen; in dieser Absicht hat sie den Ankauf einer Orgel verstattet, um so denjenigen, welche größere Städte bewohnen, ein, durch das Spielen dieses Tonwerkzeuges, ihnen nützliches Gewerbe zu erleichtern.

---

*) Es ist eine wahre Genugthuung für uns, hier Gelegenheit zu finden, dem Herrn Abbe' Rose, der schon seit mehrern Jahren Sachen für Blinde, die stets mit dem größten Vergnügen gehört worden sind, gesetzt hat, unsern Dank aussprechen zu können. Eben so sehr sind wir aber auch den Herren Duport, Habenekk, Jadin, Dakosta, und Baudouin für den guten Rath, den sie unsern Zöglingen mit eben so viel Eifer als Uneigennützigkeit zu ertheilen gesucht haben, aufs innigste verbunden.

tern. Die, welche sich aufs Dorf, wo gewöhnlich keine Orgel ist, zurükkbegeben, lernen unter den übrigen bekannten Tonwerkzeugen, die sie meistens noch spielen, vorzüglich das Schlangenhorn (den Serpent) blasen. Der Unterricht in der Harfe ist erst dieses Jahr angefangen worden; denn man hielt es bis jetzt für unmöglich, den Blinden dieses, für den Sehenden durch die mühsame Körperhaltung und die Menge seiner durch nichts von einander verschiedenen Saiten schon so schwierige Tonwerkzeug, lehren zu können; und wir verdanken diesen herrlichen neuen Gegenstand nur dem Eifer unsrer Lehrerin.

Neuntes Kapitel.

Mittel zur Mittheilung zwischen Blinden und Taubstummen.

Man erstaunt über die Leichtigkeit, mit der Blinde und Taubstumme mit einander verkehren, und man begreift es gar nicht, auf welche Weise dieser Verkehr unter diesen, des zur geistigen Mittheilung wichtigsten Sinnenwerkzeuges beraubten Wesen, statt finden könne.

Man wird daher gewiß auch sehr begierig sein, den Ursprung der Verbindungen, die diese Stiefkinder der Natur unter sich angeknüpft haben und die Mittel, durch die Blinde und Taubstumme viel früher, als man daran dachte, für sie einen Weg der Mittheilung aufzusuchen, zur gegenseitigen Verständigung gelangt sind, kennen zu lernen.

Auch

Auch dürfte diese Erörterung, die wohl nur für diejenigen, denen die Gefühle der Wohlthätigkeit entfremdet sind, langweilig ist, gewiß für jene edlern, zartfühlenden Seelen, denen es zur Freude gereicht, Unglükklichen wohlzuthun, nicht unanziehend sein.

Während der Zeit, wo die Blinden- und Taubstummenanstalt in dem alten Cölestinerkloster vereinigt war, strebten die, durch die gemeinsame Wohnung genäherten, durch ihr Gebrechen aber von einander getrennten Zöglinge beider Stiftungen darnach, Berührungspunkte unter sich ausfindig zu machen, und die Vorsteher beider Anstalten, weit entfernt, diese Annäherung zu mißbilligen, begünstigten sie vielmehr, in der Ueberzeugung, daß eine Annäherung von solchen Wesen, die eine Art von Schikksalsverbrüderung auffordert, sich gegenseitig zu suchen, nicht anders als vortheilhaft sein könne.

Beide Theile hatten schon einigrn Unterricht empfangen, und ich muß gestehen, daß ich mir auch gar nicht vorstellen kann, welche Art der Verbindung zwischen ganz ununterrichteten Blinden und Taubstummen statt finden sollte, denn ich stelle mir ihre Lage wie die eines noch völlig unerfahrnen Kindes, mit dem man über alles erst gewissermaßen übereinkommen muß, vor. Ich spreche jedoch nicht von dem Blinden im Naturzustande, sondern von dem unterrichteten.

Als die Blinden hörten, daß die Taubstummen in der Dunkelheit mit einander sprächen, indem sie sich auf den Rükken schrieben, fielen sie darauf, daß dies Mittel, sich mit den Letztern zu unterhalten, auch wohl ihnen gelingen dürfte, und es ist ihnen

in der That vollkommen gelungen. Diese neue Sprache war unter beiden Gattungen bald ganz allgemein verbreitet. Die Taubstummen, die es jedoch lästig fanden, sich das, was sie ja sehen konnten, auf den Rükken schreiben zu lassen, versuchten es, auch den Blinden das unter ihnen übliche in die Luft schreiben beizubringen. Diese Art war jedoch eben so langwierig, als die erste, und überdieß noch unzuverlässiger, weil die Blinden auf diese Weise schlecht schrieben: daher zogen sie bei ihren Zwiegesprächen den Gebrauch der, für die Letztern bestimmten Schriftzeichen vor, und da auch hier wieder die Schwierigkeit des nicht leichten Fortschaffens eintrat, so lehrten die Taubstummen den Blinden ihr Fingerabc, und sehr leicht erkannten jene, mittelst des Gesichts, diese, mittelst des Gefühls die, durch die verschiedenen Zusammenstellungen der Finger gebildeten Buchstaben; allein auch dieses Abc, weil es blos Worte darstellte, verzögerte die Unterhaltung dennoch ganz besonders, und so fühlten denn beide Theile, daß sie sich ein noch schnelleres Hülfsmittel verschaffen müßten, daher lehrten die Taubstummen den Blinden ihre Zeichensprache, durch die nun, weil in ihr jedes Zeichen einen Gedanken ausdrükkt, die Mittheilung ganz vollkommen war. Dieser letzte Unterricht war, weil er eine vollkommene Kenntniß der Sprachlehre voraussetzt, freilich sehr langwierig und mühevoll; allein der Wunsch, plaudern zu können, überwand hier Alles, und die binnen wenigen Monaten vollkommen erlernten Zeichen, ersetzten alle bisher gebrauchten Hülfsmittel. Die Art dieses Gedankentausches ist folgende:

Wollte der Blinde mit dem Taubstummen reden, so machte er die, seine Ideen darstellenden Zeichen, die nun seine Gedanken den Taubstummen mittheilen *). Wollte sich hingegen der Taubstumme dem Blinden verständlich machen, so konnte dies *auf* zwei Arten geschehen: erstens der Taubstumme stellte sich aufrecht mit ausgestrekkten Armen und ohne alle Bewegung vor den Blinden, der nun die Arme des Taubstummen gleich oberhalb der Handgelenke, ohne sie jedoch zu hemmen, faßte, und so allen durch sie gemachten Bewegungen nachfolgte. War ein Zeichen nicht recht verstanden worden: so tauschte der Blinde die Rolle mit dem Taubstummen. Dieser faßte nun die Arme des Blinden ganz auf die vorige Weise, und machte mit ihnen alle die Bewegungen, die er vor einem Sehenden mit den seinigen würde gemacht haben, füllte so nun die vorher gebliebenen Lükken aus, und machte die, seinem Gefährten mitzutheilende Gedankenreihe vollständig.

Die Abstufung dieser Art des gegenseitigen Mittheilungsunterrichts, war jedoch nicht bei allen Zöglingen dieselbe, und nicht alle konnten sich der nämlichen Zeichen bedienen; sondern sie wandten vielmehr

*) Ich darf wohl nicht erst darauf aufmerksam machen, daß die Schwierigkeit dieser Mittheilung durch den Verlust der Mienenzeichen und einer Menge andrer Geberden und Bewegungen des Leibes, die der Blinde nicht bemerken kann, ja von denen er, der beim Sprechen immer ruhig und ohne allen Ausdrukk bleibt, nicht einmal einen Begriff hat, noch vermehrt wurde.

mehr hierbei alle ergänzenden Hülfsmittel, die ihnen ihre erfinderische Einbildungskraft nur irgend an die Hand gab, an. Es gab daher auch in der That kein seltsameres Schauspiel, als dieses, in der tiefsten Stille von 150 Kindern aufgeführte Mienenspiel, jedes war gespannt, das andre zu verstehen, und konnten sie dies nicht, wie dies freilich sehr oft der Fall sein mußte, dann endigten sie, ermüdet von den langen und fruchtlos gemachten Versuchen, wohl zuweilen wie die Kinder Babylons, indem sie, ohne sich verstanden zu haben, sich trennten, und sich oft noch einen gegenseitigen Beweis ihrer bösen Laune, die Taubstummen durch Schlagen und die Blinden durch Schreien, gaben.

Zweiter Abschnitt.

Zehntes Kapitel.

Handarbeiten für beide Geschlechter.

Wir würden bei allen Bemühungen, nichts für die möglichste Vervollkommnung der Blindenerziehung zu vernachlässigen, wie man sich denn hiervon wohl durch die Aufzählungen aller der Unterrrichtszweige, zu denen die Blinden gegenwärtig angeleitet werden, überzeugen kann, unser Werk dennoch für unvollendet halten, wenn wir nicht auch dahin gelanget wären, diesen Unglükklichen durch Beibringung irgend einer Handarbeit ein sicheres Unterhalts-

mittel

mittel zu verschaffen; und wir würden den tiefsten Schmerz empfinden, wenn sie, nachdem ihre wissenschaftliche Ausbildung uns gelungen, die Früchte ihres Aufenthaltes in der Anstalt dadurch wieder verlieren sollten, daß sie gezwungen wären, ihre Zuflucht wieder zu dem öffentlichen Mitleiden zu nehmen, oder daß sie die Aufnahme in einer jener Freistätten, in denen Unglükk und Ungezogenheit nur zu oft mit einander gepaart sind, suchen müßten.

Bei der Wahl der für die Blinden passenden Arbeiten haben wir sowohl die Erfahrungen unsrer Vorgänger, als auch unsre eignen Beobachtungen zu benutzen gesucht. Denn die Zahl der für sie möglichen ist sehr groß, die der nützlichen aber ist sehr gering. Jene nun haben wir gänzlich vernachlässigt, unter diesen aber, obschon ihre Anzahl nicht bedeutend ist, haben wir wieder die, für sie am leichtesten ausführbaren, vorgezogen. Eben so tragen wir stets Sorge, das jedesmalige Geschäft der leiblichen Beschaffenheit des Lernenden, seiner geistigen Fähigkeit, seiner Lage und der Lage seiner Familie anzupassen; denn es wäre doch wohl sehr unpassend, wenn ein Blinder, der wieder aufs Land zurükkgeschikkt werden muß, ein Gewerbe, das sich nur in einer großen Stadt mit Vortheil betreiben läßt, hätte, und so umgekehrt.

Wir würden uns einer genauern Beschreibung der, durch Blinde zu betreibenden Handarbeiten gänzlich überhoben haben, wenn unsere Pflicht es nicht erheischte, die bei einer jeden, besonders den Blinden, vorkommenden Eigenthümlichkeiten, die uns bei dem Unterrichte derselben aufgestoßen sind,

zu

zu bemerken, um so auch diejenigen, die sehr entfernt von der Hauptstadt, Blinde, ohne sie von sich zu entfernen, unterrichten wollen, durch dieses Buch zu unterstützen. Der größte Theil der Beschreibungen ist von Zeichnungen begleitet, die den Inhalt erklären, und wir haben diese Kupferstiche keinesweges zum Schmukk, sondern allein in der Ueberzeugung, daß Kupfer noch nie gesehene Dinge am besten erläutern können, beigefügt.

Elftes Kapitel.

Das Strikken.

Ich wiederhole nicht erst das, was ich schon anderweitig von der leichten Fassungsgabe der Blinden und ihrem Uebergewicht in dieser Rükksicht über Sehende, gesagt habe, sondern bemerke nur noch, daß bei ihnen, außer dem Troste der Geselligkeit, den sie genießen, auch der Wetteifer viel stärker, als bei gewöhnlichen Kindern ist. Ich habe Blinde, die einzeln unterrichtet wurden, und denen keine Handarbeit gelang, gesehen, auch kommen mir in der Anstalt täglich Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren vor, die im Kreise ihrer Familie nicht einmal eine Masche haben machen lernen, während doch bei uns die Jüngsten binnen wenigen Tagen Strumpfbänder strikken können. Ueberhaupt kann man sich die Schwierigkeiten und das Unangenehme beim Anfange des Blindenunterrichts gar nicht vorstellen, insbesondre aber werden diese Schwierigkeiten verdoppelt,

doppelt, wenn man ihnen mechanische Arbeiten lehren will. Das Strikken, eine dem Anschein nach sehr einfache Arbeit, die Sehende sehr leicht lernen, bietet dennoch für den Blinden manche Schwierigkeiten dar. Sie ist jedoch die zur Entwikkelung seiner Fingergeschikklichkeit am meisten geeignete Arbeit. Um sie in dem Halten der Nadeln, die sie in der Furcht, die Maschen fallen zu lassen, stets zu weit vorstoßen, zu üben, lassen wir sie anfangs Strumpfbänder strikken *). Der Blinde, der den Unterricht ertheilt, muß sich dabei hinter den Lernenden stellen, die Hände desselben halten, um so die Bewegungen der Finger leiten zu können. Der Grund jeder Bewegung wird dem Lernenden angegeben, und man unterläßt das Halten und Führen der Hände nicht eher, bis sie die Masche völlig abheben können, denn dieses letztere fällt ihnen gewöhnlich am schwersten, weil, wenn sie mit der rechten Nadel zwischen zwei Faden auf der linken Nadel hineinstechen sollen, sie gewöhnlich in einen der Faden selbst stechen und diesen spalten; dies ist denn auch der Grund, warum sie anfänglich, bis die Hand die gehörige Sicherheit erlangt hat, immer zunehmen und ihr Gestrikk daher breiter machen. Um das Spalten

*) Anm. des Ueb. Nach meiner Erfahrung ist das Netzstrikken, weil hierbei jede Masche einzeln befestigt wird, und daher ein sicheres Anfassen erlaubt, für den Blinden viel leichter als das Strumpfstrikken, weshalb ich denn auch das letztere keinesweges als die erste Arbeit für einen Blinden empfehle.

Spalten der Faden zu vermeiden, giebt man ihnen anfänglich sehr starken, gut gedrehten Zwirn, und stumpfe Strikknadeln. Was die Breite, das Ab- und Zunehmen beim Strikken der Strümpfe betrifft, so läßt sich dies nicht anders, als durch das Abzählen der sogenannten Touren bestimmen. Sind sie durch Gewöhnung dahin gelangt, die Maschen richtig zu treffen, und von der Nadel mit der linken Hand, ohne fest zuzuziehen, abzustrikken, so geht es außerordentlich schnell; sie strikken sehr fein und machen durchbrochene Maschen und niedliche Zwikkel, mit eben so viel Genauigkeit wie Sehende. Mehrere Zöglinge unsrer Anstalt verfertigen für Pariser Strumpfwirker, Westenstükke, Jäkkchen und Frauenzimmer-Strikkrökke zur vollsten Zufriedenheit.

Nicht alle Zöglinge haben jedoch in dieser Hinsicht ein gleich feines Gefühl, und es liegt gewöhnlich daran, daß sie die Spitzen der Nadeln nicht recht finden können, bei dem Anschlingen des Fadens und im Auffassen der Maschen sehr ungeschickt sind. Solche Schüler nun lassen wir gewöhnlich mit hölzernen Nadeln, wie man sie zum Wollestrikken braucht, anfangen.

Zwölftes Kapitel.

Das Spinnen.

Das Spinnen hat zwar nicht so viel Schwierigkeiten, als das Strikken, indeß bedarf der Blinde doch einer großen Gewöhnung, um einen gleichen

Faden zu gewinnen. Den Rokken muß man dem Blinden, da er immer geneigt ist, sich nach vorn überzubeugen, etwas hoch und dem Kopfe so nah als möglich halten lassen. Eben so muß die rechte Hand, nicht wie es bei den Sehenden der Fall ist, über, sondern unter dem Flachs liegen, denn diese Hand soll nicht blos den Rokken umspannen, um ihn festzuhalten, sondern sie soll auch den Flachs lokkern *), und den Faden ausziehen, der mit den Fingern der linken Hand, durch die er läuft, rund gedreht wird. Werden nun so beide Hände nahe an einander gehalten, so ist es auch für den Spinner weit leichter möglich, die sich etwa in dem Flachs bildenden Butzen oder Knoten zu verhüten, ohne dabei das Treten mit dem Fuße zu unterbrechen. Das Rad muß er langsam treten, damit der Faden sich nicht zu sehr drehe, was, wenn die Ausziehung des Flachses

*) Anm. des Ueb. In Deutschland ist diese Sitte den Rokken zu halten, nur wenig bekannt, auch scheint sie mir, zumal für den Blinden, weit weniger Vortheile zu haben, als unsre beiden deutschen Arten zu spinnen; nämlich erstens mit dem Rädchen, wo der Rokken sogleich über dem Rade angebracht ist; oder zweitens, mit der Spindel (Spille), wobei man den an einem befestigten Stokk angebundnen Flachs mit der linken Hand auszieht, während man mit der rechten die Spindel zwischen dem Zeigefinger und Daumen dieser Hand kreiselt und von sich schleudert, durch welche Art des Spinnens ein fast noch schönerer, ja meist bei weitem feinerer Faden, ale auf dem Rädchen gewonnen wird; auch ist diese zweite Art für die Blinden leichter als das Radspinnen.

Flachses nicht mit der Umdrehung des Rades im Verhältniß steht, nothwendig geschehen muß. Auch ist es aus eben diesem Grunde besser, daß das Rad am Blindenspinnrad etwas kleiner, als gewöhnlich sei, damit die Umdrehung der Spindel nur so viel als nöthig beschleunigt werde.

Dreizehntes Kapitel.

Beutelstrikkerei.

Die Blinden verfertigen verschiedene Arten von Beuteln, besonders aber diejenigen, die sie entweder auf dem, in der beigefügten Zeichnung dargestellten Rahmen oder über den Zahnbecher machen können. Bei der letztern Art, mit dem Becher, stößt ihnen jedoch hauptsächlich eine Schwierigkeit auf, daß sie nämlich, weil sie eine Masche über die andre wegheben müssen, sehr oft, indem sie eine falsche nehmen, ohne es zu bemerken, ihre eigne Arbeit zerstöhren, ein Nachtheil, den die Stabweberei nicht darbietet. Ich wünsche die Art der Anwendung des letztern Werkzeuges genügend beschreiben zu können, es ist dies jedoch sehr schwierig, wenn man das Werkzeug nicht selbst vor sich hat *). Es müssen quer über den Rahmen, dessen doppelte von unten nach

*) Anm. des Ueb. Da ich diese von dem Verf. so eben beschriebene Art der Geldbeutelverfertigung nicht kenne, so kann ich zur deutlichern Beschreibung des Verfahrens leider nichts beitragen.

nach oben laufende Seitenkanten zum Querdurch=steffen der später zu erwähnenden Stäbchen höchstens ein Viertelzoll von einander abstehen, in einem Abstande von drei Fußen zwei Schnuren, die eine unter= die andre oberhalb aufgespannt werden. Auf diese querüberlaufenden Faden wird nun die Seide aufgespannt, indem man die Hand immer gegen den Rahmen zu durchstekkt und sie in ihrer Bewegung die Gestalt einer 8 beschreiben läßt. Die Zahl der aufgespannten Faden beläuft sich nach Maasgabe der Länge des Beutels auf achtzig bis hundert. Auf der rechten Seite der Seide wird noch ein besonderer Faden, der jedoch noch mit in dem Gewebe begriffen ist, angebracht, der dazu dient, nach Beendigung des Beutels die Maschen wiederzufinden, um so die Randsäume des Beutels zusammennähen zu können. Der Durchstich geschieht auf sehr verschiedene Art; man kann indeß von der rechten Seite anfangen, indem man abwechselnd einen Faden Seide von vorn nach hinten und einen von hinten nach vorn so durchbringt, daß er sich immer mit dem folgenden kreuzt, um so den Knoten zu schließen: da jedoch die gemachten Knoten sich aufziehen würden, wenn man sie, indem man an den letzten Faden gekommen ist, loslassen wollte, so hält sie der Blinde mit seinem rechten Zeigefinger an und befestigt sie, indem er anstatt des Fingers mit einem dünnen flachen Stäbchen, die untern Maschen niederdrükkt, denn die mit den Händen oberhalb gemachte Arbeit wiederholt sich durch die Kreuzung der Faden auch unterhalb, und es werden auf diese Art immer zwei Beutel auf einmal gemacht.

Diese

Diese Arbeit paßt vorzüglich für weibliche Blinde, die gewöhnlich weit feiner fühlende Fingerspitzen, als die männlichen, und auch eine weit trokknere Hand haben, weshalb ihnen die Seide bei der Arbeit nicht so leicht schlaff wird. Die Musterzusammenstellung und Berechnung des Durchstichs kann auf eine unendlich mannigfaltige Weise geschehen, und die Blinden sind in der That sehr sinnreich in dem Erfinden neuer Arten; man sieht sie sehr häufig Blumen und Vögel in dem Gewebe der Beutel darstellen. Was die Mannigfaltigkeit der Farben bei diesen Beuteln anbetrifft, so hängt diese lediglich von der ersten Anordnung der Kette oder des Aufzugs und der Durchstichs- oder Einschußfaden ab, denn die Blinden, die jede einzelne Spule sehr leicht wiedererkennen, bedürfen Niemandes, der ihnen ihren Arbeitsrahmen einrichte, oder sie darauf zurechtweise; auch wissen sie überdies sehr gut, welche Farben zusammengestellt werden können, oder nicht, und sie werden nie allzuabweichende Farben mit einander verbinden, und in dieser Beziehung weder unsern Geschmakk noch unser Auge beleidigen *).

---

*) Frage des Ueb. Welcher Unterschied soll wohl, was die Wahl der Farben betrifft, zwischen einer Beleidigung unsrer Augen oder einer Beleidigung unsers Geschmakks Statt finden? Ich meine daher, es stände oben statt: sie werden in dieser Beziehung weder unsern Geschmakk noch unsere Augen beleidigen, richtiger: sie werden daher in dieser Beziehung nur selten den Geschmakk unsrer Augen beleidigen.

Vierzehn=

Vierzehntes Kapitel.

Das Netzstrikken und Gurtschlagen.

Das Netzstrikken ist für den Blinden um so schwieriger, da ja selbst für den Sehenden das Durchstekken der Netznadel durch die Maschen viele Schwierigkeiten verursacht. Bis jetzt haben die Blinden, wegen der Feinheit der Fäden, noch keine Netzstrikkerei von Seide gemacht. Das Hinderniß wäre keinesweges unübersteiglich, doch der dazu nöthige Zeitaufwand würde die Mühe nicht lohnen. Wir haben uns daher darauf beschränkt, Fischernetze mit feinem Bindfaden zu machen *). Ein besonderes

---

*) Anm. des Ueb. Die großen Schwierigkeiten, die nach dem, von dem Verf. oben Gesagten, für den Blinden bei der Netzstrikkerei Statt finden sollen, kenne ich durchaus nicht bei dieser Arbeit. Vielleicht rühren sie zum Theil daher, daß in der Pariser Anstalt die Netzknoten so, wie sie die meisten Frauenzimmer bei der feinern, sogenannten Filetstrikkerei machen, gebildet werden. Ich will es versuchen, hier das Verfahren überhaupt, und meine Art, die Maschen zu machen, welches die in der Berliner Anstalt übliche Art ist, zu beschreiben.

Ich fange zuerst mit den Werkzeugen an. Es ist zu der Arbeit erstens ein hölzernes Stökkchen nöthig, von dessen Dikke die Größe der zu machenden Maschen abhängt; dieser Stokk hat am füglichsten die Länge einer Viertelelle und die Dikke von 1 bis dreiviertel Zoll. Wenn die Strikkerei sehr fein werden soll, folglich der Stokk dünner wird, so ist er besser,

res Verfahren ist für den Unterricht dieser Arbeit, die wir nur solchen Blinden, die an dergleichen Orte, wo

---

besser, kürzer und von Messing- oder Eisendraht, in der Dikke einer Strikknadel; zweitens eine sogenannte feinere Filet- oder gröbere Netznadel; die erstere ist eigentlich nur ein Messing- oder Eisendraht, fünfthalb, höchstens sechsthalb Zoll lang, und an beiden Enden drei Viertelzoll tief gabelförmig eingeschlizt, so aber, daß die beiden kurzen Enden nicht breit auseinanderstehen, sondern, indem sie sich wölben, mit den Spitzen zusammenstoßen, wo alsdann zwischen ihnen der hinein gelegte Faden Plaz genug findet, und wohl zwölf- und mehreremal von oben nach unten durch die an dem Ende offene Ritze hindurch der Länge nach um die Nadel herumgeschlungen werden kann. Ganz verschieden hiervon ist die gröbere Netznadel (s. Fig. 9.). Sie wird aus einem Streifen Messing oder Eisen, der einen guten halben Zoll breit und sechs Zoll lang ist, gearbeitet. Der untere Theil der Nadel ist vom Ende an, etwa einen halben Zoll lang aufwärts, und der obere Theil von der Spitze an, fast zwei Zoll lang abwärts, auf jeder Seite ungefähr einen guten Messerrükken breiter, als in dem übrigen mittlern Theile; (die untere Form der Nadel ist die einer Ofengabel mit sehr kurzen Zinken; denn der untere kurze, breite Theil ist über einen Viertelzoll tief so eingefeilt, daß rechts und links nach unten auslaufend zwei spitzige Zinken vorhanden sind). Oberwärts, wo der breite Theil der Nadel sanftgewölbt in eine Spitze zuläuft, ist eine doppelte Ritze ausgearbeitet, so, daß zwischen dieser doppelten Ritze eine Zunge steht, welche federhart sein muß. Man könnte sagen, die doppelte Ritze sei nur eine einzige, die auf der einen Seite der Zunge anfängt,

wo Jagd und Fischerei betrieben werden, einmal wieder zurükkehren, lehren, nicht nöthig. Wir bemerken

---

anfängt, über die Spitze der Zunge weg, und auf der andern Seite der Zunge wieder eben so tief herunterläuft und etwa einen Messerrükken weit ist. Hieraus sieht man, daß diese Nadel oben nicht offen, wie die feine Filetnadel sein darf. Meine Art, den Bindfaden auf die Nadel aufzumachen, ist folgende: (Andre Nichtsehende, selbst solche, die ich unterrichtet habe, haben, oder erfinden sich andre Arten). Ich schlinge den Faden so um die Zunge, daß das lange Ende durch die eine Ritze hinein, um die Zunge herum, durch die andre Ritze als ein nur sehr kurzes Ende wieder herausgeht. Dieses kurze Ende wird mit dem langen dicht an der Zunge verknüpft. Nun wird der lange Faden mit der linken Hand gefaßt, so daß der Daumen oberhalb des in den hohlen Fingern liegenden Fadens sich befindet; der Blinde fährt mit der linken Hand an dem Faden herunter, legt den Faden in die Oeffnung zwischen die untern Endspitzen, kommt nun von unten mit dem Faden bis wieder zur Zunge, in welcher Gegend er die Nadel mit der rechten Hand so hält, daß der Daumen oberhalb auf der rechten Ritze liegt, auch der Zeigefinger, der auf der andern Seite sich befindet, freie Bewegung hat. Der mit der linken Hand gehaltene Faden wird mit dem Daumen der rechten Hand, unter den er zu liegen kommen muß, in die rechte Ritze neben der Zunge gedrükkt, während der Zeigefinger und der Daumen der linken Hand den Faden vollends durch die Ritze schieben, wo die auf der Hinterseite erscheinende Schlinge augenblikklich von dem Zeigefinger der rechten Hand nach rechts hin gedrükkt, darauf noch von dem rechten, und nach hinten greifenden Daumen mitgefaßt,

bemerken nur, daß man sie im Wesentlichen darauf aufmerksam machen muß, wie die Netznadel durch die Maschen

---

mitgefaßt, und über die Zunge so gehoben wird, daß der, in der linken Hand noch lokker gehaltene Faden aus der linken Ritze herauskommt. Eben diesen Faden zieht jezt die linke Hand an, während die rechte Hand mit dem Daumen die Schlinge niederdrükkt; nun wendet man mit der rechten Hand die Nadel von rechts nach links, während die linke Hand eben diese Wendung und zwar zugleich nach unten hin macht. Jezt wird der Faden wieder in die untere Gabel gelegt und das Verfahren etwa zwanzig- bis dreißigmal wiederholt, was hauptsächlich von der Dikke des Bindfadens und der Größe der Maschen, durch die die Nadel gehen soll, abhängt.

Um nun ein Netz anzufangen, knüpft man zuerst einen etwa anderthalb Ellen langen Bindfaden mit seinen Enden zusammen, wirft diese Schlinge über einen Haken oder eine Thürklinke u. s. w., so daß sich jedoch die Schlinge bewegen läßt. Jezt knüpft man das Ende des auf die Nadel gemachten Bindfadens auf irgend einem Punkte, nur nicht allzunah bei dem Verbindungsknoten in die große Schlinge, so jedoch, daß sich der gemachte Knoten auf dem Schlingenfaden fortschieben läßt. Nun folgt das Machen der ersten Masche, welches von dem der folgenden nicht verschieden ist, und auf folgende Art geschieht: Man legt den Netzstokk so in die linke Hand, daß er von dem Daumen und dem Mittelfinger gehalten wird, und sicher hinterwärts in der Daumenspanne zwischen dem Daumen und dem freibeweglichen Zeigefinger liegt. Der vierte oder Goldfinger und kleine Finger werden anfangs eingezogen, mit der rechten Hand hält man die Nadel

Maschen gestekkt und der Knoten gemacht wird; daß man den Faden nicht zu sehr auf sich zu zuziehen muß,

---

del so in der hohlen Hand, daß Daumen und Zeigefinger, die die Nadel umspannen, während diese von den andern drei Fingern gehalten wird, sich doch frei bewegen können. Der Stokk in der linken Hand wird nun dicht bei der Schlinge unterhalb des von der Nadel herkommenden Fadens, den der Daumen der linken Hand auf den Stokk drükkt, so angelegt, daß der, von der Nadel kommende Faden, welcher vorn über dem Stokk liegt, nun von vorne nach hinten zu, zwischen dem Mittel- und vierten oder Goldfinger durchgeht. Jezt faßt die rechte Hand hinter dem Stokke hinauf, Daumen und Zeigefinger ergreifen die große Schlinge; (oder, wie es später der Fall sein wird, die nächste Masche, dann müssen aber auch Daumen und Zeigefinger der linken Hand diese Masche so lange festhalten, bis die Spitze der Netznadel von hinten her in dieselbe eingestekkt, und mit dem rechten Daumen von vorne her zum bequemen Herüberschieben über den vordern breiten Theil der Nadel ergriffen ist, wo alsdann der Zeigefinger der rechten Hand vorgreift, und mit dem Daumen, während die drei übrigen Finger hinten die Nadel loslassen, diese, um sie durchzuziehen, fassen; während jedoch das Durchziehen geschieht, müssen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, um die durchgehende Nadel nicht zu hemmen, oder selbst nicht beschädigt zu werden, die gehabte Masche loslassen und sich so in Ruhe legen, daß der Zeigefinger, der dicht auf dem Mittelfinger hinter der alten Masche liegt, mit seiner Spitze etwas nach vorne beugt; das übrige geschieht, wie folgt:)

Die Nadel wird von hinten nach vorne, wie durch eine Masche, durch dieselbe gestekkt; die nun vorne durchkommende Nadel

muß, um lauter gleich große Maschen zu bekommen, denn in der Gleichheit der Schlingen, besteht ja eben die Güte der Arbeit.

Der

Nadel mit der vollen rechten Hand gefaßt und nach unterwärts gezogen, wobei erstens der von vorne unterhalb des Stokks weg und durch die Schlinge gegangne Faden auf dem hinten befindlichen Mittelfinger der linken Hand liegen muß; zweitens, vorne gleich wo er heraus gekommen ist, muß eben dieser Faden sich unter den, etwas nach vorne vorgekrümmten Zeigefinger schieben und von dem linken Daumen, der am füglichsten mit seiner Spitze an die Spitze des Zeigefingers anschließt, auf den Stokk festgehalten werden, so daß also rechts hinter dem linken Zeigefinger ein doppelter Faden liegt; dies ist nämlich der Arbeitsfaden, der dadurch doppelt wird, daß er von dem hinten liegenden Mittelfinger zur Schlinge hinauf und durch diese durch, vorne bis zum Daumen wieder herunter geht. Eben dieser Faden, der nun, wie gesagt, von dem linken Daumen an den Stokk angedrükkt wurde, wird in eben dem Augenblikke, wo dieses Andrükken geschieht, von dem bisher noch unbeschäftigten vierten und fünften Finger der linken Hand, die sich von hinten nach vorne zu um den Faden herumwerfen, gefaßt. Zu dieser doppelten Verrichtung der linken Hand, die das Werk eines Augenblikkes sein muß, kommt noch eine gleichzeitige Verrichtung der rechten Hand, und diese ist folgende: Die rechte Hand hat nämlich bisher die Nadel mit der vollen Faust gehalten, so daß der zu verarbeitende Faden durch die Faust durch und unten bei dem kleinen Finger herausging; dies bleibt noch immer so, nur daß die rechte Hand, welche bisher so lag, daß die Spitze der Nadel auf den Arbeiter oder nach

oben

Der Gurt wird auf eben die Weise wie das Band gemacht: das Verfahren ist zu bekannt, um es

---

oben zu gedreht war, sich in einem Bogen von der linken zur rechten unter dem Arbeitsfaden weg bewegt, so daß dieser, von mir sogenannte Arbeitsfaden jetzt von dem kleinen Finger der rechten Hand über dem Rükken eben dieser Hand hinläuft. Nun hebt der Arbeiter die rechte Hand über den Stoff in der linken Hand von vorn nach hinten weg und fährt mit der Spitze der Nadel, die er in dieser Hand hält, über dem Mittelfinger der linken Hand, links hinter dem Doppelfaden, der hinten über dem Mittelfinger weg durch die Masche durch und vorne unter dem linken Daumen wieder heruntergeht, unter dem linken Zeigefinger, grade so, wie dieser liegt; (der, wenn er nach dem Obigen richtig gelegt ist, jenen Doppelfaden rechts von sich auf dem Stokke liegen hat,) hierbei muß die Spitze der Nadel den linken Daumen treffen und der linke Zeigefinger sich in eben dem Augenblikke, wo die Spitze der Nadel in seine Stelle getreten ist, zurükk- und in die Höhe ziehen, um von der durchgehenden Nadel nicht gerieben zu werden. Die Nadel darf nicht schnell und weit vorgestoßen werden, denn Zeigefinger und Daumen der rechten Hand müssen von hinten nach vorne vor um die Masche herum greifen und die Spitze der Nadel zwischen ihre Spitzen fassen, und diese nach rechts herüber wenden. Eine leichte Bewegung der rechten Hand schleudert, nachdem die Spitze der Nadel ergriffen ist, den bis jetzt auf dem Rükken der rechten Hand befindlichen Faden über die Spitze, wodurch nun schon eine Art von Schlinge gebildet wird, deren jetzt folgendes geschikktes Zuziehen hauptsächlich über die Güte der Maschen entscheidet; der bisher mit der linken Hand gehal-

tene

es erst beschreiben zu dürfen; und es hat übrigens auch nichts Besonderes für den Blinden.

---

tene Faden wird fortwährend von dieser festgehalten, bis das Zuziehen mit der rechten Hand eine Art von Schlinge über den Fingern der linken Hand gebildet hat. Jetzt hält der Arbeiter die Nadel nur mit dem vierten und fünften Finger der rechten Hand, während der Daumen, der Zeige- und Mittelfinger dieser Hand sich völlig grade ausspreizen, und der rechte Zeige- und Mittelfinger sich über den von der Masche herkommenden Faden durch eine Bewegung der rechten Hand von links nach rechts geschwenkt haben. Bei dem, was nun geschehen wird, muß der Arbeitsfaden ganz lose über dem Zeigefinger der rechten Hand liegen bleiben; dieser Zeigefinger greift von rechts her nach links zu unter die auf den Fingern der linken Hand liegende Schlinge, der rechte Daumen hilft sie fassen, und der rechte Mittelfinger, der auch in die Schlinge hinein soll, liegt dabei höher, d. h. mehr nach dem Stokk zu, dicht auf den linken Fingern; diese letztern, die linken Finger, nämlich der vierte und fünfte, welche die Schlinge bisher festhielten, lassen nun los, der rechte Mittelfinger tritt in die Schlinge ein, die rechte Hand rükkt so an den Stokk, daß der Knöchel des Mittelfingers daran ruht, der Mittelfinger selbst auf die Stelle zu liegen kommt, wo der linke Daumen, der jetzt auch loslassen muß, lag; der rechte Zeigefinger hebt sich in die Höhe, und wendet sich mit seinen Knöcheln gegen das Netz: der rechte Daumen, der bisher mit diesem Zeigefinger den Faden gehalten hat, greift jetzt tiefer herunter, um den einfachen Faden, der unter dem rechten Mittelfinger hervorkommt, und sich jetzt vorne um diese herum, in die Höhe nach dem rechten Zeigefinger, auf dem er ruht, zieht, zu fassen und an den

rechten

rechten Mittelfinger an= und festzudrükken. Die rechte Hand bleibt in ihrer Haltung, rükkt aber, um den von dem Mittelfinger und Daumen gefaßten Faden, welches derselbe ist, der durch die Masche und hinterwärts über den linken Mittelfinger geht, nach vorne zu, und zugleich abwärts anziehen zu können. Hierbei würde nun der linke Mittelfinger eingeschnürt werden, daher muß dieser in dem Augenblikk, wo vorhin der rechte Daumen und Mittelfinger den beschriebenen Faden faßte, durch eine kleine Krümmung der Gelenke herausgezogen werden. Auch greift dieser linke Mittelfinger während des Anziehens nach dem Faden, der vorhin auf ihm ruhete, um diesen von rechts nach links herüber an die vorigen Schlingen, wenn deren schon welche auf dem Stokke da sind, dicht anzudrükken. Während nun der Mittelfinger und Daumen der rechten Hand ziehen, muß der rechte Zeigefinger gehörig in die Höhe gestrekkt bleiben, und wenn kein Anziehen mehr möglich ist, d. h. wenn die Masche, (oder die große Schlinge, welche zuerst als eine Masche betrachtet wird) durch welche der jetzt eben angezogne Faden durchgegangen war, bis auf den Stokk heruntergezogen ist, so faßt der linke Daumen den vom rechten Mittelfinger herkommenden Faden, und drükkt ihn fest auf den Stokk, wobei nun alles auf dieses Festhalten ankommt, damit die Masche gehorig geräth; der Zeige= und Mittelfinger der rechten Hand lassen los, fassen den unmittelbar mit der Nadel in Verbindung stehenden Faden und ziehen fest zu. So wird nun auch die zweite Masche und jede folgende gefertigt. Anfänglich strikkt man an die große, oben erwähnte Schlinge nur zwei Maschen, die sich auf derselben müssen verschiebeu lassen. Aus ihnen zieht man den Stokk heraus, legt den Stokk, wie zu allererst, frei an, und strikkt zwei neue Maschen in die schon gemachten, wobei, wenn die

erste

erste fertig ist, der Stokk nicht wieder herausgezogen werden darf; (später, wo man mehr als zwei Maschen neben einander zu strikken haben wird, zieht man diesen auch nicht eher heraus, bis das Strikken durch das Kurzwerden des Stokks unbequem wird) so fährt man fort, immer wieder zwei neue Maschen unter die vorigen darunter zu strikken: wodurch man eine sogenannte Art von Kette gewinnt, deren rechts und links entstandene Randmaschen gezählt werden müssen, um den Umfang des anzufertigenden Netzes dadurch zu bestimmen, denn dieser erhält noch viermal so viel Maschen. Hätte man nun die Kette so lang gemacht, daß sich an der Seite etwa 15 Maschen zählen ließen, so würde man die große Schlinge oben aufknüpfen, den Schlingenfaden aus den Oesen der beiden ersten Maschen herausziehen, diese Oesen aber selbst, indem man den Maschenfaden rechts und links von ihnen nur fassen darf, aufziehen. Dadurch würden jedoch jene beiden ersten Maschen zu groß, was sich indessen leicht ändern läßt, da sich die zweite Masche verkleinert, wenn man die erste Masche zieht, und den zwischen der ersten und zweiten Masche liegenden Knoten festhält. Eben so läßt sich auch wieder die erste Masche, die nun noch größer geworden ist, verkleinern, weil man auch das allererste Anfangsende, wenn man den ihm zunächst liegenden Knoten der untern Masche hält, ziehen läßt. Jetzt muß der Anfangsfaden mit dem Faden der ersten Masche verknüpft und so das Aufgehen verhindert werden. Alsdann wird die Kette eingezogen, d. h. man nimmt den großen Schlingenfaden einfach, faßt die Kette an dem Ende, wo die letzten beiden Maschen gestrikkt worden sind: von diesen beiden nimmt man jedoch nicht die letzte, bei der der Arbeitsfaden mit der Nadel hängt, sondern die, welche zuerst von beiden gemacht ist. Durch sie

und

und durch alle Randmaschen der Kette auf eben dieser Seite wird mit den Fingern der rechten Hand der einfache Schlingenfaden (oder, damit man sich nichts besonderes unter diesem Ausdrukk Schlingenfaden denke, irgend ein andrer Faden von etwa anderthalb Ellen Länge) eingezogen, und wenn er zulezt durch eine der beiden Anfangsmaschen, die auf dieser Seite der Kette liegt, gegangen ist, mit seinen beiden Enden zusammengeknüpft; dann wirft man diese Schlinge wieder über einen Haken, dreht die Kette, so daß sie rechts von dem Arbeitsfaden auf der Schlinge hängt, legt den Stokk an den Arbeitsfaden wieder frei an und strikkt in die Randmaschen der Kette, welche nicht auf den Faden gezogen sind; ist man herüber, d. h. hat man zulezt auch eine Masche an eine der beiden allerersten Anfangsmaschen, welche nicht auf die Schlinge gezogen ist, angestrikkt, so zieht man nun den Stokk heraus, und wirft sich die breiter gewordne Kette wieder nach rechts. So entsteht allmählig ein sogenanntes Viereck, welches der Boden eines Garn= oder Nezsakkes wird. Man muß so lange an der, immer breiter werdenden Kette hinüber= und herüberstrikken, bis auch hier wiederum Randmaschen zu beiden Seiten entstanden sind. Ist ihre Zahl eben so groß, wie die der querüberlaufenden Maschen, so ist das Viereck fertig und nun folgt das Einziehen des Vierekks. Es wird nämlich der große Schlingenfaden abermals geöffnet, aus den Maschen, in die er eingezogen war, herausgezogen, und nun eine Masche weit vom Rande des ganzen Vierekks durch alle Maschen durchgezogen; am besten fängt man nahe bei dem Arbeitsfaden an, hütet sich jedoch, bei den vier Ekken, die an dem verfertigten Vierekke entstanden sind, allzugroße Zipfel hängen zu lassen. Beide Enden des durchgezognen Fadens müssen entweder aus einer ein=

 zigen

zigen oder zwei nebeneinanderliegenden Maschen auf derselben Seite des Viereks herauskommen, und zwar so, daß die letzte Reihe der gestrikkten Maschen von links her nach rechts läuft und daß alle Randmaschen des Viereks unterhalb des eingezognen Fadens frei liegen. Ist dies geschehen, so strikt man mit dem Arbeitsfaden weiter, und es müssen nun diejenigen Maschen, in die man hineinstrikkt, die Randmaschen des Viereks sein, welche, als man das Vierekk beendigte, der letzten Masche zunächst lagen. Das jetzt folgende Rundstrikken ist für den Blinden das allerschwierigste beim Netz und man muß sich bei dem Anfänger auf öfteres Mißlingen gefaßt machen, bis in seinem Geiste die richtige Vorstellung der Arbeit, in seinen Fingern das richtige Gefühl, die gehörigen Maschen herauszufinden, sich gebildet hat. Auf diese Weise fährt man fort, immer in die Runde herumzustrikken, bis der Netzbeutel so lang geworden ist, als man ihn haben will. Zuletzt wenn man den Arbeitsfaden dicht bei der letzten Masche abgeschnitten, oder wenn die Nadel völlig leer geworden, das letzte kurze Ende ohne Nadel verstrikkt hat, zieht man durch die Randmaschen einen langen Faden, der so lang sein muß, daß man das Netz völlig aufziehen kann; die beiden Enden dieses Fadens, der auch wohl noch etwas über diese Länge haben kann, werden zusammengeknüpft, und ein zweiter eben so langer Faden wird durch die nämlichen Randmaschen, nur gerade von der entgegengesetzten Stelle, wie der erste, eingezogen, und ebenfalls mit seinen Enden zusammengeknüpft. Nun ist das Netz fertig.

Wer diese Art Netze machen kann, wird leicht im Stande sein, jede größere Art Fischernetze, nach der Angabe eines Bestellers, zu verfertigen.

Meine

Meine Weitläuftigkeit bei der Darstellung dieser für den Sachverständigen! so höchst einfach scheinenden Arbeit kann ich nur damit entschuldigen, daß nicht jeder die Arbeit versteht, und daß ich hier zeigen wollte, wie man eigentlich dergleichen Beschreibungen, wenn sie wirklich unterrichtend sein sollen, machen müßte; denn bei zwei Arbeiten, welche in diesem Werke beschrieben sind, nämlich dem Verfertigen der Geldbeutel über Rahmen 13. Kapitel, und dem Beflechten der Stühle mit Stroh, 20. Kap., welches ich beides nicht kann, habe ich mich überzeugt, wie ungenügend für den Lernbegierigen eine blos flüchtige und mehr geschichtliche als mathematische Beschreibung ist. Gern würde ich, wenn der Raum dieser Bogen es gestattete, auch noch über andre Arbeiten etwas Ausführlicheres sagen, da dieses jedoch bei der Beschränktheit des Raumes nicht möglich ist, so erbiete ich mich, Jedem, der in dem Falle ist, einen Blinden unterrichten zu wollen, und daher dergleichen nähere Beschreibungen wünschen dürfte, wenn er sich mündlich oder schriftlich an mich wendet, dieselben mit vielem Vergnügen zu geben. Was übrigens das Verfertigen seidner Geldbeutel betrifft, deren Zustandebringung Hr. D. Guillie' bezweifelt, so sind sie erstens wirklich, und auch ohne außerordentliche Schwierigkeiten fast ganz wie Netze zu verfertigen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß hier nicht von dem Boden, sondern gleich von dem weiten Rande, ohne Kette und ohne Viereck angefangen wird, denn man darf statt zwei Maschen, nur 50 bis 60 an den Schlingenfaden strikken; freilich muß dies mit einem, bei weitem feinern Stokk, der höchstens die Dikke einer sehr starken Strikknadel haben darf, und auch mit der, zuerst genannten feinen Filetnadel geschehen. Auch hat man darauf zu ach-

ten, daß sämmtliche funfzig oder sechzig Maschen der obern Weite des Beutels, die man an den Schlingenfaden anstrikkt, alle auf einmal, ohne auszuziehen, auf den Stoff gearbeitet und daß von fünf zu fünf Maschen der Stoff mit sämmtlichen darauf befindlichen Maschen festgepakkt und der Schlingenfaden in den obern Oesen der Maschen hin und her gezogen wird. Sind die 50, 60 oder mehr Maschen der Weite fertig, so läßt man den Stoff in der letzten stekken, faßt die allererste Masche, fährt mit der Nadel wie gewöhnlich durch sie durch und strikkt nun eine natürlich oben offene Masche, die jedoch den Maschenkranz schließt. Der Blinde hat hier darauf zu merken, daß, wenn er diese Arbeit verrichtet, er auch die folgenden, dicht an einandergedrängten Maschen, durch die er durchgehen will, gehörig auseinanderrükkt, um dieses Durchgehen zu erleichtern; dieses Auseinanderrükken ist denn auch der Grund, warum schon früher sämmtliche Maschen auf dem Schlingenfaden müssen hin und her geschoben werden. Der Schluß des Beutels wird durch allmähliges Abnehmen, d. h. durch Zusammenstrikken zweier Maschen, bis nur vier bis fünf, in die die Quaste kommt, noch übrig sind, gemacht; auch streifenweiser Farbenwechsel ist hier möglich, und Kopfnetze von drei- bis vierfach genommener offner oder ungedrehter Seide lassen sich eben so verfertigen.

Was das Gurtschlagen betrifft, so ist es wahr, daß der Blinde dies ganz eben so wie der Sehende und auf eben diesem Gurtstuhle betreiben kann; allein der Umstand, daß bei der gewöhnlichen Gurtanfertigung der Seiler diese erstens einen Raum von mehr als 30 Ellen Länge gebrauchen, also meistens im Freien oder unbeheizbaren Orten arbeiten müssen, dieses daher im Winter nicht können, und der zweite Uebelstand, daß die gleichmäßige Breite des

Gurtes

Gurtes lediglich von dem gleichmäßigen Anziehen des Einschußfadens abhängt und auch die rechte Hand durch das Anschlagen mit dem Eisen sehr ermüdet wird, haben mich bewogen, auf einen Gurtstuhl zu denken, auf dem in einem kleinern und auch im Winter beheizbaren Raum die Arbeit, und zwar mit einer Lade und stählernem Schlagblatt, welches letztere das Zuschmalwerden des Gurtes bedeutend verhindert, angefertigt werden könne. Durch den freundlichen Beistand des Hrn. Schulhalter Katschet in der böhmischen Niederlassung zu Hussinetz bei Strehlen, dem ich für seine uneigennützigen Bemühungen öffentlich zu danken mich verpflichtet fühle, ist, nachdem ich ihm meine Gedanken mitgetheilt, und er, unter seiner Aufsicht, mir einen solchen Stuhl hat erbauen lassen, die schlesische Blinden-Anstalt jetzt im Besitz eines solchen Gurtstuhles, dessen nähere Beschreibung die Beschränktheit des Raumes hier freilich nicht erlaubt; doch gilt von der Mittheilung und Zeichnung das schon beim Netzstrikken Gesagte.

Funfzehntes Kapitel.

Das Schuhmachen aus Tuchsahlbändern.

Unter die Zahl der einfachsten und nützlichsten Arbeiten, die wir stets für den Blindenunterricht zu wählen gesucht haben, gehört auch das Verfertigen der Schuhe aus Tuchsahlbändern, die sie sehr gut, genau, ohne alle Beihülfe eines andern machen und wie alle übrigen Arbeiten sich gegenseitig mittheilen. Um ihnen das Annageln der einzelnen Streifen in dem richtigen Abstande, den sie ohne irgend ein Merkmal nicht beobachten könnten,

ten, zu erleichtern, ist auf beiden Seiten der Schuhform ein langer, schmaler Lederstreifen, in welchem Stifte, die mit ihren Spitzen nach oben, mit ihren Köpfen nach unten, gegen die Form zu gewandt sind, stekken, befestigt *). Sie lassen nun das, an

---

*) Anm. des Ueb. Auch hier setzt der Verfasser wiederum voraus, daß der Leser die Arbeit völlig kenne. Ich kann daher, indem ich mich von der außerordentlichen Nützlichkeit dieser Arbeit für Blinde und von der Leichtigkeit, mit welcher sie sie erlernen und vollkommen so gut, wie Sehende machen, überzeugt habe, nicht umhin, auch hier noch, ohne Rükksicht auf das von dem Verf. Gesagte, eine nähere Beschreibung der Arbeit zu liefern.

Ich fange wiederum zuerst mit den Werkzeugen an. Das wichtigste sind die Leisten. Der Blinde kann recht gut über gewöhnliche Schusterleisten arbeiten, allein es giebt ohne Nachtheil der Form eine Art Schuhleisten, die für den Blinden überhaupt, für den Anfänger insbesondere, die Arbeit erleichtern; diese Art ist zu Schuhen folgende: (es versteht sich, daß die Leisten kürzer und länger, als der hier von mir beschriebene sein können und müssen, natürlich sind sie alsdann auch in allen ihren Theilen verhältnißmäßig kleiner oder größer; der hier beschriebene ist der Leisten für einen Mannsschuh [s. Kupfer 10.]). Die Sohle des Leistens ist ein längliches Viereck, 12 Zoll lang, die hintere Querlinie ab am untern Theile der Hakke beträgt 2¾ Zoll, die vordere, noch kürzere Querlinie cd 2¼ Zoll, die langen Seitenlinien ac, bd betragen, weil sie von der Mitte ihrer Länge an, gegen die Endpunkte c, d der vordern Querlinie zu gewölbt sind, 13 Zoll. Das senkrecht

an der obern Hakkenseite des Leistens mit einem Nagel befestigten Sahlband zwischen zwei von diesen Stiften

---

recht auf der hintern Querlinie ab stehende Viereck abef. (Paralleltrapez) welches ich das Hakken- oder Fersenblatt des Leistens nennen will, steht senkrecht auf der Sohle; die untere Seite ab ist, wie schon gesagt, $2\frac{3}{4}$ Zoll lang, die, dieser gegenüberstehende ihr parallele Seite ef, welches die Oberseite des Vierekks ist, hat $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge; die senkrechte Höhe des Vierekks oder der Abstand dieser beiden Parallelen beträgt $3\frac{3}{4}$ Zoll, natürlich sind also die beiden Seitenlinien af, be um ein Geringes länger, und es machen dieselben bei a und b spitze, bei e und f stumpfe Winkel. Eben so ist die Spitze des Leistens ein über der vordern untern Querlinie cd senkrecht stehendes verhältnißmäßig aber kleineres, dem vorigen ähnliches Viereck (Paralleltrapez), dessen Grundlinie cd, wie schon gesagt, $2\frac{1}{4}$ Zoll beträgt; die gegenüberstehende Seite gh ist zwei Zoll lang, und jede der schrägen Seitenlinien ch, dg eben so viel, die senkrechte Höhe macht also ungefähr $2\frac{1}{8}$ Zoll; hieraus geht schon hervor, daß der Leisten von der Spitze an gegen den Hakken zu, immer höher wird; es ist jedoch zu bemerken, daß dieses Höherwerden eigentlich nur von der Spitze an, bis gegen die Hälfte der ganzen Länge statt findet; denn von dem in der Figur angegebnen Punkte k, l, welches die Halbirungspunkte der obern langen Seitenkanten fh, eg sind, muß die hintere Hälfte des Leistens einerlei Höhe mit dem Hakkenblatt haben, auch ist es nöthig, daß die vier langen Seitenkanten die beiden untern ac, bd gänzlich, von den beiden obern jedoch nur die vordern Hälften gk, hl abgerundet sind, weil dadurch

die

Stiften durchlaufen und befestigen es am andern Ende der Form abermals mit einem Nagel, und nun besteht

---

die Arbeit schöner ausfällt. Endlich ist auf der Mitte des Oberblatts ein Quereinschnitt kl angebracht, bis zu welchem der Vorderfuß des Schuhes vollkommen zu gearbeitet wird, über welche hinauf aber, gegen ef zu, die einen Zoll lange Klappe gearbeitet werden muß. Um diese Klappe recht schön und durchaus gleichmäßig zu machen, ist folgende Vorrichtung angebracht, deren näherer Zweck bei der Beschreibung der Arbeit selbst einleuchten wird. Es ist nämlich im Punkte o, der von k aus, einen Zoll weit gegen e zu, entfernt ist, und auch im Punkte p, der von l aus, ebenfalls einen Zoll weit gegen f zu, entfernt ist, in jede der obern Seitenkanten eine mit einer Oese versehene Schraube eingesetzt, so daß beide Oesen senkrecht auf dem obern Blatte eklf stehen, durch diese Oesen stekkt man ein kleines Eisen, rund und drei Zoll lang, an dem einen Ende mit einem Knöpfchen, um das Durchschießen durch die Oesen zu verhindern, an dem andern Ende mit einem kurzen Schraubgewinde versehen, um an das leztere zu eben dem Zwekk eine kleine Schraubenmutter anzuschrauben. Zwischen diesem kleinen Eisen und dem Oberblatt muß ¼ Zoll Raum zu dem nachher zu beschreibenden Durchschieben der Sahlbänder, gelassen werden; dies hängt natürlich von dem Einlassen der Oesenschrauben ab; es ist jedoch diese leztere Vorrichtung nicht durchaus nöthig, und es können statt derselben, in der graden Linie op, drei bis vier Nägel, etwas nach rükkwärts gebogen, nebeneinander eingeschlagen werden; ihre Entfernung von einander bestimmt sich durch die Breite der zu verarbeitenden Sahlbandstreifen, die man um sie herum schlingt, so

daß

besteht die Vollendung der Arbeit nur noch in dem Querdurchschießen und Gutandrükken andrer Sahlbänder,

---

daß also zwischen zwei Nägel auch immer zwei Streifen liegen. Dies ist der Leisten, der für den Anfang am bequemsten ist, später kann der Blinde auch über gewöhnlichen, gewölbten Schuhleisten arbeiten, denn das Verfahren bleibt ganz dasselbe. Auch Halbstiefeln lassen sich verfertigen und hierzu benutzt man den vorigen Leisten, indem man die Schraubenvorrichtung wegnimmt, statt ihrer einen hölzernen Aufsatz auf das Oberblatt befestigt. Dieser Aufsatz ist nur ein länglich vierekkiger Klotz, der von ef bis kl genau auf das Oberblatt passen muß, und für den beschriebenen Leisten die Höhe von fünf Zoll und drüber, je nachdem die Halbstiefeln hoch an der Wade heraufgehen sollen, haben muß.

Außer dem Leisten ist nun noch eine Arbeitsnadel nöthig. Sie ist von Eisen, fünf Zoll lang, einen knappen halben Zoll breit, vorn spitz, hinten gerundet, kann ein vierekkiges, auch rundliches $\frac{1}{2}$ Zoll langes, einen schwachen Viertelzoll breites Oehr am rundlichen Ende haben.

Die Zuthat, welches die sogenannten Sahlbänder oder Sahlleisten des Tuches sind, erhält man zu ziemlich billigen Preisen bei den Schneidern. Sie sind gewöhnlich einen, auch wohl anderthalbe ja zwei Zoll breit, müssen jedoch, um zu Schuhen verarbeitet zu werden, in weit schmalern Streifen nicht geschnitten, sondern gerissen werden, denn bei der letztern Art der Theilung geht die Sache schneller und die Streifen werden an ihren Kanten viel glätter als durch das Schneiden. Der Blinde faßt das Ende eines breiten Sahlbandes, legt das Sahlband der Länge nach auf die

Spitz

bänder, um so die Lükken zu vermeiden, die durch die Ungleichheit der Sahlbänder selbst, weil letztere nur

---

Spitze einer Scheere, die er in der rechten Hand hält, kippt mit dem Daumen und Mittelfinger der rechten Hand das Sahlband über die Scheerenspitze, so daß die Schneide grade in der Mitte steht. Jetzt schneidet er sich einen kurzen Ritz ein, und fährt alsdann fort, die beiden erhaltenen Theile, die er mit den bloßen Händen faßt, mit einem gleichmäßigen, nicht allzulangsamen Zuge auseinanderzureißen; diese halben Streifen können abermals gehälftet werden. Hat man nun so hinlänglich schmale Streife erhalten, so schreitet man zum Aufziehen auf den Leisten, wo man jedoch zum ersten Aufzuge etwas breitere Bänder, als zu dem nachher zu beschreibenden Einschießen, nehmen muß. Der Anfang wird willkührlich an der Oberseite der Hakke bei e oder f gemacht, indem man das Ende eines Sahlbandes mit einer Zwekke, wir wollen annehmen bei f, aufnagelt, wo man noch, ehe dies geschieht, in sämmtliche acht Ekpünkte a, b, c, d, e, f, g, h des Leistens, Zwekken einschlägt, um das Herunterrutschen der aufzuziehenden Sahlbänder zu verhindern. Sind diese Zwekken, wozu man besten Tapezierstifte wählt, eingeschlagen, so nagelt man bei f das erste Sahlband an, fährt damit über die hintere untere Seitenkante ab, die Sohle entlang, über die vordern Seitenkanten cd, gh bis an das Quereisen op; unter diesem stekkt man das Sahlband bei p durch, schlägt es oben über, geht denselben Weg über die Kanten, gh, cd, ab bis auf die Kante ef zurükk. Hier schlägt man abermals einen Stift so ein, daß das heraufgekommene Sahlband dicht neben dem ersten Streifen zu liegen kommt. Jetzt schlägt man, um den dritten

nur auf einer Seite glatt gerissen werden können, entstehen würden. Auf eben diese Art verfertigen sie der-

---

dritten Streifen, so wie den ersten von vorne nach hinten laufen zu lassen, das Sahlband um die eingeschlagene Zwekke; kommt man nun wieder zu dem Eisen op, so kann man entweder von vorne nach hinten durchstekken oder auch das Sahlband über das Eisen wegheben und von hinten nach vorne durchziehen. Das leztere wird am zwekmäßigsten sein, wenn das obere Blatt so schmal ist, daß nur vier Streifen nebeneinander liegen können. Ist dies nicht der Fall, so stekkt man lieber von vorn nach hinten durch, zieht das Sahlband noch einmal über die Spitze des Leistens bis an die Kante ek auf, schlingt es hier wieder um einen neueingeschlagenen dritten Stift, geht nochmals nach vorn bis an das Eisen, hebt jezt aber das Sahlband über dasselbe weg und fährt von hinten durch, geht noch einmal mit dem Sahlband bis auf die Hakkenkante ek, schlingt es um einen vierten eingeschlagenen Stift und geht wieder über die Kante ab, die Sohle entlang, jedoch nur bis zur Spitze d. Bis hierher konnte das Sahlband uneingefädelt in die beschriebene Nadel aufgezogen werden, jezt muß man es jedoch einfädeln, um durch die auf der Spitze des Leistens, von oben nach unten laufenden Sahlbänder querdurch arbeiten zu können. Ehe ich dies jedoch beschreibe, muß ich auf einiges aufmerksam machen. Die oben angegebne Art des Durchstekkens unter dem Eisen op durch, hat den Zwekk, daß die beiden äußersten Streifen auf dem Oberblatt der Sohle, die zunächst bei gk und hl laufen, dicht auf dem Oberblatt aufliegen, um sich so genau an die über die Seitenwände noch aufzuziehenden Streifen anzuschließen.

dergleichen Schuhe auch aus Merinostreifen und buntem Leder, die wir alsdann mit Lammfell füttern

---

Auch erhält der Schuh, wenn die mittlern Streifen oberhalb des Eisens op liegen, dadurch mehr Wölbung im Fußblatt; endlich ist noch zu bemerken, daß sämmtliche Streifen ungefähr zwei Querfinger breit von der Spitze aus, über die Spitze weg und wiederum etwa zwei Querfinger breit auf der Sohle hin schmaler müssen geschnitten werden, weil sie sonst auf dem minderbreiten Viereck der Leistenspitze nicht Platz nebeneinander hätten. Dieses Schmalschneiden tritt bei dem Querdurchschießen ebenfalls ein. Dieses Durchschießen, bei welchem wir oben abbrachen, geschieht auf folgende Art. Man sticht mit der Nadel unter den ersten, der vordern von oben nach unten laufenden Seitenkante dg zunächst liegenden Streifen, hebt die Spitze über den zweiten weg, sticht unter dem dritten durch, und fährt, wenn noch mehr Streifen sind, so fort und kommt, da die Zahl der über die Spitze weglaufenden Streifen immer eine grade sein wird, unter dem zweiten Streifen von der Seitenkante ch aus gerechnet, heraus und über den der Kante ch zunächstliegenden Streifen querdurch, jetzt aber so, daß man nicht unter den ersten bei gd liegenden Streifen darunter, sondern über diesen weg, unter dem zweiten hineinsticht, so daß die Spitze unter dem zweiten und dritten Sahlband wieder heraus kommt, um wieder über das dritte weg, unter das vierte zu gehen. Auf diese Weise wird bei dem letzten Streifen zunächst an ch das Sahlband diesmal unter denselben zu liegen kommen, man muß sich jedoch bei dem Durchziehen in Acht nehmen, daß das Sahlband sich nicht umdreht, sondern immer eine glatte Lage behält; jetzt sticht man auch auf dem Hackenblatt auf eben die Weise, wie vorne

tern lassen, wodurch sie bequem und hübsch zugleich werden. —

---

vorne durch, so daß auch hier eine Wechselung des Durchstichs erfolgt. So fährt man fort, die Seitenblätter mit Streifen zu beziehen. Spitze und Hakkenblatt zu füllen, bis auf jeder Seite eine gleiche Anzahl von Streifen und zwar bis an die obersten Ränder eg, fh hinauf, dicht nebeneinander liegen, wo alsdann auf der Sohle 5, 7, überhaupt eine ungrade Zahl Streifen liegen muß, denn, wie schon oben bemerkt, liegt auf dem Oberblatt eine grade Anzahl von 4, 6, höchstens 8 Streifen, auf den Seitenblättern ist die Zahl der Streifen auf dem einen so groß, wie auf dem andern, folglich macht die Zahl der Streifen auf beiden Seiten zusammengenommen, gewiß eine grade Zahl, wäre nun auf der Sohle auch eine grade Anzahl Streifen, so würde die Summe dieser vier graden Zahlen abermals eine grade Anzahl für die Menge sämmtlicher Streifen, die von hinten nach vorn laufend und, das Fußblatt mit gerechnet, rings um den Leisten liegen, geben, wo bei dem Durchschießen, welches jetzt folgt, sobald man einmal herum wäre, keine Wechselung des Durchschußsahlbandes durch den Aufzug möglich wäre, es sei denn, daß man auf einer Stelle bei jedem mal herum zwei Sahlbänder übersprånge, um nicht wieder in den vorigen Schlag zu kommen, was aber sehr häßlich aussehen würde. Ist der Aufzug, wie oben beschrieben, gemacht und zuletzt die Seitenwände gehörig mit den Sahlbändern bedekkt: so kommt man mit dem freien Sahlbande an der Kante eg hin bis zur Spitze g, wendet jetzt den Leisten, wenn man ihn nicht schon so gehabt hat, mit der Spitze gegen die Brust zu, unterrichtet sich zuvörderst davon, ob das letzte oberste Sahlband, welches auf dem Seiten-

blatte unterhalb eg über das Spitzenblatt weg, schon durch den ersten Aufzug durchgeschossen ist, über oder unter dem, bei der Spitze g liegenden, von k herkommenden Kantensahlband des Fußblattes und ersten Aufzugs liegt, wonach man das jetzt folgende Durchstechen des ersten Sahlbandes, welches auf das Fußblatt zu liegen kommt, einrichten muß; liegt nämlich jener erwähnte Streifen über dem zunächst bei k, g liegenden Streifen, so muß man, durch eben diesen Streifen zunächst bei g darunter hinein, und so abwechselnd, indem man einen überspringt, ringsherum bei h, c, d vorbei, bis wieder an den Punkt g arbeiten. Man sticht drei bis vier Stiche mit der Nadel auf einmal durch, zieht dann das Sahlband ein wenig nach und fährt so um den Schuh herum, wie eben beschrieben, fort. Wollte man das einzuschießende Sahlband auf einmal bei jeder geringen Anzahl Stiche ganz durchziehen, so würde sich dasselbe sehr oft drehen, was für den Blinden ein Nachtheil ist, daher zieht man es lieber erst, wenn man einmal völlig herum ist, nach, drückt jedoch, indem dieses stückweise geschehen, das Durchschußsahlband mit den Fingern oder der Nadel, so gut dies nur irgend angeht, gegen die Spitze des Schuhes, zieht, um ja keine Lücke zu lassen, nun auch die vier Stifte auf den Ecken c, d, g, h heraus, und fährt so fort durchzuschießen, bis man mit der Arbeit an die Linie kl kommt, wo man, sobald von dem Punkte l aus, über die Sohle weg bis k durchgezogen ist, nun aufhört, auch noch durch die Sahlbänder des Oberblattes durchzuziehen, sondern das Einschußsahlband nur um den obersten von e herkommenden, zunächst an ek liegenden Streifen auf dem Seitenblatt herumschlingt und über die Sohle weg, wieder bis l zurückarbeitet, so könnte man die Arbeit fortsetzen bis zur Ferse des Schuhes, wo alsdann aber die letzten Streifen auf die Kanten fa, eb

fallen

fallen würden, was zumal, wenn schon Futter unterliegt, für den Arbeiter eine höchst beschwerliche Sache ist; daher arbeitet man lieber das Stükk von k bis e auf den beiden Seitenblättern und auf der Sohle nur zur Hälfte von vorn nach hinten, dreht alsdann den Leisten um, so daß man die Ferse auf sich zu nimmt und heftet bei e oder f ganz willkührlich ein neues Sahlband an, welches man nun so lange auf die vorige Art durch den Aufzug durcharbeitet, bis man dem schon gefertigten so nahe kommt, daß kein Durchschuß mehr möglich ist, versteht sich, daß die beiden Streifen, nämlich der, welchen man zulezt durchzieht, und der, welcher von dem früher gemachten nun dicht daneben liegt, mit einander in gehöriger Wechselung des Durchstiches sein müssen. Das lezte Ende läßt man beim Abschneiden noch ein Zoll lang, um es überkippen und inwendig vernähen zu können. Jezt bearbeitet man das Klappenstükkchen, wo man ein sehr schmalgerißnes Sahlband nimmt, dieses an eins der zwei äußersten Aufzugbänder des Klappenstükks bei k oder l, dicht bei der schon fertigen Arbeit des obern Fußblattes annäht und nun so lange querdurchschießt, bis man, wegen des Schraubeisens op nicht mehr weiter kann. Dann wird dieses Eisen herausgenommen, wo man den Einschußstreifen nun noch ein- auch zweimal bequem durchziehen kann. Das lezte Ende wird abgeschnitten, nach innen umgekippt und angenäht. Jezt zieht man die Nägel auf der Kante ef heraus, nimmt den Schuh, indem man zuerst das Hakkenstükk herunterstreift, vom Leisten, wo man ihn alsdann noch mit Wolle auswattiren kann; will man jedoch Pelz oder Frießfutter haben, so ist es besser, dieses gleich auf den Leisten zu ziehen, und dann gleich den Schuh darüber zu arbeiten. Dies macht anfangs dem blinden Arbeiter etwas mehr Schwierigkeit, doch lernt er es binnen kurzer Zeit so gut wie ein Sehender.

Hat

Hat man das Futter in hinlänglicher Größe, so schneidet man es so viel als möglich im Ganzen, so, daß das Fuß-, beide Seitenblätter und die Sohle ein Stükk bilden und nur bei kg oder lh durch eine Naht verbunden werden, wo denn das Einsetzen des Hakken- oder Spitzenblattes, als ein kleines viereckiges Stükkchen Futter nur noch übrig bleibt. Das hierbei vorkommende Nähen lernt der Blinde recht gut, eben so das Anstükkeln der Sahlbänder, sobald er ein Ende verarbeitet hat.

Dies sind die wesentlichsten Umstände dieser Arbeit; Kleinigkeiten, ja selbst kleine Vortheile lernt der Mensch bei Arbeiten nur durch ihre Ausübung. Ich füge nur noch bei, daß bei den Halbstiefelchen von kl aus, bis zur Höhe des Aufsatzes ein Klappenstükk aus etwa zwei ungerißnen Sahlbändern, die der Blinde so fein als es ihm möglich ist, an einander stoßen muß, erfordert wird; er darf diese Klappe jedoch nicht besonders ansetzen, sondern kann gleich bei dem Aufzug sie im Ganzen mit anbringen, indem er ein paar Sahlbänder in drei oder vier Streifen nur so weit durchreißt, daß noch ein Stükk für die Klappe ganz übrig bleibt. Diese Streifen braucht er gleich zum Aufzug, den er nun von der Oberseite des Leistens vom Fußblatt her, über die Spitze des Leistens, die Sohle und Ferse weg, bis an die hintere Oberkante des Aufsatzes gehend, mit sämmtlichen sechs oder acht Streifen, die er neben einander legt, machen kann. Hierbei, nämlich bei dem Verfertigen des Halbstiefels ist es jedoch nun durchaus nöthig, den letzten Einschuß, der von der Ferse her nach vorne zu, Sohle und Seitenblätter und auch zugleich die Seiten des Schaftaufsatzes füllen soll, ja in dieser Richtung und nicht von vorn nach hinten zu gehend, durchzuschießen.

Sechzehntes Kapitel.

Fußdekken aus Sahlbändern.

Das Teppichmachen aus Sahlbändern gehört erst seit kurzer Zeit zu unsern Handarbeiten. Diese Arbeit ist so einfach, daß man sagen möchte, sie sei ganz eigentlich für den Blinden erfunden und er kommt dem Sehenden bei dem Anfertigen dieser Arbeit völlig gleich; auch hat sie gar nichts mühsames, weshalb wir sie den beiden Geschlechtern ohne Unterschied lehren.

Unser Dekkenstuhl, der von dem der gewöhnlichen Mattenweber etwas abweicht, ist folgender: Man sieht aus der hinten angezeigten Figur, daß auf dem Ende, wo man auf einem erhöhten Stuhle sitzt, gearbeitet werden muß. Das Arbeitsgestelle selbst, welches ziemlich dem der Matratzenmacher gleicht, besteht aus vier beweglichen Stükken: 1) aus einem 12 Fuß langen, 3 Zoll breiten und dikken, mit zwei eisernen Klammern in der Wand befestigten Balken; er ist auf der innern, gegen das übrige Gestelle zugekehrten Seite mit gekrümmten Nägeln, die zwei Zoll weit aus einander eingeschlagen sind, versehen. Zu beiden Seiten dieses ersten Balkens laufen 2) und 3) zwei andre lange Hölzer aus, die in einem Abstande von 6 zu 6 Zoll mit Löchern durchbohrt und an ihren Enden mit Strikken, die das Verrükken erleichtern, an dem Querbalken, mit dem sie einen spitzen *) Winkel bilden, befestigt

*) Anm. des Ueb. Es wird wohl heißen müssen, ein rechter Winkel.

befestigt sind. Mit ihrem andern Ende ruhen sie auf zwei langen Gestellen *). Dem ersten Quer-

balken

---

*) Anm. des Ueb. Noch ehe ich dieses Werk in die Hand bekam und wußte, daß die Fußdekkenverfertigung aus Sahlbändern eine für Blinde ausführbare Arbeit sei, stieß ich bei einem meiner verehrten Gönner zufällig auf eine solche Dekke, untersuchte die Arbeit, und da sie mir für den Blinden in der That leicht ausführbar schien, sann ich auf ein Gestell, auf dem die Arbeit leichter, als aus freier Hand, wie sie sehr viele Sehende machen, zu Stande gebracht werden könnte. Dieser mein Dekkenstuhl ist in mehrern Stükken von dem oben beschriebenen verschieden, ich füge daher eine Beschreibung und Zeichnung desselben bei. Man denke sich einen Balken ab, dessen Länge fünf Fuß, seine Breite und Dikke sechs Zoll. In ihm sind drei Viertel Fuß von jedem Ende zwei andre Balken cd, ef eingelassen, diese gehen senkrecht in die Höhe, haben mit dem ersten einerlei Dikke und Breite und sind vierkantig. Ihre Höhe beträgt drei Fuß, die beiden Zapfen nicht gerechnet, mit deren einem jedes dieser Stükke in den untern Balken eingelassen ist, und deren zweiter dazu dient, um einen ebenfalls wieder fünf Fuß langen Balken gh, in welchen auch wiederum drei Viertel Fuß von den Enden aus, Löcher eingestoßen sind, vermittelst dieser Zapfen sicher auf den beiden Pfosten cd, ef ruhen zu lassen. Nun denke man sich ein zweites solches Gestelle, dessen lange wagerechte Balken ik, pq und dessen senkrechte lm, no heißen sollen. Beide Gestelle sind fünf oder sechs Ellen, wie man dies vom Anfange an einrichten will, von einander entfernt, und durch zwei lange Balken verbunden, diese langen Verbindungsbalken rs, to sind in die senkrechten Balken cd, lm, ef, no

bei

balken gegenüber, oberhalb der Seitenstükke befindet sich viertens eine Walze, die mit dem ersten Quer- balken

---

bei r, s, t, v eingelassen, und durch Pflökke oder Keile befestigt. Zwischen d und g, f und h, m und p, o und q sind runde Löcher eingebohrt, so daß zwei lange Walzen, die natürlich eben so lang, als die langen Verbindungsbalken rs, to sind, mit runden Zapfen eingelassen werden können. Die runden Zapfen dieser Walzen gehen durch die Querbalken durch, wo sie denn wieder vierekkig zugeschnitten sind, um auf jeden dieser vierekkigen Zapfen ein Zahnrad oder eine gezähnte Scheibe von etwa fünf Zoll Durchmesser und anderthalb Zoll Dikke aufstekken zu können; kleine, vorgeschlagene Pflökkchen verhindern das Abgehen dieser Scheibe. Die scharfen Kanten der Zähne an jeder derselben müssen immer gegen die andre Walze hinübergerichtet sein, so daß ein Hemmhaken, der, wenn ich das Zahnrad bei gd; nehme, etwas hinter d nach f zu mit einer eisernen sogenannten Holzschraube, um deren glatten Hals er sich dreht, befestigt ist, gegen d zu, mit seiner Spitze in die Zähne des Rades eingreifen kann. Um nun die Walzen nach auswärts drehen zu können, hatte ich anfangs an die äußersten Zapfen der Walzen, die durch die ebenbeschriebenen Kammräder durchgehen und hier noch einige Zoll hervorstanden, hölzerne Schlüssel (es sind dies nur Keile mit vierekkigen Löchern) angelegt; da jedoch auch die stärksten Zapfen, selbst wenn sie wie Wagenachsen mit Eisen beschlagen sind, bei 150 und mehr Sahlbändern, die von einer Walze auf die andre, wie noch beschrieben werden wird, querüber gehen, nicht stark genug sind, um häufige Drehung der Walzen, die zur Anspannung jener Sahlbänder nöthig ist, auszuhalten, so habe ich folgende Einrichtung vorgezo-

 gen.

balken gleiche Länge und eine gleiche Anzahl Nägel hat. Die zu verarbeitenden Sahlbänder werden so aufge-

---

gen. Man bohrt etwa 2 Zoll weit vom Ende der Walze ein Loch durch dieselbe, welches ungefähr einen Zoll im Lichten hat; ein zweites solches Loch wird wiederum zwei Zoll weiter so durch die Walze gebohrt, daß es nicht mit dem vorigen parallel läuft, sondern senkrecht auf dessen Längenrichtung stände, wenn es dasselbe träfe. Durch jedes dieser Löcher wird ein hölzerner Griffzapfen gestekkt, so wie bei der Stellschraube der Tischler an den Hobelbänken. Einer von den beiden Knöpfen dieses durchgestekkten Holzes ist aufgeschraubt, um ihn im vorkommenden Falle leicht herausnehmen zu können. Mit diesen Stükken hat man bei der Umdrehung der Walze weit mehr Gewalt, als mit einem Schlüssel, und zwar schon deswegen, weil man hier in kürzerm Abstande, der vier Enden halber, immer wieder aufs neue anpakken kann. Fest dürfen diese Hölzer jedoch nicht sein, theils, weil im Fall des Abbrechens das Wiedereinsetzen andrer so leichter ist, theils aber auch, weil sie bei einer noch zu beschreibenden Vorrichtung, dem Anziehen des Schlagbretts, hindern würden. Es bleibt mir nun noch übrig, den Zwekk zweier in der Zeichnung sichtbarer Balken, und das sogenannte Schlagebrett zu beschreiben. In dem senkrechten Balken cd sind Löcher eingebohrt und zwar auf der flachen Seite, die gegen ef gedreht ist. Dieser Löcher sind vier, eins zunächst unten bei c und so im gleichmäßigen Abstande von acht Zoll bis zu d hinauf. Dieselben Löcher in eben der Richtung und Zahl finden sich in dem senkrechten Pfosten lm. Ein langer Balken, etwa fünf Zoll breit und dikk, reicht von c bis l, wo die beiden Endstükke des Balkens zwar auch fünf Zoll breit, jedoch nur drei Zoll dikk

aufgespannt, daß man sie an die, einander gegen- überstehenden Hakennägel des Querbalkens Nro. 1. und

---

dikk sind, damit der Balken zwischen die Pfosten cd, lm gleichsam eingefugt werden kann. Die nicht so dikken Endstükke des Balkens befinden sich bei cd auf der innern Seite gegen ef und bei lm auf der innern Seite gegen no. Durch die fünf Zoll breite Seite der Endstükke sind gegen cd und lm zu Löcher gebohrt, so daß ein eiserner Zapfen, der ziemlich einen Zoll dikk sein muß, durch das Loch im Endstükk des Balkens und zugleich durch ein Loch in cd und lm zur Befestigung des Balkens gestekkt werden kann. Man sieht, daß auf diese Art der Balken, weil in cd und lm noch höher, auch Löcher sind, in die die eisernen Nägel gestekkt werden können, verrükkt werden kann, bis er durch das Anstoßen an die obern wagerechten Querstükke df, mo, gehindert wird, noch weiter hinauf zu gehen. Ein zweiter Querbalken liegt auf jenen wagerechten Querstükken df, mo oben auf, zunächst bei der Walze dm zwei Handbreit von ihr entfernt; auch dieser Balken muß ungefähr fünf Zoll breit und dikk sein, hat ebenfalls ein paar schwächere Endstükke, die in zwei Einschnitte passen, wovon der eine oberhalb auf dem Querstükk df, der andere oberhalb auf dem Querstükk mo angebracht ist. Diese Vorkehrung verhindert das Verrükken des Balkens, der überdies noch in der Mitte durch eine hölzerne Stütze, die frei auf dem Erdboden aufsteht und ohne ein paar Zoll länger, als die senkrechte Entfernung des Balkens vom Boden, nicht nur sein darf, sondern sogar sein muß, unterstützt werden kann, weil die Gewalt der Sahlbänder, die sämmtlich über diesen Balken, der gleichsam der Streichriegel der Weber oder Tuchmacher ist, weggehen, den Balken nur gar zu leicht in der Mitte

und der Walze Nro. 4. befestigt. Die Breite der Dekke hängt nun von der Menge der nebeneinander aufge=

Mitte um mehrere Zoll niederzieht. Dies ist denn auch der Grund, warum sämmtliches Gebälk so stark als möglich gearbeitet werden muß. Ich gehe jetzt zu dem sogenannten Schlagebrett über. In die untern, wagerechten Balken ab, ik sind drittehalb Fuß weit von den Enden b und k, bei u und z runde Löcher, etwa zwei Zoll im Lichten seitwärts eingebohrt. Ein Balken, der von u bis z innerhalb ab und ik reicht und an jedem Ende einen starken Zapfen hat, deren einer durch das Loch bei u, der andre durch das Loch bei z geht, und die beide abgerundet sind, damit der Balken sich um sie herum drehen kann, ist hier angebracht. In dem Balken, den ich jetzt ebenfalls uz nennen will, ist gleich am Ende des Balkens, innerhalb des Gestelles bei u ein starker Arm eingefugt; dieser hat am andern freien Ende einen Zapfen, etwa 6 Zoll lang; von u bis dahin, wo der Zapfen anfängt, muß dieser Arm genau so lang sein, daß er der innern obern Kante des wagerechten Stükks gh gleich kommt und der Zapfen nun noch darüber hervorsteht. Bei z ist ganz auf diese Weise auch ein Arm eingesetzt, der also bis an die innere obere Kante des Querstükks pq reicht und dessen Zapfen darüber hervorragt. Diese beiden Arme bei u und z sind nun noch durch einen schwächern Balken wx verbunden. Aus bald einzusehenden Gründen muß dieser Balken etwa anderthalb Fuß von uz abstehen, so daß er noch höher, als der schon früher erwähnte Balken to, und niedriger als die Walze fo angebracht sei. Hat die Maschine innerhalb die Länge von 12 Fuß, so nehme man von w aus, auf wx, die Länge wK von fünftehalb Fuß; eben so von x nach w zu, xL; diese beiden

aufgespannten Sahlbänder ab; die Länge hingegen wird von der größern oder geringern Annäherung der Walze

---

beiden Punkte K, L sind nun 3 Fuß von einander entfernt, auf diesen Stellen werden eiserne Bänder um den Balken wx gelegt, die oben aber ein Scharnir haben müssen, so daß um zwei hölzerne Arme, die von K und L auslaufend, an vier Fuß lang, unter den Walzen so weggehend, in diesen Scharniren mit ihren Enden beweglich angebracht sind. Diese beiden Arme kann derjenige, der außerhalb der Maschine mit seiner Brust gegen die Walze so gekehrt steht, bei ihren Enden, die etwas in die Höhe geschweift sein müssen, packen, und so das Gestell uwxz, welches bei u und z festbleibt, gegen sich herziehen und wieder auf die entgegengesetzte Seite gegen den oben beschriebenen Streichbaum zu, von sich abstoßen. Damit nun aber jene beiden Arme, die von K und L ausgehen und die, wegen der Scharnire daselbst auf den Balken tv herunterfallen, überdies aber noch einen völlig gleichmäßigen Zug des Gestelles uwxz bewirken können, sind bei den Punkten M, O in dem Balken tu, auf der Oberseite, nach der Walze so zu, ganz in derselben Abmessung wie K, L, zwei Hölzer eingesetzt, die bis auf eine Nähe von zwei Zoll mit ihren Enden gegen die Walze so hinaufragen. Diese ihre Enden sind etwa 4 Zoll breit, in sie ist ein Schlitz von zwei Zoll Breite und fünf Zoll Länge, der oben aber nicht offen sein darf, eingehauen. Der Arm, der von K herkommt, geht durch den Schlitz des Holzes bei M und der von L kommende Balken, geht durch den Schlitz des Holzes bei O, so daß diese Arme in diesen Schlitzen ruhen und auch von dem ziehenden Arbeiter weder schief noch rechts oder links gezogen werden können. Das eigentliche Schlagebrett nun ist ein

dünnes,

Walze gegen den, in der Mauer befestigten Querbalken Nro. 1. bestimmt. Die Walze selbst läßt sich

---

dünnes, an seinen Kanten scharfes, sechs bis sieben Zoll breites, in der Mitte höchstens drei Zoll dikkes Brett, dessen Länge gleich der, der ganzen Maschine, so daß seine Enden bis an die obersten äußersten Kanten der wagerechten obern Querstükke gh, pq reichen; dieses Brett muß zwei so angebrachte Löcher haben, daß es mit diesen Löchern auf die vorhin beschriebenen Endzapfen, der bei u und z in den Balken uz rechtwinklicht eingelassenen Arme aufgestekkt werden kann, damit dieses Brett, wenn der Arbeiter durch Anziehung der Arme K und L das ganze Gestelle uwxz bewegt, zugleich mit bewegt werde. Da nun aber bei dieser Bewegung, sie mag nun auf die Walze fo oder auf die Walze dm zu geschehen, die Enden der Arme bei u und z sich niedersenken werden, überhaupt aber diese Arme eine schiefe Richtung bekommen, so müssen die Löcher in dem Schlagebrett größer als die Zapfen und nach unten zu, trichterförmig ausgebohrt sein, damit das Brett immer ungehindert auf den obern Querstükken gh, pq fortrutschen könne. Ich verlasse jetzt das Schlagbrett, und wende mich zu einer Vorrichtung, die auf den Walzen fo und dm angebracht ist. Es sind nämlich auf der Walze fo in einer graden Linie von f bis o, 18 Schrauben mit Oesen, in gleichmäßigem Abstande eingesetzt. Die Oesen oder Ringe, die auf den Schrauben unbeweglich angeschmiedet sind, stehen noch einen guten Viertelzoll von der Walze ab, die Oeffnung des Ringes beträgt innerlich die Stärke eines kleinen Fingers und ist so gestellt, daß durch sämmtliche Ringe eine eiserne Stange, aus dem stärksten Eisendrahte gemacht, von f bis o durchgestekkt werden kann. An dem einen

sich herumdrehen, und zwar vermittelst einer an dem einen Ende angebrachten hölzernen Kurbel, oder eines

---

einen Ende etwa bei f, muß die letzte Schraube etwa zwei Zoll vom Ende der Walze nach o zu, abstehen, damit ein Griff, in welchen das Ende der Drahtstange, gleichsam wie der Griff eines Schlüssels, gebogen ist, um sie daran bequem herausziehen zu können, hier noch Platz habe, ohne das Umdrehen der Walze zu verhindern; am andern Ende bei o muß die letzte Schraube ebenfalls zwei Zoll vom Ende der Walze abstehen, weil hier die Drahtstange, die noch durch die Schraube durch bis an's Ende reicht, ein Schraubgewinde hat, woran eine Mutter angeschraubt wird, um das Herausziehen zu verhindern.

Dies ist der Bau der Maschine, folgendes die Art, wie man auf derselben eine Dekke aufzieht.

Da auf jeder Walze 18 Schrauben eingesetzt sind, so entstehen 17 Zwischenräume und es hat also jede Eisenstange 17 Theile, die wir mit römischen Ziffern bezeichnen wollen; auf der Walze fo sei I bei f und auf der Walze dm sei I bei d. Man fängt nun bei dem mittelsten Zwischenraume, also bei IX und zwar auf der Walze dm die Arbeit an. Der Arbeiter, der außerhalb vor der Walze dm steht, stekkt das Ende des Sahlbandes (welches, wie bei den Schuhen auch in schmalere Streifen gerissen werden, oder auch seine natürliche Breite behalten kann) von innen und zwar von unten herauf unter dem Eisen durch, kippt das Ende über die Stange herüber, näht dasselbe mit einigen Stichen fest, greift alsdann mit der rechten Hand vor die Walze, unter dieser weg, nach dem lang herunterhängenden Sahlbande, zieht dieses auf sich zu durch, wirft es mit der linken Hand oben über die

Walze

nes sogenannten hölzernen Schraubenschlüssels, den man nöthigenfalls mit einem Strikke festbindet, und man

---

Walze und wiederholt dieses Umschlingen noch ein= oder zweimal, doch muß hierbei jeder folgende Streifen genau auf den vorigen passen und es muß während des Umschlingens, welches die eine Hand verrichtet, mit der andern das schon umgeschlungene Band scharf angedrükkt und gegen die Seite zu gedehnt werden, wohin die Wendung geht, damit schon bei diesem ersten Umschlingen das so elastische Sahlband gehörig ausgestrekkt werde. Mehr als drei, höchstens vier Lagen auf einander, bewirken ein ungleichmäßiges Ausdehnen der Bänder, weil nicht alle von gleicher Stärke sein können, die dikkern aber, bei dem spätern Abwalzen weit schlaffer werden, als die dünnern; daher windet man so wenig als möglich um den Wellbaum herum, sondern zieht das, zum zweiten= oder drittenmale um die Walze geschlungene Ende alsdann auf der innern Seite von dm bis zu dem Balken cl herunter, so daß es auf der innern Seite des mittlern Bindungsbalkens rs bleibt, unter dem Balken cl von seiner nach außen gekehrten Seite gegen die Welle des Schlagsbretts zu, weg, hier wieder in die Höhe und nun zwischen der Walze dm und dem Streichbaum, über diesen leztern weg, bis zu dem Eisen auf der Walze fo. Das Schlagbrett kann da sein oder nicht: ist es da, so muß abwechselnd immer von den aufzuziehenden Streifen darüber, der nächste wieder darunter hin gezogen werden; ist es beim Aufziehen nicht da, so muß es nach geschehenem Aufzuge auf eben diese Weise querdurch die Bänder geschoben werden. Natürlich muß man die ersten wieder bei IX durch das Eisen durchstekken, umkippen und festnähen: bei allem dem muß das Sahlband, so viel als immer möglich, ausg=

man windet dadurch die schon fertige Arbeit auf sie auf. Um nun das Herumdrehen der Walze, welches

---

ausgezogen werden; so fährt man fort, bis alle Streifen regelmäßig nebeneinander befestigt sind, und es hängt von der Menge der nebeneinanderliegenden Streifen die Breite der Dekke ab. Auch muß man, da, wie oben gesagt ist, bei IX in der Mitte angefangen wird, sowohl gegen X, XI, u. s. w., als auch gegen VIII, VII u. s. w. zu, die Bänder aufziehen; der Grund, warum in der Mitte angefangen wird, ist dieser: es entsteht erstens eine gleichmäßigere Spannung dadurch, zweitens aber wünscht man doch größtentheils, bunte Dekken zu verfertigen, und in diesen irgend eine lebendige Farbe bei dem mittlern Streifen anzubringen, so daß nun rechts und links zu beiden Seiten dieses mittlern Streifens, die nach Geschmakk ausgewählten Farben gleichmäßig abgestuft und in völlig gleichbreiten Streifen, von der Mitte bis zu beiden Rändern hin, geordnet sein sollen. Um dies nun zu erreichen und doch dem Blinden so viel als möglich des Beistandes eines Sehenden zu überheben, darf man nur einen hölzernen Rechen oder Riegel, und in Ermangelung dessen, eine Reihe eiserner Nägel in der, bei der Maschine befindlichen Stubenwand anbringen. An den ersten dieser Nägel hängt ein Sehender alle Sahlbänder, die die Farbe des Mittelstreifens haben, auf, läßt alsdann die nach Bestellung oder eigner Auswahl geordneten Farben auf den übrigen Nägeln so folgen, wie sie, zu beiden Seiten des Mittelstreifens folgen sollen; bei einer großen Menge von Bändern einerlei Farbe werden oft zwei oder drei Nägel voll behängt werden müssen; dann aber muß, sobald eine neue Farbe folgt, ein Nagel leer gelassen werden, als Merkmal für den Blinden. Auch kann

ches durch das Anbinden der Kurbel noch keineswe= ges völlig verhindert wäre, gänzlich unmöglich zu machen,

---

man die Sahlbänder einer Farbe immer schleifenartig zusam= menschlingen, wo dann der Binde, wenn er allein arbeitet, jedesmal dasjenige Päkkchen, von dem er wegnimmt, auf= knüpft, und so die ergriffene Farbe immer wieder von den übrigen unterscheiden kann: natürlich muß er die übrig blei= benden Bänder, um Verwirrung zu vermeiden, erst wieder zusammenknüpfen, ehe er weiter geht. Hat er die erste Farbe in der Mitte aufgezogen, so muß er von den nachfolgenden Farben immer zwei Streifen, einen rechts, den andern links von dem schon gemachten Aufzuge ansetzen. (Ich meine unter einem Streifen nicht blos ein einzelnes Sahlband, son= dern vier, sechs oder acht Bänder von einer Farbe nebenein= ander).

Ist so der Aufzug gemacht, so geht der Arbeiter vor die Walze ko, zwischen die Zugarme des Schlagbretts KM und LO, und macht jetzt den Einschuß wie schon im Texte be= schrieben. Das Befestigen der Bänder auf jener eisernen Stange vermeidet meiner Ueberzeugung nach, alle Lükken zwischen den nebeneinanderliegenden Bändern, die bei der Be= festigung an einzelne Haken, welche Art ich früher auch hatte, fast unvermeidlich sind. Die wenigen vorkommenden Schrau= ben kommen wegen ihrer geringen Dikke hier gar nicht in Betracht. Bei dem Durchziehen der Sahlbänder hat man auch einen Vortheil zu berükksichtigen, man wird nämlich das Sahlband grade so durchziehen können, wie das Schlagbrett zwischen den, wie schon oben beschrieben, abwechselnd darüber und darunter hinlaufenden Sahlbändern des Aufzugs liegt; hier kann man viele Stiche mit einem Griff machen; bei dem folgen=

machen, dient noch ein am andern Ende der Walze, in die Löcher des Stükks (Nro. 3.) eingestekkter eiserner

---

folgenden Durchziehen muß man mit der linken Hand zwischen die Bänder greifen, mit den Fingerspitzen derselben und mit der rechten Hand das Ende des durchzuziehenden Sahlbandes hinauf und herunter arbeiten, versteht sich, wenn man von der Rechten zur Linken hinüber geht; umgekehrt ist auch das Geschäft der Hände das umgekehrte. So oft nun dieser Durchzug gemacht ist, erfolgt nun auch das Anschlagen mit dem Schlagebrett, wo denn der Blinde von Zeit zu Zeit das Schlagebrett bis dicht zur fertigen Waare heranzieht, und so stehen läßt, um mit den Fingern zu untersuchen, ob der gemachte Einschuß auch überall mit der Kante des Schlagbretts Linie hält, oder irgend wo zurükkstehe, welches durch die ungleiche, sehr veränderliche Spannung des Aufzugs, noch mehr aber durch das abwechselnde Schmaler- oder Breiterwerden der einzuschießenden Sahlbänder leicht geschieht, wo alsdann durch Nachschneiden der folgenden Einschüsse, oder durch ein gehöriges Zusammenrükken der vorhergegangnen, dem Uebel sehr leicht abgeholfen werden kann. Ein zweiter Nachtheil, das Schmalerwerden der Dekke gegen die Mitte zu, welches, besonders, wenn sie sehr breit sein soll, wo der Blinde sie nicht leicht mit den Armen überspannen kann, sehr leicht vorkommt, wird dadurch vermieden, daß man gleich nach gemachtem Aufzuge, das Schlagebrett so weit als möglich gegen die Walze so herüberzieht, wo nun die darauf liegenden Sahlbänder noch die gehörige Breite der Dekke haben, und nun auf der Oberseite des Schlagebretts sowohl rechts als links zwischen dem ersten und zweiten darüberstreichenden Sahlbande einen starken Stift einschlägt, der nun die beiden

Kanten-

ferner Keil. Sind die ersten Sahlbänder der Länge nach aufgespannt, die Farben ausgewählt und pas-

send

Kantensahlbänder, während der ganzen Arbeit in der gehörigen Breitenentfernung hält. Das Durchschießen geschieht natürlich auch wieder streifenweise, und wenn die Dekke ein Quadrat werden soll, ganz in derselben Folge, vom Rande gegen die Mitte zu, und von der Mitte wieder bis gegen das Ende der Dekke, wie bei dem Aufzuge. Man muß sich die Mitte, um jeden Irrthum zu vermeiden, an den Kantensahlbändern des Aufzuges durch irgend ein angestekktes oder angenähtes Merkmal auf jeder Seite bezeichnen.

Das nothwendige Anstükkeln der Sahlbänder verrichtet der Blinde hier eben so gut, wie beim Winterschuhmachen, auch lernt er durch Uebung das Einfädeln der Nähnadel.

Ist ein Stükk der Arbeit fertig, so zieht man die, in den Enden des untern Streichbalkens cl stekkenden Pflökke heraus, dreht die Walze fo nach außen zu, herum, so daß sich das Stükk aufwindet, befestigt alsdann den, in die Höhe gerükkten Balken mit den Zapfen wieder in die nächsthöhern Löcher der senkrechten Pfosten cd, lm, dreht nun, wenn wirklich so viel Arbeit fertig ist, daß jetzt noch etwas aufgewunden werden kann, die Walze fo noch einmal, und zwar so lange, bis die gehörige Spannung des Aufzugs wieder hergestellt ist. Sollte der Arbeiter zu kurze Arme haben, um die zu dieser Umdrehung nöthige Länge der fertigen Arbeit auf einmal machen zu können, so daß die letzte Umdrehung noch undurchschossene Aufzug Sahlbänder auf die Walze fo bringen würde, so darf man in diesem Falle nur die Walze dm drehen. Ist der Balken bis an die obern wagerechten Stükke gh, pq hinauf gerükkt, wo er nicht weiter kann, so

zieht

ſend nebeneinander geordnet, ſo kommt es nun noch darauf an, andre Sahlbänder von der Rechten zur Linken, und dann wieder von der Linken zur Rechten ſo durchzuſchießen, daß man abwechſelnd unter und dann über einen der nebeneinander liegenden Längenſtreifen durcharbeitet, den Durchſchuß um das letzte oder Ekkſahlband umſchlägt, und nun wieder zurükk, ſo durchſticht, daß jetzt die vorher nach oben= gekom=

---

zieht man ihn bei dem nächſten Aufwinden heraus und läßt alsdann erſt die auf der Walze dm umgeſchlungenen Sahlbänder nach. Ein früheres Umſchlingen dieſer letztern würde die Eiſenſtange darauf zu ſehr angreifen, auch wohl bei der zu lange dauernden, oft ungleichen Anſpannung der einzelnen Aufzugsſahlbänder das Abreißen derſelben bewirken. Noch muß ich bemerken, daß man allenfalls den auf gh, pq liegenden Streichbalken entbehren und ſtatt deſſen die Walze dm zugleich mit gebrauchen kann, wo denn freilich dieſe Walze gehörig ſtark ſein muß. Dies geſchieht nun auf folgende Weiſe.

Hat man ein Sahlband um die Walze dm geſchlungen, und will man es unter dem Balken cd wegziehen, ſo muß dies jetzt, von der innern Seite des Balkens cd her, die gegen die Welle des Schlagbretts gedreht iſt, nach der äußern Seite zu geſchehen, dann muß aber das Sahlband ja nicht etwa auf der äußern Seite des Verbindungsbalkens rs, ſondern auf deſſen innerer herauf, und nun von außen her über die Walze dm weg, bis zu der Eiſenſtange auf ko hinüber laufen.

So viel über dieſen Gegenſtand. Der beſchriebene Dekkenſtuhl hat mich übrigens zehn Thaler Cour. gekoſtet.

gekommenen Långenfaden nach unten, und die unterliegenden nach oben kommen; dieß wird fortgesetzt, bis man an die Haken des Querbalken Nro. 1. kommt; von diesen wird nun die Dekke abgemacht, und man schiebt alsdann das letzte Sahlband, um es zu befestigen, querdurch; mit diesem, was das schwierigste ist, wird die Arbeit beendigt.

Unsre Zöglinge haben schon eine große Menge solcher Dekken von verschiedener Größe gemacht, die ihnen wohlthätige Personen, theils, um ihren Eifer anzufeuern, theils, um ein Werk dieser betriebsamen Arbeiter zu besitzen, abgekauft haben.

Siebzehntes Kapitel.

Das Schuhmachen aus Wolltroddeln.

Die im elften Kapitel beschriebenen Schuhe aus Sahlbändern können nicht ohne einen Besatz von Filz oder Büffelleder getragen werden, auch sind sie nicht so warm, wie die aus Wolltroddeln, die viel dikker und inwendig viel besser ausgefüttert, daher auch wärmer sind. Die Verfertigung der letztern hat uns ein Holländer, der in seinem Vaterland und im Norden von Deutschland großen Handel damit getrieben hat, mitgetheilt, und es ist unsern Blinden die Anfertigung dieser Schuhe, die im Winter den größten Absatz haben, vollkommen gelungen. Ich will versuchen, die Art ihrer Verfertigung hier zu lehren.

(Die Uebersetzung folgt nach eigener Ansicht, und ich beschreibe nach dieser meiner Ansicht zuerst das Werkzeug).

Es

Es wird ein Brett in Form einer Schuhsohle zugeschnitten; ich will das mir vorliegende, was nur zur Anfertigung von Kinderschuhen brauchbar ist, hier beschreiben. Es heiße das Brett ABCDE; die Länge dieses Brettes ist 13 Zoll, es ist dasselbe kein Vierekk, sondern auf dem einen Ende zugerundet, an dem andern Ende AB jedoch rechtwinklig. Die Breite AB beträgt durchgängig bis CE fünf Zoll, C ist von A neun, und E von B eben so weit entfernt. Bei C fängt sich die Wölbung CDE an. Ziehe ich die grade Linie CE, so ist der Punkt D, welcher mitten auf der Wölbung angenommen ist, also am weitesten von der CE absteht, vier Zoll von derselben entfernt; der Bogen CDE, der gute zehn Zoll beträgt, ist in dreizehn gleiche Theile getheilt und es sind von C über D bis E vierzehn Stifte eingesetzt, so daß bei D, welches die Mitte des Bogens ist, sich kein Stift befindet, sondern sowohl auf dem Bogen DC, als auch auf DE sieben. Für den Blinden ist, um diese Mitte gehörig treffen zu können, eine von D in der Mitte des Brettes bis hinten fortlaufende jedoch nur auf einer Seite angebrachte Ritze eingeschnitten. Das Brett muß in der Mitte der hintern Kante AB noch einen Zapfen, ungefähr vier Zoll lang, einen Zoll breit und dikker wie das Brett, was gewöhnlich nur $\frac{1}{2}$ Zoll stark ist, haben. An diesen Zapfen wird eine Scheibe gestekkt, die am besten länglichrund (eine Elipse) ist, so daß ihr kürzerer Durchmesser sechs, ihr längerer acht Zoll beträgt; in ihrer Mitte ist zum Aufstekken auf den Zapfen ein vierekkiges Loch. In dieser Scheibe sind nahe beim Rande durch die Dikke des Holzes Löcher

 gebohrt,

gebohrt, und zwar so, daß ein Loch mehr da ist, als auf dem vordern Bogen der Sohle, CDE, Stifte vorhanden sind; für diesen Fall also funfzehn. Es ist bei dem Bohren dieser Löcher jedoch zu bemerken, daß, wenn man die Scheibe so auf den Zapfen des Sohlbrettes stekkt, daß sie mit ihrem kurzen Durchmesser an dem hintern Rande der Sohle AB anschließt, keines von den durchgebohrten Löchern auf die Kanten des Brettes treffen darf, sondern daß sich dieselben zunächst darüber und darunter befinden müssen. In diese eingebohrten Löcher der Scheibe werden Holzpflökkchen gestekkt, deren stärkeres Ende auf der Seite sein muß, wo der Aufstekkzapfen herauskommt. In den Aufstekkszapfen ist dicht hinter der Scheibe ein Loch gebohrt, so daß durch ein vorgestekktes Keilchen das Verschieben der Scheibe unmöglich ist; auch läßt sich bei der oben angegebenen Länge des Aufstekkzapfens das kleine Keilchen noch eher in das Loch stekken, ehe die Scheibe darauf kommt, die alsdann natürlich weiter vom Sohlbrette absteht und abermals durch ein zweites Keilchen, was auf der Hinterseite in ein zweites Loch des Aufstekkzapfens eingesetzt wird, befestigt ist. Auf diese Art kann der Leisten verlängert werden. Noch muß ich bei der angeführten Zahl von funfzehn Löchern und bei der Warnung, es solle keines auf die Kanten des Sohlbrettes AC, BE treffen, folgendes bemerken: wenn ich AB den kurzen Durchmesser, FG den senkrecht auf AB stehenden längern Durchmesser nenne, so zerfällt die Scheibe in die Bogen AFB und AGB; auf dem Bogen AFB mögen sieben Löcher sich befinden, so daß eins auf F, je drei aber

zwischen F und A, F und B treffen. Jetzt kommen auf den Bogen AGB acht Löcher, so daß bei G keines ist. Diese Seite nun, wo acht Löcher sind, soll beim Aufstekken der Scheibe auf den Zapfen sich auf der Seite des Sohlbrettes befinden, wo der eingeschnittene Ritz ist, und wir wollen dieses die Oberseite nennen.

Ehe ich noch von der Arbeit rede, muß ich das Material, welches zur Anfertigung gebraucht wird, berühren. In den Gegenden, wo man Mazedonische Baumwolle in einer Art härnen Säkken, in denen sie gewöhnlich verschikkt wird, einführt, und also diese Säkke, zumal wenn sie erst schadhaft geworden, leichter haben kann, geben die dikken Haarschnüre, aus welchen die Dekken geflochten sind, das beste Material ab. In Ermangelung solcher Haarschnüre kann man die Wolldrome der Tuchmacher (es sind dies die Fadenbüschel, die nach der Verfertigung eines Stükk Tuches hinter den Kämmen als Ueberreste der Kette drei Viertel, auch wohl eine Elle lang übrig bleiben, und wohlfeil verkauft werden) gebrauchen. Ehe man zu dem Flechten kommt, muß der Leisten auf folgende Art mit Bindfaden überzogen werden. Man bindet an das Zäpfchen Nro. 1, welches zunächst bei A in der Hälfte AGB der Scheibe stekkt, auf der Hinterseite den Bindfaden an, zieht diesen über den ersten Stift bei C, legt ihn dann zwischen die Zapfen 1 und 15, und schlingt ihn um den letztern herum, daß er zwischen 15 und 14 herauskommt, legt den Faden über den zweiten Stift von C aus, schlingt ihn um den Zapfen 2, daß er zwischen 2 und 3 wieder herauskommt, fährt

 damit

damit so lange fort, bis man den Faden um den Zapfen 9 herumgeschlungen, zwischen 8 und 9 herausgeführt, über den Stift bei E gelegt, und bis zu dem letzten noch freien Zapfen 8 heruntergeführt hat. An diesen Zapfen wird er nun gehörig befestigt. Schlaff darf der Aufzug nicht sein, auch ist es gut, wenn der dazu gebrauchte Faden in einem Stükke ist. Jetzt kann die Arbeit beginnen. Der blinde Arbeiter nimmt den Leisten zwischen die Knie, die Spitze auf die Brust zu, (eine umgebundne Schürze erleichtert das Halten) faßt die beiden, auf der Oberseite zwischen den Zapfen 4 und 5 liegenden, von G nach D laufenden Faden, (ich will als Material in der Beschreibung die Roßhaarschnur gebrauchen) schiebt mit den Fingern der linken Hand eine Haarschnur unter dem von dem Zapfen 4 kommenden Faden durch, so daß, wenn er die Enden der Haarschnur zusammennimmt, nur der obige Faden des Aufzugs von der Haarschnur umschlungen ist, zieht die Schnur bis zur Spitze bei D herauf, alsdann wirft er das links herauskommende Ende noch rechts herum, hält hierbei seine linke Hand so, daß, der Daumen ausgenommen, alle übrigen Finger unter dem Aufzugsfaden stekken, mit dem linken Daumen und Zeigefinger pakkt er das linke Ende, so bald er die rechte Hand nach rechts herüber gezogen hat, zieht es zwischen die Faden des Aufzugs herunter, so daß es unter dem ersten Faden, der vom Zapfen 5 kommt, weg, zwischen ihm und dem zweiten Faden, der von demselben Zapfen nach der Spitze vorläuft, in die Höhe kommt; das in die Höhe ziehen geschieht mit der rechten Hand. Das rechte Ende,

wel-

welches nicht durchgezogen wurde, blieb gleichsam mehr nach der Spitze zu, unter dem durchgezogenen liegen, ist jetzt aber weiter links als das durchgezogne; man faßt es mit der rechten Hand, hebt es über das durchgezogene weg, während der linke Daumen das durchgezogene Ende festhält; jetzt wird das in der rechten Hand befindliche Ende zwischen den ersten und zweiten Stift zunächst bei D und zwar, von D nach E zu gerechnet, eingelegt, und über die Kante des Sohlbrettes scharf herübergezogen, das Sohlbrett wird gedreht, und dasselbe Ende unter dem, vom Zapfen 12, zwischen 12 und 11 herkommenden Faden, welches derselbe ist, der nach dem Zapfen 5, auf der andern Seite hinläuft, weggestekkt, so daß er zwischen diesem und dem folgenden Faden, der auch vom Zapfen 12, zwischen 12 und 13 herkommt, und welches derselbe ist, der nach dem Zapfen 4 auf derselben Seite geht, wieder herausgezogen wird. Jetzt wird auch das vorige Ende, was noch auf der umgekehrten Oberseite dicht an der Kante liegt, über die Kante herübergeholt und zugleich über das eben durchgezogene Ende weggehoben, unter dem letztbenannten Faden, der vom Zapfen 12 herkommt, so weggestekkt, daß das Ende zwischen diesem Faden und dem nächsten, der vom Zapfen 13 kommt, in die Höhe gezogen wird. Jetzt kommt es darauf an, nach und nach alle Faden, die von den Zapfen voran über die Stifte laufen, auf diese Weise einzuarbeiten; man hebt daher das zwischen den beiden vom Zapfen 12 herkommenden Faden, noch auf die Spitze zu liegende vorige Ende, hebt es über das eben durchgezogene weg, stekkt es

zwischen

zwischen die von Zapfen 12 und 13 kommenden Faden, so daß es zwischen den vom Zapfen 13 herkommenden beiden Faden wieder herausgeht, hebt dann das vorige Ende über die Kante des Sohlbrettes weg, so daß der Stift, über welchen der vom Zapfen 13, zwischen 12 und 13, kommende auf der andern Seite nach dem Zapfen 4 zwischen 4 und 3 gehende Faden gelegt ist, von dem Ende umschlungen wird. Das Ende selbst geht wieder unter dem letztbeschriebenen nach dem Zapfen 4 hinlaufenden Faden weg und nun wird wiederum das jetzt noch auf der Unterseite befindliche andere Ende über die Kante des Sohlbrettes herübergeholt, über das zwischen den von Zapfen 4 herkommenden Faden schon in die Höhe kommende Ende weg, zwischen dieselben Faden hinein und zwischen den von Zapfen 4 und 5 herkommenden Faden wieder in die Höhe gestekkt.

So wird nun die Arbeit fortgesetzt, bis sämmtliche Faden des Aufzugs, die über die Stifte gehen, eingearbeitet sind. Ist dies geschehen, so hat man die größte Schwierigkeit überwunden. Aus Vorsicht um den Schuh in der Spitze nicht zu enge zu machen, kann man auf der Oberseite des Sohlbrettes einen Keil unter die Arbeit stekken. Dieser Keil muß die Form von der vordern Hälfte eines Schuhleistens haben, jedoch nur halb so dikk oder hoch sein, und da, wo er breit ist, muß er fast über die ganze Quere des Sohlbrettes weggehen. Die Länge dieses unterzustekkenden Keils oder Stükkes ist etwa 6 Zoll; es muß so viel als möglich gegen die gewölbte Vorderkante des Sohlbrettes vorgepreßt und durch einen Stift, der durch ein in das Sohlbrett bei H gebohrtes

tes Loch gestekkt ist, festgehalten werden. So weit dieses untergestekkte Stükk reicht, wird das Durchflechten des Materials immer von links nach rechts immerfort in die Runde um den Schuh herum fortgesetzt; kommt man an den Stift bei H, ich will annehmen, man wäre von der Unterseite der Sohle wieder auf die Oberseite der Schuhform, also über die Kante BC weggekommen, und arbeitete also von links nach rechts her, so hört man bei demjenigen Stich, der unter dem Faden, welcher vom Zapfen 4, zwischen 4 und 5 herkommt, weggegangen ist, auf, weiter nach rechts zu arbeiten und schlingt statt dessen das andre Ende, welches zwischen den beiden vom Zapfen 4 herkommenden Faden, in die Höhe gegangen war, um dem rechtsliegenden vom Zapfen 4 kommenden Faden herum, so daß er noch um das schon unter diesem Faden liegende Ende herum, wieder zwischen den beiden Faden, die vom Zapfen 4 kommen, in die Höhe geht. Jetzt wird das andre Ende, welches noch unterhalb liegt, zwischen den vom Zapfen 4 und 5 kommenden beiden Faden in die Höhe und um die beiden vom Zapfen 4 herkommenden Faden oberwärts herum und auch zwischen dem vom Zapfen 4 und dem vom Zapfen 3 kommenden Aufzugsfaden hinunter, unter den beiden vom Zapfen 3 kommenden Faden weg und zwischen den Faden, die von Zapfen 3 und 2 kommen, wieder in die Höhe gezogen, das vorige Ende geht auch von oben her über die beiden von Zapfen 3 kommenden Faden und abermals unter die beiden von Zapfen 2 kommenden weg, dann wird noch einmal das vorige Ende über 2 Faden, nämlich die von Zapfen 2

kom-

kommen, weggehoben, jetzt aber wieder unter einem einfachen Faden, was nun der ist, der von Zapfen 1 kommt und der ohnedies einfach ist, weggestekkt; die folgenden Stiche gehen alle wieder unter einfachen Aufzugsfaden durch, und über einfache weg, und man setzt so, ganz wie oben, nur von rechts nach links gehend, die Arbeit fort, bis man über die Unterseite des Leistens weg, wieder auf die Oberseite bis an den von Zapfen 5, zwischen 5 und 4 kommenden Faden gelangt ist; um diesen Faden werden abermals beide Enden des Durchzugs herumgeschlungen, wo denn einiges Nachdenken bald die richtige Lage für die Einschußenden wird finden lassen und wo nun die Arbeit wieder von links nach rechts gehend, fortgesetzt wird, indem auch hier wieder drei Paare von Faden, nämlich das, welches von Zapfen 5, das, welches von Zapfen 6 und das, welches von Zapfen 7 herkommt, zusammengenommen oder wie auf der vorigen Seite die Paare, welche von den Zapfen 4, 3 und 2 kamen, als einfache Faden betrachtet werden. So wird die Arbeit fortgesetzt, und man muß nicht vergessen, die einmal zusammengenommenen Paare von Faden auch fernerhin, so oft man an sie kommt, wieder zusammenzunehmen, oder als einfache Faden zu betrachten. Die obenangeführte Theilung bei dem Vorstekk-Keilchen H bringt den Anzugsschlitz im Schuhe hervor. Das Zusammennehmen von dreimal zwei Faden auf jeder Seite jedes Schlitzes macht, daß die Seitenblätter des Schuhes nicht zu hoch werden. Noch habe ich nicht von dem Wiederanlegen der Einschußenden, die eigentlich höchstens ½ oder ¾ Ellen lang sein dürfen, gesprochen. Will

ein Ende alle werden, so daß man damit noch ein paarmal durchstekken kann, so nimmt man ein frisches Ende von Wolldromen oder Roßhaarschnur, schlingt dies einmal um einen Aufzugsfaden, der dem allewerdenden Ende zunächst liegt, so herum, daß das kurze Ende des angelegten Einschußes nicht inwendig, sondern auswendig hervorkommt und daselbst liegen bleibt, denn diese Seite, die während der Arbeit die auswendige ist, wird nach Beendigung der ganzen Arbeit die inwendige, und jene Trodbeln, die recht häufig vorkommen müssen, so daß man sie sogar durch fingerlange eingelegte Enden, da, wo der lange Durchschuß noch keine Troddeln geben würde, anzubringen sucht, machen die haarige Fütterung des Schuhes aus, die so sehr warm hält. Damit diese Fütterung jedoch nicht knotig, sondern recht dünnhärig und also weich ausfalle, müssen jene Troddeln, noch ehe der Schuh vom Leisten genommen und umgedreht wird, mit den Fingern ausgezupft, ja wohl ausgekämmt werden. Hat man nun, wie oben gesagt, ein Ende angelegt, so wird das, noch nicht ganz verarbeitete vorige Ende in dem richtigen Schlage fortgehend, weiter verarbeitet, und da, wo das angelegte Ende mit dem zu verarbeitenden Durchschuß zusammen einen Doppelfaden ausmacht, welches nach ein oder zwei Stichen nach dem Anlegen geschieht, wird dieser Doppelfaden wie ein einfacher durchgezogen. Ja, es ist überhaupt besser, gleich vom Anfange an zwei oder drei Roßhaarschnüre zusammen als einen Faden zu verarbeiten, oder bei Wolldromen sehr dikke Büschel zu nehmen, weil dadurch der Schuh viel dichter, und wenn man nicht

alle Enden der zusammengenommenen Faden auf einmal aufhören läßt, durch das Anlegen neuer einfacher Enden, die Menge der Trobbeln viel größer wird; nur muß man hierbei erstens nicht vergessen, daß die Enden des aufhörenden Einschusses, der nach dem Anlegen noch ein paar Stiche weit verarbeitet wird, auch außerhalb bleiben, zweitens aber, daß jeder Stich gehörig gegen die Spitze zu, angedrükkt werden muß.

Ist man nun so mit der ganzen Arbeit bis ungefähr $1\frac{1}{2}$ oder 2 Zoll weit an die längliche Hinterscheibe gelangt, wo man nicht gut mehr wird weiter arbeiten können, so zieht man sämmtliche Pflökke heraus, den Schuh aber von dem Leisten herunter, nimmt die zunächst bei den Schlitzekken befindlichen Fadenpaare, bindet diese, indem man jedes Paar als einen Faden betrachtet, fest zusammen, indem man Knoten schlingt, und diese so scharf als möglich anzieht. So fährt man von Paar zu Paar fort. Sollte, wie es hier der Fall sein dürfte, zuletzt ein einzelnes Paar übrig bleiben, so schneidet man dieses auf, und bindet seine beiden einzelnen Faden. Auch da wo ein einfaches Ende einem Fadenpaare gegenübersteht, muß dieses als ein Paar betrachtet und mit dem gegenüberstehenden Paar gebunden werden. Die nun überstehenden Enden werden dicht bei den Knoten abgeschnitten und der Schuh selbst nun umgedreht, indem man die Spitze zuerst nach einwärts drükkt, und bei dem Widerstand, den die dichte Arbeit leistet, durch langsames allmähliges Drükken zur Schlitze herausbringt. Jene Bindeknoten werden, wenn man bei dem Binden gut angezo-

gen

gen hat, durch das sich Aneinanderdrängen des Einschusses, zunächst bei den Bindeknoten und durch die nun innerhalb befindlichen Troddeln fast gar nicht zu bemerken sein. Jetzt ist der Schuh fertig. Bei der Schuhform habe ich nur noch zu bemerken, daß auf der gewölbten Vorderkante des Sohlbrettes in der Zeichnung des Originals nicht Stifte, wie in meiner Beschreibung, eingesetzt, sondern Zakken in die Kante selbst eingeschnitten sind. Ich hatte diese Art Leisten auch, Stifte sind aber besser, als jene Zakken, denn wenn sie ausbrechen, oder sich umbiegen, kann man neue einsetzen; natürlich müssen die Stifte höchstens ¼ Zoll hervorragen. (s. das Kupfer.)

Achtzehntes Kapitel.

Das Peitschenflechten.

Die frühere Art der Peitschenverfertigung hat zwar, seitdem Maschinen, auf denen ein einziger Mensch viele zugleich verfertigen kann, erfunden worden sind, ihre Einträglichkeit fast ganz verloren, allein da der Blinde mit der neuen Vorrichtung keinesweges Peitschen ohne Beistand andrer verfertigen kann, wie ihm dies doch mit dem alten Werkzeug möglich ist, so werde ich dies letztere beiläufig für diejenigen beschreiben, die es zu gebrauchen und deshalb Kenntniß davon zu nehmen wünschen. Zwei runde, einander parallele, 14 Zoll im Durchschnitt haltende Scheiben, die durch senkrecht auf ihnen stehende 15 bis 16 Zoll lange Leisten verbunden sind, bilden das Hauptgestelle. Der Zwischenraum zwi-

schen den Leisten ist mit Leinwand oder Leder ausgeschlagen. Das ganze Gestelle wird von einem in der Länge einer gewöhnlichen Peitsche durchbohrten Fuße getragen. Die Faden oder Lederstreifen, mit denen das Fischbein oder Rohr überzogen werden soll, sind auf Klöppel, die seitwärts am Gestelle herunterhängen, mit Blei ausgegossen und dadurch schwer gemacht sind, aufgewikkelt; die Peitsche ist in dem Trommelgestelle mit einer beweglichen Federschraube befestigt *). Durch die abwechselnde Drehung des Trommelgestelles nach rechts und links, bezieht nun der Blinde, indem er die erforderlichen Verschlingungen macht, den Peitschenstokk und es bestimmt sich die Mannigfaltigkeit des Musters durch die Mischung der Faden, die er mit einander verwebt.

Die Peitsche ist mit ihrem obern Ende an eine Schnur befestigt, die noch viel höher hinauf über eine Rolle läuft und an deren anderm Ende ein Gewicht zur Spannung befestigt ist, wodurch denn der Blinde durch Oeffnung der Schraube, das in die Höheziehen der Peitsche bewirken kann.

Die Blinden sind in dieser Arbeit, die für sie zugleich eine sehr angenehme Erholung ist, außerordentlich gewandt, denn manche unter ihnen können

täglich

*) Anm. d. Ueb. Obschon ich das Beflechten von Peitchen kann, so ist das ganze Fach wegen der Zurichtung der Peitschenstökke, des Flechtens der Peitschenschnüre, und des dabei vorkommenden Ueberziehens der fertigen Peitschen mit Lakk oder Leim doch so reichhaltig und weitläuftig, daß der kurze Raum dieser Blätter keine nähere und gründlichere Erörterung dieses Gegenstandes erlaubt.

täglich auf zehn Peitschen verfertigen, was denn freilich vor der Erfindung der schon oben erwähnten neuen Vervielfältigungsmaschinen in der That ein Erwerbszweig für sie war.

Neunzehntes Kapitel.

Besondere Handarbeiten für Knaben.

Das Weben.

Es giebt wohl keine für die Blinden vorzüglicher passende Arbeit als das Weben und dennoch sind sie, obschon sich seit langer Zeit in der Weberei des Hospitals (der Quinze-Vingts) unter den sehenden Arbeitern ein Blinder befand, der seine Familie durch die Erzeugnisse seiner Arbeit ernährte, zu ihr erst seit der Verlegung der Anstalt nach St. Firmain angeleitet worden.

Das Anscheeren oder Aufziehen der Kette, wozu das Gesicht unentbehrlich ist, ausgenommen, giebt es keinen Theil der Weberei, den die Blinden nicht ausführen könnten: sie richten die Stükke auf dem Stuhle selbst zu, schlichten *) und trokknen die Kette ohne die Faden zu verbrennen.

*) Das Schlichten oder Leimen, welches eine große Spannung und Haltbarkeit der Faden bewirken soll, geschieht gewöhnlich mit Bürsten aus Hundsgraß oder Schoßwurz, um das natürliche Abtrokknen, was zu lange dauern würde, zu beschleunigen, fährt man gewöhnlich unterhalb der Kette auf verschiedene Stellen mit einem Kohlenbekken voll brennender

nen. So bereiten sie Drillich zu Sakkleinwand und Segeltuch, desgleichen gemustertes Tischzeug, ja wir haben es sogar dahin gebracht, bunte, vielfarbige baumwollene Taschentücher machen zu lassen. Um beim Durchschießen des Schiffs, Fehler zu vermeiden, oder wenigstens die schon gemachten zu bemerken, dient folgende Vorrichtung: Es ist rechts von der Kette ein Faden, in welchen Knoten von verschiedener Dikke geknüpft sind, die die Wechselung der Farben, und die Zahl der Querschüsse mit jedem einzelnen Schützen bezeichnen, angebracht und mit der Kette auf den Kettenbaum aufgerollt. Am Ende der verschiedenen Weberschützen oder Weberschiffchen sind nach einer getroffenen Uebereinkunft ein oder mehrere Kerben eingeschnitten, die zum Wiedererkennen der Farben dienen.

Unser Weberstuhl ist von dem gewöhnlichen nur noch durch ein einziges Zahnrad, das auf der rechten Seite des Stuhles an dem Kettenbaum angebracht ist, unterschieden: eine Art Hebelarm oder sogenannter Hemmhaken greift in die Zähne dieses Rades ein, durch einen nach vorne laufenden an dem Hemmhaken angebrachten Strikk kann dieser bewegt und dadurch die Hemmung aufgehoben werden, so daß auf diese Art der Arbeiter, ohne seinen Platz zu verlassen, die Kette nach Maaßgabe des schon gewebten und auf dem Brustbaum aufzuwikkelnden Stükks nachlassen oder abbäumen kann.

Stükke Holz, deren Flamme man gegen die Faden richtet, hin. Die Blinden halten hierbei, um das Anzünden zu verhüten, die Hand zwischen der Kette und dem Kohlenbekken.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Das Beziehen der Strohstühle.

Das Beziehen der Stühle ist ein Erwerbsgeschäft, das die Blinden mit vieler Leichtigkeit betreiben, und man wird sich von der Leichtigkeit der Arbeit bei einem Blikk auf die beigefügte Zeichnung überzeugen können.

Man nimmt zu dem Beziehen gefärbtes oder ungefärbtes gewöhnliches Roggenstroh, weicht dieses ein, macht alsdann Bündel, deren Faden man mit einem hölzernen Kolben an einander schlägt, um stärkere oder schwächere Strikke daraus zu machen. Der Stuhl wird auf ein, mit Schrauben versehenes Drehkreuz mit doppelten Armen gesetzt, die Arme dieses Drehkreuzes stekken auf einem Zapfen, der, damit das ganze Gestelle von der Schwere des Stuhles nicht umgeworfen wird, in einen großen Stein eingelassen ist. Der Blinde sitzt vor dem mit Stroh zu beziehenden Stuhle, befestigt, indem er die Hände oberhalb des Stuhles hält, an dessen Rükkseite nach der Lehne zu, die einzelnen Strohstränge, während er bei jedem neuen Strange, den er befestigt, den Stuhl herumdreht, und die Blinden können sowohl einfärbig als bunt beziehen. Eine Art von Stuhlarbeit ist für die Blinden jedoch die passendste, es ist dies nämlich die Verfertigung der starken weißen Holzstühle, deren man sich in Kirchen und in Lustgängen bedient *).

Das

*) Anm. des Ueb. Auch das Beziehen sowohl vierekkig als rund ausgeschnittener Stuhlsitze mit Streifen von spanischem Rohr,

Das Verfertigen der Strohhüte erwähne ich nicht, da ja die Art der Verfertigung hinlänglich bekannt ist. Auch schlägt diese Arbeit in sehr vielen Fällen in das Strohflechten der Stühle ein. Die Blinden verfertigen die fünfhalmigen flachen Strohbänder, die denen, aus welchen man in der Schweiz Frauenstrohhüte machte, gleichen, sehr gut. Mit einander in Verbindung bringen, können sie diese jedoch nicht, daher haben sie die Anfertigung glatter Strohhüte mit Durchkreuzungen und Tressen völlig aufgegeben, zumal da der Beifall, den sie fanden, eben so gering wie der Absatz war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Seilerei.

Das Seilerhandwerk, das der Blinde sehr leicht erlernt, eignet sich vorzüglich für diejenigen, die die Seeküsten bewohnen.

Um

Rohr, ist eine für den Blinden sehr zwekkmäßige und von ihm eben so gut, als von einem Sehenden auszuführende Arbeit. Der Blinde erlernt sie zuerst am besten mit Bindfaden und zwar zuvörderst auf einem vierekkig, dann auf einem rund ausgeschnittenen Musterrahmen, der zur Abkürzung der Arbeit und zum leichtern Ueberblikk für den Lernenden nur klein sein darf, auch das Spalten der Rohrstangen, das Glatthobeln und Schmalmachen der einzelnen Streifen kann der Blinde so gut wie ein Sehender nach einiger Vorübung verrichten.

Um sie daran zu gewöhnen, einen gleichmäßigen Faden zu spinnen, bedient man sich anfangs ganz groben Werges. Auch hier wird die rechte Hand vor der linken gehalten *), um so, wie es schon beim Spinnen bemerkt wurde, allzugrobe Butzen, die den Faden ungleich machen würden, zu verhüten. Eben so ist es wesentlich nöthig, den Hanf oft anzufeuchten. Das Rad muß langsam gedreht werden, damit kein zu heftiges und rasches Drehen des Fadens statt finde, weil der Blinde das Werg nicht so schnell, wie der Sehende, ausziehen kann.

Der Nichtsehende kann recht gut gewöhnliche Strikke aus mehrern Faden zusammendrehen, größere Seile und Taue jedoch ist er nicht im Stande so gut wie der Sehende zu verfertigen. Ueberdies wird ja dieser Theil der Seilerei, seitdem man Maschinen erfunden hat, die das Drehen der größern Seile viel schneller und gleichmäßiger, als Menschen es im Stande sind, leisten, nicht mehr mit Händen verrichtet.

Auch zum Hecheln des Hanfes, selbst auf den feinsten Hecheln, kann der Blinde gebraucht werden, und die Feinheit seines Fingergefühls leistet ihm bei dieser Verrichtung fast bessere Dienste, als uns unser Gesicht.

Eben so macht er den geschikktesten Gebrauch von den Wikkelmaschinen und wikkelt den Bindfaden gewiß nicht weniger regelmäßig, wie der Sehende es nur immer thun kann.

---

*) Anm. des Ueb. Das vor der linken Hand halten der rechten scheint mir hier näher auf den Leib zu, heißen zu sollen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Korbflechten.

Das Korbmachen ist nur ein Geschwistergeschäft der schon beschriebenen Dekkenarbeit, und es war eines der ersten Geschäfte in der hiesigen Anstalt, zu welchem man die Blinden anleitete, weil sie alle Theile desselben ohne Hülfe eines Sehenden ausüben können, und nur die Schwierigkeit, die gefertigten Waaren unterzubringen und hauptsächlich der Mangel bedeutender Vorschußkapitalien ist der Grund, warum wir seit einiger Zeit keine Korbmacherwerkstätte mehr in der Anstalt haben. Die gefertigten Waaren nahmen früher mehrere Vorrathskammern ein, und verdarben wohl auch durchs Vertrokknen. Nichtsdestoweniger war die Korbmacherei für die Blinden, die sie betrieben, ein vollkommen passendes Geschäft, denn sie verfertigten sehr nette Arbeiten, nicht blos von Weidenruthen und Binsenstreifen, sondern auch von Reis- und anderm Stroh, die denen der blinden Arbeiter des Londoner Hospitals, die fast allein das Korbmachen betreiben, an Vollkommenheit durchaus nicht nachstanden *). Was die Regelmäßigkeit der Arbeit, die richtige Vertheilung und Zusammenstellung der Farben sowohl in Weiden als Stroharbeit anbelangt, so wird der

*) Anm. des Ueb. Auch in Dresden zeichnen sich die Blinden durch außerordentliche Geschicklichkeit in gemusterter Korbmacherarbeit aus.

der Blinde hierin selbst von dem Sehenden nicht übertroffen, und es wird diese Handarbeit für diejenigen, die die östlichen Kreise von Frankreich und andre Orte, wo viel Korbmacherei getrieben wird, in Zukunft bewohnen werden, stets einen Erwerbszweig abgeben. Auch wir werden, sobald die Erweiterung des Raumes und das Wachsthum der Kräfte der Anstalt es nur erlauben, wieder eine Korbmacherei einrichten.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Das Dekkenmachen aus Stroh, gewöhnlichen und spanischen Binsen.

Ich habe es schon oft gesagt und wiederhole es nochmals: je leichter die Arbeiten sind, die man dem Blinden lehrt, desto mehr Vortheil haben sie für ihn, und doch ist nichts leichter, als ihn durch die Gewöhnung an das Ueberwinden der scheinbar unübersteiglichsten Hindernisse zu den größten Künsteleien abzurichten; doch von welchem Vortheil sollen wohl für diese Unglükklichen manche auch nicht den geringsten Nutzen bringende Arbeiten sein?

Denjenigen Theil der Dekken- oder Mattenarbeit, der in dem Anfertigen von Stroh- und Binsenmatten besteht, lernen alle unsre Zöglinge ohne Unterschied, weil diese Stroharbeiten fast in allen Theilen Frankreichs, wo ihr Gebrauch eingeführt ist, den sichersten Absatz darbieten.

Strohdekken. Es werden diese Dekken viel besser aus Roggen= als aus Weizenstroh, welches leztere weit schwieriger zu verarbeiten, und nicht so haltbar ist, gefertigt *). Den Anfang macht man mit

*) Anm. des Ueb. Ich selbst kenne bis jezt zwei Arten von Strohdekken, wovon ich die eine, welche die Gärtner zur Ueberdekkung ihrer Mistbeete brauchen, oder die auch vor Fenster zum Schutz gegen die kalte Luft gehängt werden, die gebundenen, die andre Art aber, welches vorzüglich solche Strohdekken sind, die meist in der Form länglichrunder Scheibən zum Reinigen der Füße vor Stubenthüren gelegt werden, die geflochtenen Strohdekken nennen möchte. Ich will in der Kürze ihre Anfertigung beschreiben, und fange mit den gebundenen an.

Das Stroh, welches verarbeitet werden soll, muß rein von allem Unkraut sein, und so viel als möglich aus langen noch nicht geknikkten Halmen bestehen. Um solches Stroh zu erhalten, muß der Blinde das gewöhnliche Stroh schlichten, d. h. er faßt aus einer aufgebundenen Schütte ein Büschel mit der linken Hand ziemlich nahe bei der Aehrenseite, läßt dieses Stroh zwischen dem Daumen und den übrigen Fingern derselben, indem er es eine Viertelelle hoch mit seinen Enden über die Erde in die Höhe hebt, auf die Erde heruntergleiten, stößt es einigemal leise auf, wodurch die Enden ganz gleich zu liegen kommen und das kürzere Unkraut sich herunter senkt, welches er nun, indem er mit der linken Hand das Büschel oberhalb festhält, mit der rechten Hand abstreift. Auf diese Weise wird das Stroh klar und er darf das so geschlichtete Stroh nur glatt aufeinanderlegen, um es alsdann eben so wieder wegnehmen zu können.

Will

mit dem Einweichen des Strohes, klopft dies alsdann, damit es biegsamer wird, mit einem Kolben. Das

---

Will er die Arbeit anfangen, so wird das Stroh angefeuchtet; der Blinde faßt eine derbe Handvoll, sucht das Stroh so viel als möglich in der Mitte zu pakken, theilt alsdann mit der andern Hand die gefaßte Masse in zwei gleiche Theile, wendet die Wurzelseite rechts und links von sich ab, legt nun dies Büschel, dessen Aehrenseiten also in der Mitte übereinandergelegt sind, auf den Boden oder auf einen Tisch vor sich hin, wenn er auf diesen Boden oder Tisch zuvor 5, 7 oder noch mehr Faden in gleichmäßigem Abstande hingelegt hat. Jetzt bindet er mit jenen Faden, die etwa zwei Ellen lang sein können, mit Wachs oder Pech vorher bestrichen werden müssen, in fünf Stellen so, daß rechts und links die Wurzelenden etwa noch eine Viertelelle hervorragen und die Bindungen gleichweit von einander entfernt sind. Um dies letzte, den gleichen Abstand der Bindungen desto leichter zu treffen, darf der Blinde sich nur einen Stab zurechtschneiden, dessen Länge die Breite der Dekke sein kann, und worin so viel Kerben eingeschnitten sind, als Bindungen gemacht werden sollen, wo denn der Blinde beim Binden nur den Stokk anlegen, zuerst den richtigen Abstand der äußersten Bindungen prüfen und dann durch Verschiebung der noch nicht ganz fest zugezogenen übrigen Bindungen auch den richtigen Abstand dieser bewirken kann, da auf diese ja nur die eingeschnittenen Kerben treffen dürfen. Das Binden selbst darf kein Knoten sein, sondern nur ein zweimaliges Durchschlingen, so als wollte man einen Knoten anfangen. Ist die erste Schicht gebunden, so wirft der Blinde die eine Hälfte der Bindungsenden auf

Das Geflechte muß, damit es flach und recht glatt werde, immer aus drei Zöpfen oder Streifen gebildet,

---

auf sich zu, die andere Hälfte von sich abwärts; dies thut er natürlich am besten gleich bei dem Zuziehen jeder einzelnen Bindung. Nun legt er wieder an, wie oben beschrieben; sein Gefühl wird ihn leicht belehren, daß die neue Schicht nicht dikker oder dünner als die vorige Schicht werde, und daß die Wurzelenden nicht etwa über die der schon gebundenen Schicht allzu viel hervorragen. Das Binden und Anlegen neuer Schichten wird fortgesetzt, bis die Matte die erforderliche Länge hat, wo man die letzten Enden fest zubindet. Es versteht sich wohl von selbst, daß man, wenn die ersten Bindefaden zu kurz werden, neue anknüpft. Soll eine solche Dekke als Kälteschutz vor einem Fenster angebracht werden, so bohrt man in die Rahme des Fensters oberhalb der obersten Flügel zwei Löcher, wovon jedes von der Mitte des Fensters etwa anderthalb Viertelellen absteht, so daß ihr ganzer Abstand drei Viertelellen beträgt. Zwei lange Faden werden durch diese Löcher gezogen, an der einen schmalen Seite der Dekke in dem nämlichen Abstande gut befestigt, so daß man vermittelst dieser Faden die Dekke heraufziehen und herunterlassen kann. Ist die Dekke aufgezogen, so wird die andere schmale Seite der Dekke auf dem untern Fenstersims ruhen, und es ist gut, daß man sie hier befestigt, weil die Dekke sonst leicht, bei sehr hohen Fenstern, wo sie also auch sehr lang ausfallen wird, beim Herunterlassen die Fenster eines tiefern Stokwerks, wenigstens von oben her, bedekken dürfte. Jene Befestigung ist jedoch willkührlich.

det, und die Blinden müssen bald daran gewöhnt werden, das Ansetzen neuer Zöpfe nur unterhalb zu ver=

Die zweite Art von Dekken, nämlich die geflochtene, wird so gemacht: Wenn man vorher das Stroh, wie bei der ersten Art geschlichtet und angefeuchtet hat, bindet man ein mäßiges Büschel bei den Wurzelenden mit einem Bindfaden fest zusammen, knüpft den Bindfaden in eine Schlinge und hängt ihn an einen Haken, theilt alsdann den gemachten Büschel in drei gleiche Theile, flechtet aus ihnen, wie aus Haaren, einen dreitheiligen Zopf, legt, wenn die Halme dünn werden, so viel Halme zu, daß immer eine gleichmäßige Dikke dieser drei Theile erhalten wird, die Wurzelenden werden übrigens sämmtlich nach oben zugelegt. Hat man so einen Zopf von dreißig und mehr Ellen fertig, so feuchtet man den wieder trokken gewordenen Zopf abermals an, schneidet die auf den Anlege= und andern Stellen noch hervorragenden Aehren und Wurzelenden genau und sauber ab, klopft alsdann den Zopf mit einem hölzernen Hammer oder Schlägel breit, schneidet auch noch alle aus der Anfangsbindung des Zopfes hervorragenden Enden genau ab, rollt nun, bei diesem Ende anfangend, den Zopf aus freier Hand in eine Scheibe, so daß die schmalen Kanten des breitgeschlagenen Zopfes immer wieder an einander zu liegen kommen. Mit einer etwa 12 Zoll langen sehr dünnen, nicht ein halb Zoll breiten, federharten eisernen Nadel, in deren einem Ende ein Oehr ist, zieht man einen, in dieses Oehr eingefädelten Faden, so lange die Scheibe noch klein genug ist, durch alle nebeneinander liegende Zöpfe querdurch, indem man natürlich mit der Nadel immer in die schmalen Seiten des Zopfes

verrichten, damit auf der Oberfläche der Matte keine Enden hervorstehen. Auch müssen sie mit dem Anlegen eines folgenden Zopfes nicht warteu, bis der vorige gänzlich verarbeitet ist, weil sonst die Matte ungleiche Stärke bekommen würde. Das Stroh selbst ist an einem Gestelle befestigt, vor welchem der Arbeiter sitzt oder steht.

Binsendekken. Die Dekken werden aus Binsen, die man an den Ufern der Flüsse sammelt, gemacht. Die grünliche Farbe, die sie gewöhnlich haben, erspart bei ihnen das Färben; auch sie werden zuvor, um das Schlagen und Verarbeiten zu erleichtern, wie das Stroh eingeweicht; doch muß man hierbei Sorge tragen, daß die Dekke, wenn sie fertig ist, auch wieder gehörig abtrokkne, damit sie durch das, in den Marktheilen der Binsen zurükkgehaltene Wasser nicht modrig werde. Die Binsendekken sind viel leichter als Strohdekken zu verfertigen, weil bei ihnen nur drei Theile verschlungen werden.

Zopfes hineinsticht, so daß die Spitze auf der andern schmalen Seite wieder herauskommt, und hier im ersten Falle der gegenseitigen Befestigung, gleich wieder in die schmale Seite des zunächstliegenden innern Zopfes hineinfährt. Ist jedoch die Scheibe schon zu groß, so befestiget man nur jedesmal den freien Theil des Zopfes an den zunächst liegenden schon befestigten Zopf, giebt hierbei Achtung, daß der Faden, der die Bindung bildet, nicht sehr zum Vorschein komme; das Ende des Zopfes muß dünn sein, damit sich dasselbe unmerklich am Rande der Scheibe verlaufe.

Dekken aus spanischen Binsen. Diese Dekken, welche wegen ihrer grünen Farbe auch Rasenteppiche heißen, werden aus einer sehr feinen Binsenart, die in Spanien an den Küsten des Mittelländischen Meeres wächst, verfertigt. Man bedient sich ihrer dort zu Lande, um daraus eine gröbere Art Matten zum Einhüllen der Soda von Alikante, zu machen. Diese letztern Matten kauft man bei den Spezereihändlern auf, um die Binsen aus ihnen zu benutzen; es muß jedoch ein mehrfaches Auslesen der Binsen nach Maaßgabe ihrer Länge und Dikke statt finden, und sie werden, wenn man sie verarbeiten will, nach der Auswahl in Bündel gebunden und fest zusammengeschnürt, um so das Schlagen mit einem eisernen Kolben, wodurch die einzelnen Halme gebrochen und in wollartige Fasern getheilt werden, zu erleichtern. Aus diesen nun so zubereiteten Binsen fertigt man fünftheilige Streifen, muß diese jedoch, da sie gewöhnlich eine gelbliche Farbe *) haben, erst grün färben.

Die einzelnen Flechten werden an eisernen Haken, die in zwei lange Querbalken eingeschlagen sind,

*) Die dazu nöthige grüne Farbe wird auf folgende Art verfertigt: Man löst drei Unzen Indigo in einer Kanne verdünnter Schwefelsäure auf, wodurch anfangs eine bläuliche Farbe entsteht; diese wird dadurch grün, daß man zu dieser Auflösung noch ein Pfund zu Pulver gestoßner gelber Kurkume-Wurzel, die man in sieben Eimer Wasser kalt aufgelöst hat, beifügt, womit man ungefähr 19 Klaftern Matten färben kann.

sind, von dem auf der Matte sitzenden Blinden mit gewichstem Bindfaden zwei und zwei, dann vier und vier Stükk u. s. f. zusammengenäht.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Spiele für Blinde.

Der gewöhnliche Zustand der Zurükkgezogenheit, in dem sich Blinde durch den Mangel an Zerstreuung gewöhnlich befinden, macht einige Ergötzungen für sie nöthig, wodurch wir denn auch veranlaßt worden sind, sie mit einigen unsrer Spiele bekannt zu machen: da man wohl nicht genug zur Schikksalsversüßung dieser Unglükklichen beitragen kann; und so hoffe ich, wird man es mir wohl auch, der guten Absicht wegen, verzeihen, wenn ich hier die Beschreibung einiger dieser Spiele beifüge.

Die Karte spielen Blinde schon sehr lange sowohl unter sich als mit Sehenden sehr geschikkt; daher ist es auch schon versucht worden, Karten mit erhöhten Bildern für sie zu verfertigen, allein diese Erhöhungen verflöchten sich nach und nach durch das gegenseitige Reiben der Karten an einander und verleiteten nur zu Irrthümern. Ueberhaupt erkennen die Blinden die Karten weit besser an Nadelstichen. Diese Art von Karten wird auf folgende Weise verfertigt *). Treffle oder Eicheln mag zum Bei-

*) Anm. des Ueb. Für ältere Blinde, deren Gefühl nicht mehr so genau unterscheidet, wie das der Kinder, dürfte meine

Beispiel dienen. Der König ist durch einen von beiden Seitenrändern der Karte gleich weit, von dem obern Rande aber nur ein Drittel der ganzen Länge entfernten Stich bezeichnet; die Königinn oder der Ober durch einen rechts oben nur ein Sechstel der Kartenlänge von dem obern Querrande abstehenden Punkt; der Bauer, Bube oder Unter durch einen eben solchen nur links stehenden Stich; das Daus durch einen ebenfalls nur den sechsten Theil vom Oberrande ent-

---

meine Art, wie ich von Jugend auf Karten gezeichnet habe, vielleicht sicherer und deutlicher zu erkennen sein. Mein Grundsatz ist dieser: es giebt vier Farben und acht Karten, dafür sind zwölf Zeichen nöthig, die Farbenzeichen stehen in der Mitte des schmalen Oberrandes; ein Stich ist Herz, zwei Stich neben einander Schippen, drei Stich, nämlich noch ein Stich unter dem Schippenzeichen ist Kreuz, und durch vier Stiche, je zwei und zwei untereinander wird Schellen ausgedrükkt. Dieselbe einfache Bezeichnung in der rechten Oberekke der Karte angebracht, gilt zur Bezeichnung der 7, 8, 9, und 10, so daß 7 einen, 8 zwei, 9 drei, u. s. w. Stiche hat, eben so hat der Unter einen, Ober zwei, König drei und Daus vier Stiche, nur daß diese um ein Drittel der ganzen Kartenlänge, tiefer als die Zeichen für 7 u. s. w. stehen und am rechten, langen Seitenrande der Karte angebracht sind.

Auch Würfel habe ich fertigen lassen. Es sind nämlich bei diesen die Felder vertieft eingeschnitten und die Augen durch Stifte angezeigt, welche in diesen vertieften Feldern stehen, und deren Höhe die Höhe der Würfelränder nicht übertrifft.

entfernten, jedoch in der Mitte höher als der Punkt für den König befindlichen Stich; die Zehn durch einen, ein Drittel vom obern Rande entfernten Stich zur Rechten; die Neun durch einen, dem Zehnzeichen gegenüber auf der linken Seite in derselben Entfernung vom Oberrand befindlichen Stich; die Acht ist so wie die Königinn, und die Sieben so wie der Bube bezeichnet, nur daß hier die Stiche zwischen dem Daus= und Unterstich stehen. Die übrigen Karten sind auf die nämliche Weise bezeichnet und sie unterscheiden sich nur durch die Zahl und Stellung der Stiche. Herz ist durch zwei wagerecht nebeneinanderstehende Stiche angedeutet, Schippen durch zwei schrägstehende und Schellen durch zwei senkrecht übereinanderstehende Stiche. Der Durchstich geschieht von der Rükk= nach der Vorderseite, damit die Bezeichnung auf der Bildseite gefühlt und die Karte, wenn der Blinde mit einem Sehenden spielt, nicht gesehen werden kann. Die Stiche brauchen nicht sehr weit, sondern nur mit einer feinen Nadel gemacht zu sein, da nur wenige Blinde sie nicht leicht erkennen werden.

Das Schachspiel. Das Schachspiel eignet sich völlig für den Blinden, weil es zur Berechnung nöthigt, und er selbst bei seinen Erholungen die Spiele wählt, die seine Einbildungskraft beschäftigen können. Die Steine müssen auf dem Schachbrette befestigt werden, bei uns geschieht es durch runde Zapfen, die unterhalb am Fuße der Figuren angebracht sind, und mit denen diese in die auf den Feldern des Schachbrettes eingebohrten Löcher gestekkt werden. Der Blinde erkennt die Steine seines

Gegners an einem sehr feinen, fast unwahrnehmbaren, oberhalb auf dem Knöpfchen, in welchen die Figuren sich endigen, angebrachten Punkt, da er die Figuren, die vermittelst des eingestekkten Zapfens feststehen, ohne Gefahr, sie, wie dies ja oft bei gewöhnlichen Spielen dem Sehenden geht, umzuwerfen, befühlen kann.

Das Damenbrettspiel. Wenn die Damensteine nur von verschiedenem Holze gemacht sind; so kann der Blinde auch auf einem gewöhnlichen Damenbrette spielen. Wollte man jedoch für ihn ein besouderes Brett machen lassen, so würde es immer gut sein, die Felder der einen Farbe etwa eine Linie tiefer als die der andern Farbe und eben so die Steine durch eine kleine Vertiefung oberhalb unterscheidbar zu machen. Auch hier kann man auf der Unterseite der Steine Zapfen und in die Felder Löcher anbringen, und so die den Steinen einmal gegebne Stellung mehr sichern.

Mit eben so vieler Geschikklichkeit spielt der Blinde Trikktrakk, wenn das Spielbrett für ihn eingerichtet ist; auch Domino, Würfel und alle Spiele des Sehenden macht er, vorausgesetzt, daß man ihm nur die Zahlen, die Figuren, zu deren Fühlbarmachung er kein Mittel hat, gewissenhaft anzeigt, mit.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Beschluß *).

Ich beendige hier das, was ich über den Unterricht der Blinden zu sagen hatte. Möchte die Mühe, die ich mir gegeben habe, mich des Wohlwollens meiner Leser würdig zu zeigen, nicht gänzlich verloren sein! Ich würde mich glükklich schätzen, wenn dieses etwas zur Entschuldigung der Unvollkommenheiten meines, in aller Schnelle und unter den mühevollen Beschäftigungen meines Amtes niedergeschriebenen Werkes beitrüge.

Der größte Theil meines Werkes war mit Beschreibungen von Arbeiten und Uebersetzungen, die sich

*) Anm. des Ueb. Es folgen hier also in dem Originale drei Gedichte, die der Verfasser als Proben von der Dichteranlage einzelner Blinden beifügt. Benimmt nun schon eine jede Uebersetzung in ungebundner Rede dem Original etwas von der Eigenthümlichkeit der Darstellung und des ganzen Geistes, den der Sinn einer fremden Sprache nur allzuoft in dieselben Worte zu legen erlaubt, so wird dieses gewiß noch mehr bei dichterischen Uebersetzungen statt finden; darum habe ich den Grundtext der französischen Gedichte beigefügt und ihm die ungebundene Uebersetzung folgen lassen, indem ich das offene Geständniß ablege, daß ich keine Dichtergaben zu besitzen glaube, am wenigsten die, die mich zu einer Uebersetzung in gebundener Rede berechtigten; und es mögen Kenner die Wahrheit dieses meines eignen Urtheils über mich selbst an der von mir auch im Versmaaß versuchten Uebersetzung des zweiten Gedichts prüfen.

sich in der That nicht leicht veredeln und verschönern lassen, angefüllt. Ich habe indessen das, was ihm an Richtigkeit des Vortrags und Reinheit des Ausdrukks fehlt, durch Genauigkeit der Thatsachen zu ersetzen gesucht; und ich wiederhole es, indem ich ende, noch einmal, dies war das Ziel, welches ich mir gestekkt hatte, ich wollte den Blinden, seine Eigenschaften und seine Fehler kennen lehren, ich wollte es aussprechen, wozu er mit Nutzen im Fache der Wissenschaften oder Arbeiten könne angeleitet werden, und ich wollte Empfindungen des Wohlwollens und der Theilnahme zu seinem Vortheil erregen; erfüllt sind alle meine Wünsche, wenn ich dieses mein Ziel erreicht habe.

Ich habe, im Verlauf meines Werkes, erwähnt, daß die Blinden sich auch mit der Dichtkunst nicht ohne Erfolg beschäftigen. Ich füge daher einige Sachen, die von Zöglingen der Anstalt geliefert worden sind, als Proben bei.

Traduction de la liberté ou *la parfaite indifférence.*

(Ode de Métastase.)

Enfin, grâce à ta perfidie,
Les dieux ont eu pitié de moi;
J'existe, et ce n'est plus par toi,
Nice, que je tiens à la vie:
Cette fois, j'en suis bien certain,
Ce n'est point un flatteur mensonge;
Ma liberté n'est point un songe,
J'ai brisé mon fatal lien.

Je ne sens plus l'ardente flamme
Dont l'amour consumait mon sein;
Sous l'apparence du dédain,
Il ne règne plus dans mon âme:
Sans même changer de couleur
J'écoute ton nom, ton langage;
Et quand je fixe ton visage,
Je ne sens plus battre mon coeur.

De mes songes, quand je sommeille,
Tu n'es pas toujours le sujet;
Tu n'es pas le premier objet
Qui m'occupe quand je m'éveille,
Sans émotion, sans désir,
Je sais supporter ton absence,
Et je me trouve, en ta présence,
Sans peine comme sans plaisir.

Si je m'entretiens de tes charmes,
Je ne me sens plus attendrir;
Je rappelle sans repentir
Mes torts, jadis source de larmes.
Je ne sens plus, quand je te vois,
Ce trouble si doux lorsqu'on aime;
Je puis, avec mon rival même,
Parler transquillement de toi.

Regarde moi d'un air farouche;
Parle-moi d'un ton de pitié,
Tes dédains et ton amitié
N'ont désormais rien qui me touche.
Ce sourire, trop séducteur,
Sur moi n'a plus aucun empire,
Et ces yeux, j'ose te le dire,
Ne savent plus trouver mon coeur.

Jadis ma gaîté, ma tristesse,
Mon infortune, mon bonheur,
'Etaient le fruit de ta froideur
Ou de ta perfide tendresse.
Aujourd'hui, maître enfin de moi,
J'aime les côteaux, les bocages,
Et dans les lieux les moins sauvages
Je me deplais même avec toi.

'Ecoute si je suis sincère;
Je te trouve encor des appas;
Mais, comme autrefois, tu n'es pas
L'unique objet qui peut me plaire.
Ose entendre la vérité:
Je vois sur ton charmant visage
Tel défaut, qu'avant d'être sage,
Je croyais être une beauté.

A ma honte, je le confessé,
Lorsque je rompis mes liens,
Je crus voir finir mes destins;
Mon coeur se brisait de tristesse:
Mais, je le sens, pour s'affranchir
D'un si rigoureux esclavage,
Le mortel même le moins sage
Consentirait à tout souffrir.

L'oiseau qui dans la glu s'empêtre,
Quelquefois perd, en se sauvant,
Ses plumes, et chante pourtant
Dès qu'il se voit libre et sans maître.
Il renouvelle en peu de jours
Ses plumes, et l'expérience
Fait qu'il évite avec prudence
Les piéges qu'on lui tend toujours.

Je le sais, tu crois que ma flamme
N'est pas éteinte pour jamais;
Tu te flattes que tes attraits
Subjugueront toujours mon âme.
Non, non, d'un amour qui n'est plus,
Nice, si je parle sans cesse,
C'est qu'un rappelle avec ivresse
Tous les dangers qu'on a courus.

Je m'entretiens de tes caprices,
Je parle de mes maux passés.
Comme on voit des soldats blessés
Montrer leurs nobles cicatrices;
Comme on voit, libres et contens,
Les esclaves conter leurs peines,
Et montrer les pesantes chaines
Qui les accablèrent long-temps.

Je parle; mais ma seule envie
Est de me distraire un moment,
Sans me soucier nullement
Que Nice à mes discours se fie.
Je parle avec sincérité,
Sans redouter qu'elle me blâme,
Et sans m'informer si son âme
Conserve sa tranquillité.

Tu perds le coeur le plus sincère;
Je perds l'objet le plus léger:
Qui plus long-temps doit s'affliger
De la perte qu'il vient de faire?
Nice va bientôt éprouver
Qu'il n'est point d'amant si fidèle,
Et qu'une perfide comme elle
Est toujours facile à trouver.

Roques.

I.

Erklärung der Freiheit oder die vollkommne Ungebundenheit.

Endlich, Dank sei es deiner Treulosigkeit, die Götter haben Mitleiden mit mir gehabt, ich lebe, und nicht um deinetwillen, Einfältige, klebe ich mehr am Dasein; für diesmal bin ich deß gewiß, es ist keine schmeichelnde Lüge mehr; meine Freiheit ist nicht mehr ein Traum, gesprengt habe ich die widerlichen Banden.

Ich fühle nicht mehr die brennende Flamme, womit die Liebe meinen Busen verzehrte; unter dem Scheine hämischer Herabwürdigung herrscht sie nicht mehr in meiner Seele; und ohne die Farbe zu wechseln, höre ich sogar deinen Namen, deine Sprache, und wenn ich dein Antlitz betrachte, fühle ich mein Herz nicht mehr pochen; du bist nicht mehr meiner Träume einziger Gegenstand; nicht mehr bist du das Einzige, was mich beschäftigt, wenn ich erwache. Ohne Bewegung, ohne Begierde kann ich dein Wegsein ertragen, und ich finde bei deinem Dasein mich ohne Beengung wie ohne Vergnügen.

Unterhalte ich mich von deinen Reizen, so zerschmelze ich nicht mehr; ich erinnere mich ohne Reue meiner Thorheiten, einst Quelle meiner Thränen. Ich empfinde nicht mehr, wenn ich dich schaue, jene Unruhe, die so süß ist, wenn man noch liebt; ja ich könnte selbst mit meinem Nebenbuhler ruhig von dir plaudern. Sieh mich nur an mit einer krausen Stirne, sprich in des Mitleids Tone nur zu mir; dein Hohn und deine Freundschaft hat fürderhin nichts mehr, was mich erregt. Jenes Lächeln, nur allzu verführerisch, hat keine Macht mehr über mich, und ich wage es dir zu sagen, jene Augen treffen nicht mehr mein Herz. Einst waren sie meine Lust und meine Traurigkeit, mein Unglükk oder Glükk, die Frucht von deinem Kaltsinn oder deiner ungetreuen Zärtlichkeit. Jetzt wieder Meister meiner selbst, lieb' ich die Hügel nur, die Wälder und am belebtesten Orte mißfällt es mir mit dir. Höre mich nur an, da ich nun einmal offenherzig bin: ich finde noch Reize an dir, allein nicht mehr wie sonst bist du der einzige Gegenstand, der mir gefallen kann. Fasse Muth, die Wahrheit zu hören: ich erblikke auf

deinem niedlichen Gesicht manche Fehler, die ich, bevor ich weise wurde, für eine Schönheit hielt. Zu meiner Schande gestehe ich es, als ich meine Fesseln zerbrach, glaubte ich mein Leben zu enden, glaubte ich, mein Herz werde zerspringen vor Wehmuth. Doch ich fühle es wohl, um sich zu befreien von so rauher Sklaverei würden selbst die größten sterblicher Thoren alles zu erdulden sich verstehen. Der Vogel, der am Leime haften bleibt, verliert zuweilen seine Federn wohl, wenn er sich rettet, allein er singt, weil er sich frei und ohne Herrn sieht. Er erneuert in wenigen Tagen sein Gefieder und die Erfahrung macht, daß er die Schlingen mit Klugheit nun vermeidet, die man ihm täglich stellt.

Ich weiß es wohl, du glaubst, daß meine Flamme nicht für immer sei erloschen, du schmeichelst dir, daß deine Reize stets noch meine Seele unterjochen werden. Nein, nein, wenn ich von einer Liebe rede ohne Unterlaß, die nicht mehr ist, Nice (Thörinn) so geschieht dies, weil mit Begeisterung jeder der Gefahren sich erinnert, die er durchlaufen hat. Ich unterhalte mich von deinen Launen, ich spreche von meinen vergangenen Uebeln, wie man den wunden Kämpfer seine edeln Narben zeigen sieht, und wie man sieht den freien Sklaven ruhig über seine Qualen die Fesseln zeigen, die so lange ihn gedrükkt. Ich rede, doch meine einzige Absicht ist, für einen Augenblikk mich zu zerstreuen, ohne irgend mich zu kümmern, ob Nice was auf meine Rede baue. Ich spreche mit Offenheit, ohne zu befürchten, daß sie es mir verarge, und ohne darnach was zu fragen, ob ihre Seele auch die Ruhe sich bewahrt. Du verlierst das aufrichtigste Herz: ich aber den geringsten aller Gegenstände, der lange noch sich über den Verlust beklagen soll, der ihm begegnet ist. Nice, du wirst es bald erfahren, daß es keinen treuern Buhlen gab, und eine Treulose, wie du, gar leicht zu finden sei.

II.

II.

La chenille et la rose.

Fable.

Dédiée à Madame de Villette, nièce de Voltaire.

Une rose déjà flètrie,
Déplorait, en ces mots, son malheureux destin:
Devais-je naitre si jolie,
Pour ne briller qu'un seul matin!
Zélis, de mes boutons aime à parer son sein;
De ma tige, Aglaë m'enleve épanouie:
Partout je trouve un assassin;
Est-ce m'aimer que m'arracher la vie?
Une chenille entendit ces accens:
„De quoi te plains-tu (lui dit-elle);
Rose qui vivrait deux momens,
Cesserait bientôt d'être belle.“
Ainsi le goût, chez les mortels,
Du temps emprunte la vitesse,
Si la beauté durait sans cesse,
La laideur aurait des autels.

O Belle et Bonne! *) êtes-vous belle encore?
Mon destin veut que je l'ignore;
Mais il m'importe: et quand les dieux jaloux
Vous auraient pu réduire au sort de cette rose,
Lorsqu'on est bonne comme vous,
Etre belle est bien peu de chose,

Avisse.

---

*) Nom que Voltaire donnait à madame de Villette.

Die Raupe und die Rose.

Fabel.

Zugeeignet der Madame Vilette, Nichte Voltär's.

Eine Rose, schon im Verblühen begriffen, beklagte, mit diesen Worten, ihr trauriges Schicksal: „Mußte ich so schön geboren werden, um nur einen einzigen Morgen zu prangen? Mit meinen Knospen schmükkt am liebsten Zelis ihren Busen, und aufgeblüht bricht Aglae vom Stengel mich: so find' ich überall einen Mörder; heißt das mich lieben, mir das Leben zu entreißen?" Eine Raupe hörte dieser Töne Laut: „Was klagst du, sprach sie, Rose! wer nur wenig Augenblikke lebt, der hört auch bald auf schön zu sein."

„Dies ist nun so die Art und der Geschmakk der Sterblichen, der Zeit selbst entlehnen sie die flüchtige Eile, denn warlich, dauerte die Schönheit ewig, sie bauten wohl gar der Häßlichkeit Tempel auf."

Aber Du, o Schöne, Gute, bist Du auch noch schön? Mein Schikksal will es zwar, daß ich es nicht wissen kann; doch es bekümmert mich. Allein wie dem auch sei: hätten selbst die eifersüchtigen Götter dein Schikksal dem jener Rose gleich gestellt, ist man so gut, wie Du, dann ist's wohl ein Geringes, schön zu sein.

Versuch

Versuch der Uebersetzung desselben Gedichts im Versmaaß.

Eine Rose im Verblühen
Klagte so, ob ihres Schikksals Drange:
„Mußte ich so schön erglühen,
Daß ich nur den einen Morgen prange?
Zelis Brust zum Schmukke müssen meine Knospen dienen,
Aglae bricht lachend mich vom Stengel,
Allwärts find' ich einen grimmen Assassinen,
Selbst mein Pfleger wird mein Todesengel!"
Eine Raupe hörte diese Klage
Und erwiederte: „O Rose mein,
Wem nur kurz gezählt des Lebens Tage,
Bald auch höret der auf schön zu sein;
Und der wunderliche Sinn der Erdensöhne
Schnell sich wandelnd wie der Zeiten Lauf,
Baute bald wohl, währte ewig jedes Schöne,
Selbst der Häßlichkeit die Tempel auf."

Beste Du und Holde,
Ist auch deine Schönheit noch die klare?
Ach mein hartes Schikksal wollte,
Daß ich ihrer nicht gewahre.
Doch wie sehr's mich immer beuge,
Wenn sie, der neid'schen Götter Macht,
Auch Dein Loos, Du Anmuthsreiche,
Dem der Rose gleich gemacht,
Dir verbleibt doch mehr als Wangenblüte,
Du behältst den Kranz der Seelengüte.

III.

III.

Epitre
a ma dernière chemise. *)

O toi, Cretonne sans seconde,
Que mon aïeule fit ourdir!
Toi qui me restes seule au monde,
Et qui te plais à me couvrir,
Chemise antique! il faut te vendre;
Il faut de quitter pour jamais.
J' ai beau dire à Gaster **) d' attendre,
Gaster ne vit pas de délais.
Déjà tes soeurs ont vu la halle,
Tes soeurs et mes habits aussi;
Et ma vieille armoire, et ma malle,
Et tous mes livres, dieu-merci.
Pour tous, la loi doit être égale;
Notre Sénat le veut ainsi.
Hélas! ce n'est pas chose étrange,
Qu'on les ait vus sur le carreau;
Esclave ou libre il faut qu'on mange;
J' ai mangé, grâce à mon trousseau;
N'ayant argent, ni champ, ni grange,
Il fallait le vendre ou ma peau.
Mais toi, ma fidèle chemise,
Tissu formé du plus beau lin,
Toi, qui n'as pas nne reprise,
Et qu'orne un large jabot fin,

Te

---

*) Dieses kleine Scherzgedicht wurde zu der Zeit gemacht, wo die Assignaten ihren Werth gänzlich verloren hatten.

**) Gaster, môt grec qui signifie ostomac.

Te vendre! quelle barbarie!
Oui, mais Gaster me fait le train,
Et le cruel toujours me crie:
Vends ta chemise, il faut du pain.
Il faut du pain! ah! quel dommage
Qu'un sec et gueux républicain
Ne soit pas libre, en son ménage,
D'avoir ou de n'avoir pas faim!
Qu'est devenu ce temps de gloire,
Où j'étais nippé jusqu'aux dents?
Ce temps si cher à ma mémoire,
Où j'attirais l'oeil des passans!
Plus n'irai, fier de ma personno,
Me gaudir aux prés Saint-Gervais.
Plus ne reverrai ma Cretonne
Teiute d'un excellent vin frais.
A la blanchisseuse Marie,
Ne dirai plus le lendemain:
Batchus hier me l'a rougie,
Rends-la plus blanche que ton sein;
Tâche encor que le peuple dise
(Tu m'entends, le peuple badeau):
Mon Dieu, la superbe chemise!
Ah! c'est un homme comme il faut.
Quel sera cependant ton maître?
O ma Cretonne, ô mon tresor!
Quelque âpre agioteur, peut-être,
Peut-être! en douterais-je encor!
Ne sens-tu pas sa main avare,
Sans pitié, t'ôter de mon dos?
Et n'entends-je pas le barbare
Ricaner en comptant mes os?

Ah!

Ah! c'en est fait, rien ne me reste!
Gaster l'a voulu, le glouton!
Mais comment cacher .... sort funeste!
Je n'ai pas même un calecon,
En m'accablant d'éclats de rire,
De me voir aussi nud qu'un ver,
Combien de railleurs vont me dire:
Est-ce là votre habit d'hiver?
Hiver! Dieu; quel tyran nommé-je;
Dejà précipitant ses pas,
La barbe couverte de neige,
Le front obscurci de frimats,
Il s'avance: où fuir sa colere?
Son oeil glacé me fait frémir.
Viens, ma chemise, viens, ma chère;
Toi seule doit m'ensevelir;
Volons ensemble à la rivière.
Mieux vaut se noyer que souffrir.

Se noyer! qui, moi, moi poëte!
Gardons plutôt notre grenier;
Là, rimons à perdre la tête,
Et laissons les sots se noyer.

Avisse.

Zuschrift

Zuschrift an mein letztes Hemde.

O dich Hemde sonder Gleichen, das mir mein Ahnherr weben ließ, o dich, das allein mir in der Welt geblieben, und dem mich zu bedekken es gefällt, alterthümlich Hemd, dich muß ich verkaufen, auf immer dich verlassen. Gar schlecht läßt sich's dem Magen warten heißen, der Magen lebt vom Aufschub nicht. Schon haben deine Geschwister den Trödel erblikkt, ja deine Brüder und auch meine Kleider und mein alter Schrank und Lade nebst meinen Büchern allen, Gott sei Dank! Für alle gilt das gleiche Gesetz, unser Senat will es also. Auch ist's wohl keine fremde Sache, daß man sie auf der Straße gesehen hat. Sklave oder frei, man muß essen; ich habe gegessen, Dank sei es meiner Habe. Sonder Geld und Feld und Scheuern mußt' ich sie verkaufen oder meine Haut. Aber dich mein treues Hemde, gewebt, gebildet von dem schönsten Linnen, das noch nicht geflikkt, und das eine breite Krause ziert, dich zu verkaufen, welche Barbarei! Ja mein Bauch spielt mir den Streich, der Grausame schreit stets: „Verkaufe dein Hemde, denn ich brauche Brodt." Brod muß man haben, o wie Schade, daß es einem dürren Lump von Republikaner nicht frei steht, in seinem Haushalt Hunger zu haben, oder nicht. Was ist geworden aus jener Zeit des Ruhmes, wo ich geschmükkt war bis auf die Zähne? Diese Zeit, so theuer meinem Andenken, wo ich auf mich zog das Auge der Vorübergehenden. Es wird nicht mehr gehen, stolz auf meine Person, mich lustig zu machen bei St. Gervais. Nicht mehr werde ich dich wieder sehen, mein Hemde, gefärbt von einem trefflich frischen Wein. Der Wäscherinn M a r i e werde ich nicht mehr morgen sagen: Bachus hat es gestern mir geröthet, bring' es mir weißer zurükk, als deinen Busen; strebe noch, daß das

Volk

Volk sage, merke wohl, das einfältige Volk: „Mein Gott, das prächtige Hemde, das ist ein Mann, wie er sein muß!“

Wer doch wird dein Herr sein, o mein Hemde, o mein Reichthum? Welcher harte Wucherer, vielleicht, vielleicht, noch zweifle ich daran. Fühlst du nicht seine geizige Hand ohne Mitleid dich abziehen von meinem Rükken? Höre ich nicht den Barbaren hohnlachen, indem er meine Rippen zählt? Ach, es ist darum geschehen, nichts bleibt mir mehr! Der Magen hat's gewollt, der Vielfraß! Aber womit mich verhüllen? .... trauriges Geschikk! Ich habe nicht eine Unterhose mehr. Mich überschüttend mit gellendem Gelächter, mich so nakkend wie einen Wurm zu sehen, wie viel Spötter werden da nicht fragen: Ist das dein Winterkleid? Winter! Gott, welchen Tyrannen nenne ich da; schon beschleunigend seine Schritte, den Bart von Schnee bedekkt, die Stirne verfinstert von Reif, naht er heran; wohin fliehen vor seinem Grimme, sein eisig Auge macht mich klappern. Komm, mein Hemde, komm, mein theures; du allein sollst mich verhüllen; wir wollen zusammen in den Fluß: es ist besser sich ersäufen, als leiden.

Sich ersäufen! Wer? Ich, ich Dichter? Bleiben wir doch lieber auf unserm Dachstübchen und reimen hier, damit wir den Kopf verlieren, und lassen die Narren sich ersäufen.

Nachtrag des Uebersetzers.

Ich habe in der Ankündigung dieses Werkes versprochen, es solle der Uebersetzung desselben die Geschichte der schlesischen Blinden-Anstalt folgen; wenn ich jedoch dieser Geschichte noch einige Worte über mich selbst vorausschikke, so geschieht dieses warlich nicht etwa aus einer verstekkten eiteln Meinung, als könne die Geschichte dieser Anstalt, die ihr Dasein bis jetzt lediglich dem Wohlwollen edler Herzen und dem Biedersinn **zwölf edler Männer**, die dieses Wohlwollen fortwährend zu erhalten, und so die Anstalt zu begründen sich zur süßesten Pflicht machen, verdankt, nicht ohne die meinige geschrieben werden. Es ist wahr, ich habe durch das Vertrauen eben dieses hochgeehrten Vereines die Ehre, und ich darf wohl sagen, das Glükk, Lehrer dieser Anstalt zu sein, und nur deswegen, weil wie bei allen menschlichen Einrichtungen der Charakter derjenigen, die dabei in Thätigkeit sind, mit der Sache selbst, die sie betreiben, in der engsten Berührung steht, halte ich es für meine Pflicht, über meine eigne Persönlichkeit, die also auch bei dieser Anstalt einige Berükksichtigung verdienen mag, hier zuvörderst etwas zu sagen.

Johann

Johann Knie, mein Vater, war im Jahre 1744 zu Wien geboren; als junger Wundarzt diente er schon während der letzten Jahre des siebenjährigen Krieges im österreichischen Heere, später nahm er seinen Abschied, um als Zahnarzt sein Brodt zu finden. Ohne feste Anstellung an irgend einem Hofe konnte er dieses nur auf Reisen suchen, daher kam auch ich, der Sohn seiner zweiten Gattin, Henriette Christiane Goldammer verwittw. Makkrot, die er zu Erfurth, wo sie mit ihrer Mutter lebte, ehelichte, und wo sie mich am 19ten Januar 1794 geboren hatte, nach einem nur dreijährigen Aufenthalt in meiner Vaterstadt bei meiner guten Großmutter nach dem Tode derselben, von da weg und durch mannigfache Reisen hinaus in die weite Welt. Nur während einiger Jahre von 1801—3, wo mein Vater zu Hannover lebte, genoß ich nebst meinen Eltern des Glükks eines festen Wohnortes, als die Einnahme des Hannöverschen Landes durch französische Heere meine Eltern von da wieder vertrieb; nach England hatte mein Vater dem Hofe nicht folgen wollen, weil weder er, noch meine Mutter der fremden Zunge mächtig waren, daher wandten sich meine Eltern nach Dresden in Sachsen, in der süßen Hoffnung, dort abermals ein Plätzchen häuslicher Ruhe finden zu können, allein, statt dieses Glükkes, welches sie hier nicht fanden, sollte sie hier vielmehr ein harter Schlag treffen. Ich, ihr einziger Sohn, erkrankte zu Dresden an der Blatternkrankheit und verlor durch sie das Licht meiner Augen. Hülfe für mich suchend, reisten meine Eltern mit mir zu mehrern geschikkten Aerzten nach Halle, Jena und Würzburg,

burg, da aber, nach dem Ausspruche aller dieser Männer, keine Hoffnung mehr übrig war, mir das Gesicht wieder zu verschaffen, so dachten meine Eltern von dieser Zeit eifrig daran, wenigstens so viel als in ihren Kräften stände, für mein geistiges Licht zu sorgen; sie wählten Mannheim zu ihrem Wohnorte mit dem Vorsatze, sich hier, wo möglich, häuslich niederzulassen. Hier nun genoß ich den Religionsunterricht des Herrn Superintendenten Katz, und wurde von eben demselben Ostern 1808 eingesegnet, auch ließen mir meine Eltern durch den Herrn Musiker Munz Unterricht im Flötenblasen geben, so wie ich außerdem das erst neu errichtete Lyceum zu Mannheim besuchte, wo mir vergönnt wurde, an allen den Unterrichtsstunden Theil zu nehmen, die mir, als Blinden, nützen konnten oder mich ansprachen. Hier hatte ich das Glükk, den Junker Eduard von Raknitz kennen zu lernen. Schon längst hatte ich von Weissenburg, der früher zu Mannheim lebte und von den Kenntnissen und Hülfsmitteln dieses Blinden gehört. Mit der zartesten Theilnahme suchte der von Raknitz mir ähnliche Hülfsmittel zu verschaffen und das Fräulein Nüssling, Schwester des Herrn Professor Nüssling stand ihm hierin aufs freundlichste bei. Sie schufen für mich eine Karte von Deutschland, auf welcher die Flüsse durch Stikkerei, die Städte durch aufgenähte Knötchen bezeichnet waren, und durch dieses Hülfsmittel das erste deutliche Bild meines Vaterlandes in meiner Seele, welches durch die häufige Anschauung von Städten und Gegenden, die ich auf meinen Reisen, so lange ich sah, gehabt hatte, sich

sich nun mit den lebendigsten Farben für mich ausmalte, denn ungescheut gestehe ich, daß ich bis dahin noch keinen eigentlichen geographischen Unterricht genossen hatte und eigentlich bei meiner Erblindung nicht viel mehr als Lesen und Schreiben konnte. Doch, wer mag in einem solchen Falle mit der Vorsehung hadern? ich wenigstens nicht, da ich mich nur bei allzuvielen Fällen überzeugt habe, daß die Wege, welche sie mich führte, doch immer für mich die besten waren. Sie ließ mich die Welt in ihren mannigfaltigen Gestaltungen anschauen und gab mir so eine reiche Fülle von Vorstellungen, die in meinem gegenwärtigen Zustande durch reifes Nachdenken sich nun leicht in Begriffe verwandeln lassen. Aber auch abgesehen von dem intellektuellen Nutzen, den meine Pilgerjugend mir gewährt, so hat sie denn auch in tausend andern Rükksichten auf mein Herz und mein äußeres Benehmen gewirkt: ich habe entbehren, Menschen kennen und mit ihnen umgehen gelernt, und was wohl das Höchste dieser Art ist, ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß allerwegen edle Herzen schlagen; mit einem Worte, Vaterland und Welt konnten auf mich und meine Bildung wirken. Meine Bildung sollte jedoch nicht zu Mannheim vollendet werden. Der gütige Himmel hat mir nämlich durch die erste Ehe meiner Mutter eine Schwester geschenkt, die jedoch durch den Umstand, daß meine Mutter sich zum zweitenmale verehlichte, noch ehe ich das Licht der Welt erblikkte, von mir getrennt wurde; denn ein Bruder meiner Mutter hatte sie, jenes Umstandes wegen, und weil seine Ehe kinderlos war, zu sich und an Kindesstatt an-

genommen. Diese meine theure Schwester, welche ich vor meiner Erblindung nur einigemal, das letztemal zu Zittau in Sachsen, wo mein Oheim damals lebte, gesehen und als Schwester lieben gelernt hatte, befand sich damals bei eben diesem Oheim zu Pleß in Oberschlesien; Oheim und Schwester waren von der innigsten Theilnahme für mich, meines Geschikkes wegen, durchdrungen. Ihr Wunsch, mir so viel als möglich nützen zu können, noch mehr aber der sehnlichste Wunsch meiner Mutter, ihr Kind und ihren Bruder nach Jahrelanger Trennung einmal wieder zu umarmen, bewogen meinen Vater, die weite Reise von Mannheim nach Pleß in Oberschlesien, im Spätsommer 1808 zu unternehmen. Hier nun in Pleß besuchte ich abermals die lateinische Stadtschule, erhielt auch den ersten Unterricht in der französischen Sprache. Ein Jahr später reichte meine Schwester dem edeln Kreis-Steuer-Einnehmer Lehnmann ihre Hand und folgte ihm nach Kalisch; doch die Trennung vermehrte nur ihre schwesterlich liebende Sorgfalt für mich. Den Bemühungen meines theuern Schwagers verdanke ich es, daß ich noch gegen Ende desselben Jahres in die Königliche Blindenanstalt zu Berlin als Zögling aufgenommen wurde. Geleitet von meiner guten Mutter kam ich am 22sten Dezember zu Berlin an, und schon am folgenden Tage trat ich in die Anstalt ein, die für mich eine neue Welt aufschließen sollte.

Als königliche Kostgänger und demnach als meine Mitbewohner der Anstalt fand ich Wilhelm Engel, in meinem Alter, ein ehrlicher grader Pommer aus Zernin bei Kolberg, der in seinem elften

Jahre durch einen unglükklichen Schuß eines Schulkameraden auf der Vogeljagd sein Gesicht verloren hatte; zweitens Heinrich Grote, zwei Jahr jünger als Engel und ich, ein Berliner von Geburt, still von Gemüth, aber tief fühlend und überaus emsig in seinem Thun. Auch er hatte sein eines Auge erst im sechsten Jahre durch einen Stoß mit Pappe beim Spielen, das zweite aber in der Masern-Krankheit verloren. Beide nahmen mich liebevoll in ihr brüderliches Kleblatt auf. Noch besuchten damals acht Zöglinge als Schulgänger die Anstalt. Mit ihnen theilten wir den Unterricht in Religion, Sprach- Buchstaben- und Schriftkenntniß, der Naturgeschichte und Erdkunde, in welchem allen Herr Direktor Zeune unser liebevoller Lehrer war. Uns drei ältesten männlichen Zöglingen, Engel, Grote und mir ertheilte er jedoch noch besondern Unterricht, da wir sämmtlich den Vortheil hatten, früher gesehen zu haben, und also das Erlernen vieler Dinge uns leichter fiel. So empfingen wir von ihm Unterricht in der lateinischen Sprache, der Meßkunst und Geschichte. Unsern Geschmakk für deutsche Sprache und Dichtkunst suchte er durch das emsige Vorlesen deutscher Meisterwerke in den Abendstunden, zu bilden; was aber vielleicht mehr als alles dieses fruchtete, das war der tägliche und nächste Umgang mit unserm Erzieher und seiner verehrten Gattinn, denn so lange unsre Anzahl als königliche Zöglinge nur noch drei betrug, bewohnten wir den Tag über ein und dasselbe Zimmer mit unsern Pflegeeltern, aßen mit ihnen von einem Tisch und theilten so ihre Freuden und Leiden. In dem größten Theil von Hand-

arbeiten ertheilte Hrn. D. Zeunes Gattinn uns den Unterricht und es wurde uns das Netz- und Geldbeutelstrikken durch den Absatz, den wir an besuchende Fremde machten, bald ein kleiner Erwerb. Den Unterricht in der Musik ertheilte während wöchentlich sechs Stunden, ein sanfter würdiger Greis, Herr Hennig. Nur muß ich in Bezug auf mich bedauern, daß dieser sonst gute Lehrer eine ganz eigene Abneigung gegen allen Klavierunterricht zeigte, wodurch er mich, da meine Brust das Flötenblasen nicht vertragen wollte, ich also ein anderes Tonwerkzeug wählte, abhielt, wie ich wünschte, das Klavier zu erlernen, mir dagegen das Violonschell in die Hand gab, ein Werkzeug, welches, wie jedes Saitenwerkzeug, ein richtiges natürliches Musikgehör erheischt. Da ich nun dies keinesweges besaß, mir auch in der Folge nicht in dem Grade, wie es nöthig war, und wie mein Lehrer mir Hoffnung machte, daß es wohl noch geschehen könne, erwarb, so blieb ich in der Musik ein Stümper, und ich habe von dem genossenen Unterrichte nur den Vortheil davon getragen, eine theoretische Einsicht in die Musik und einen richtigern Geschmakk erlangt zu haben, wie mich denn auch diese meine eigne Erfahrung gegenwärtig sehr aufmerksam sein läßt, ja keinen meiner Zöglinge die Musik überhaupt, insbesondre aber ein Tonwerkzeug ergreifen zu lassen, wenn der Lehrer nicht nach einiger Probezeit entschiedene Anlage für die Tonkunst und das gewählte Werkzeug bei dem Zöglinge findet. Natürlich trug das Gefühl meiner Unfähigkeit in diesem Fache auch viel zu meiner Abneigung gegen dasselbe bei. Ganz anders war es

in dem Fache der Schulkenntnisse. Hier wurde mir wenigstens das Lernen unendlich leichter; die Fülle des Wissens, welche der reichhaltige Unterricht meines theuern Erziehers mir darbot, gewährte mir so viel Genuß, daß die entschiedenste Vorliebe für alle geistige Thätigkeit dadurch in mir gewekkt wurde. Für das Schulfach wurde ich besonders durch Zeunes Methode, der uns ältern Schüler, so wie es auch andere Lehrer und Erzieher gethan haben, nach und nach wieder als Lehrer der jüngern gebrauchte, gewonnen.

So hatte der Sommer des Jahres 1814 begonnen, für mich ein höchst schmerzlicher, weil er der letzte sein sollte, den ich in der Nähe meines väterlichen Freundes und meiner übrigen treuen Gefährten verleben konnte, weil sich meine Aufenthaltszeit in der Anstalt nur bis Ostern 1815 erstrekkte. Mit liebender Sorgfalt forschte Hr. Zeune nach meinem Lebensplane, den ich mir gemacht habe, und ermahnte mich, einen festen Entschluß zu fassen, weil nur der männlichfeste Entschluß erfüllt werde. Aufgeregt durch diese Anmahnung saß ich eines Tages sinnend auf dem Rasen des Hofraumes, als Herr Staatsrath Nicolovius, ein freundlicher Beschützer der Anstalt, diese einmal wieder zu besuchen kam. Er sah mich sitzen, und richtete die Frage an mich, was ich sinne? Offen gestand ich ihm meinen Vorsatz, mich gern selbst zum Blindenlehrer auszubilden zu wollen, verhehlte ihm aber auch nicht meine Verlegenheit wegen Herbeischaffung der dazu erforderlichen, bedeutenden Hülfsmittel und zugleich wegen der Wahl einer Akademie. Schnell erfolgte der

beste Rath. „Sie sind, erwiederte der gütige Menschenfreund, im Namen der Provinz Schlesien hier in der Anstalt, wenden Sie sich wieder nach Schlesien zurükk; die Akademie zu Breslau hat mehr Hülfsmittel, als die zu Berlin, und Sie können in der Zukunft wohl gar den Kreis Ihrer Wirksamkeit an eben dem Orte finden, der Ihnen Ihre wissenschaftliche Ausbildung gewährt hat.“

Gründlichern Rath konnte ich nun wohl nicht erhalten, und die allwaltende Vorsehung, die kein Saamenkorn in die Erde fallen läßt, ohne daß es keimt und Früchte trägt, die jeden Halm mit mütterlicher Sorgfalt pflegt, sie ließ mich bald auch Mittel finden, den empfangenen heilsamen Rath auch wirklich ausführen zu können, denn durch die liebevollste Verwendung des Herrn Geheimenraths jetzigen Generalsuperintendenten Delbrükk erhielt ich eine huldreiche mehrjährige Unterstützung von den Söhnen Sr. Majestät, dem Kronprinzen, den Prinzen Wilhelm und Friedrich, Königliche Hoheiten; und mit eben dem zarten Edelsinn, mit welchem einst Epaminondas seine Freunde aufforderte, Hülfe und Beistand für die zu leisten, welche es ihm zu bedürfen schienen, so that es der hochgefeierte Freiherr de la Motte Fouque' auch in dem Kreise seiner trefflichen Freunde.

Gewöhnt, bei jeder meiner Unternehmungen alle mir nur erdenklichen rechtlichen Wege einzuschlagen, die zum Ziele führen können, hatte ich noch früher, ehe mir diese liebevollen Unterstützungen schon gewiß waren, dem Rathe meines hochgeehrten Gönners, des Herrn Staatsrath Nicolovius zu Folge, mich

mich auch nach Breslau gewandt, um hier Stipendia zu erlangen. Auch dieses sollte mir, durch die biedersinnige Verwendung eines Mannes gelingen, der schon mehrere Jahre vorher mein gütevoller Wohlthäter war. (Mag man es mir immerhin als Sonderbarkeit auslegen, ich kann mich jedoch nicht erwehren, die mir augenscheinliche Leitung der Vorsehung hier anzuführen, die mich von der Zeit an, wo ich das erste Glied aus der Familie dieses würdigen Mannes kennen lernte, immer wieder dahin kommen ließ, wo er mir gleichsam als ein Friedensbote schon vorangegangen war. Hans Schwürtz war mein Schulgefährte zu Pleß, oft mein Vorleser, wenn ich Geschichte oder andre Gegenstände auswendig lernen wollte. Im Herbst 1809, wo sein Herr Vater als General-Post-Cassen-Rendant nach Berlin kam, schied Schwürtz von Pleß: ein Vierteljahr später war auch ich in Berlin. Ich suchte den alten Schulfreund auf, weil ich ihm Briefe zu bringen hatte, und es gehören die Stunden, welche ich seit dieser Zeit, so lange die Schwürtzische Familie zu Berlin war, in ihrem Kreise verlebte, mit zu den frohsten meines Aufenthaltes daselbst. Im Jahre 1813 führten Amtspflichten den Herrn General-Post-Cassen-Rendanten Schwürtz nach Schlesien, ihm folgte seine ganze Familie; allein das gütevolle Wohlwollen des Vaters und die treue Freundschaft des Sohnes wurden mir auch aus der Ferne zu Theil. Dies erfuhr ich besonders im Jahr 1814, wo Herr Schwürtz Ober-Postdirektor zu Breslau geworden war; seiner Verwendung verdanke ich es allein, daß mir das vierte und fünfte Rathsstipendium durch Einen

nen hochlöbl. Magistrat von Breslau wohlwollend ertheilt wurde.) Außer diesen Geldunterstützungen, die mich nun für die Ausführung meiner akademischen Laufbahn in öconomischer Rükksicht sicher stellten, wurde ich auch auf Veranlassung des hochgeehrten Herrn Buchhändler Hitzig von mehrern Handlungen auf das wohlwollendste mit historischen und philosophischen Werken aus ihrem Verlage unterstützt. Am zweiten November desselben Jahres bestand ich vor der vermischten Prüfungs-Commission zu Berlin meine Abgangsprüfung. Wie sehr durch dieses alles die Wehmuth der bevorstehenden Trennung gemindert wurde, wird jeder, der in ähnlicher Lage gewesen, der den höchsten, so schwer erreichbaren seiner Wünsche so ganz unverdient und so unverhoffter Weise dennoch gewährt sieht, wohl ohne Worte fühlen.

Schon im Februar war es mein Vorsatz, Berlin zu verlassen, um noch vor Beziehung der Universität ein großes Herzensbedürfniß zu befriedigen. Meine theure Schwester nämlich, die wie ich oben erzählt habe, in dem für mich so wichtigen Herbst 1809 die Gattin des Kreis-Steuer-Einnehmer Benjamin Lehnmann zu Kalisch wurde, hatte das Glükk ihrer höchst zufriedenen Ehe leider nur sieben Vierteljahre genossen, denn zu Bromberg, wohin Lehnmann im Frühjahr 1810 als Provinzial-Cassen-Rendant versetzt worden war, fand dieser Edle Jahres darauf, an den Folgen eines hitzigen Nervenfiebers sein Grab, und ich darf es vielleicht ein Glükk nennen, daß meine gute Schwester zugleich so hart danieder lag, daß sie schon seit einigen Wochen, getrennt von ihrem Gatten,

Gatten, selbst im bewußtlosen Hinbrüten liegend, nichts von dem für sie so schrekklichen Unglükk des 8ten August erfuhr, denn vier Wochen später, (so lange hatte man sie in der lieblichen Täuschung erhalten, ihr Gatte lebe noch) bewies der Eindrukk, den die endliche Gewißheit seines Todes auf sie machte, welche Folgen gar erst die Anwesenheit bei demselben wohl leicht hätten haben können, indem ein Rükkfall sie noch bis Weihnachten an's Krankenlager fesselte. Diese nicht nur ihren Gatten, sondern auch ihren unglükklichen Bruder so zärtlich liebende Schwester, deren fast alleinige Lebensfreude eine einzige bei dem Tode ihres Vaters erst ein Vierteljahr alte Tochter Emma war, wollte ich zu Bromberg besuchen. Ich schrieb ihr meine Absicht, und wie denn der Mund des überläuft, wes das Herz voll ist, so theilte ich ihr in der Freude meines Herzens über das Gelingen meiner bisherigen Wünsche einen Theil meines vorläufig entworfenen zukünftigen Lebensplanes mit und gestand ihr, wie ich gar sehr darauf rechne, sie nach Vollendung meiner Universitätszeit, wenn sich für mich eine Gelegenheit finde, wirklich als Blindenlehrer auftreten zu können, dann als treue Gefährtinn zur Seite zu haben. Ihre Antwort enthielt die Frage, warum dies nicht auch jetzt schon zu meiner persönlichen Pflege und meinem häuslichen Vortheil geschehen könne? sie fessele ihrerseits nichts an Bromberg, ja die häufige Erinnerung an ein zerstörtes Lebensglükk mache ihr, trotz allen den guten Menschen, die sie umgeben und deren innige, auf's zarteste geäußerte Zuneigung sie nun schon Jahrelang erfahren habe, dennoch die Trennung

von

von diesem Orte leicht. Noch verband sie mit diesem, wahrhaft schwesterlichen Anerbieten, den liebevollen Vorschlag, sie wolle, um mir die allein zu machende Reise von Berlin nach Bromberg zu ersparen, selbst nach Berlin kommen und mich abholen. Wie sehr ich mit dem allen zufrieden war, ist leicht zu erachten, und so verließ denn meine gute Schwester im Februar 1815 Bromberg. Doch sie sollte Berlin nicht sehen, denn wenige Tage vor ihrer Abreise von Bromberg wurde eine ihrer süßesten Hoffnungen aufs schmerzlichste zerstört. Es stand und steht nämlich noch in diesem Augenblikk der größte Theil des, von ihrem Gatten hinterlassenen Vermögens auf polnischen Gütern bei Kalisch; seit dem Tode ihres Gatten hatte sie höchst unbedeutende Zinsen erhalten, ihr Rechtsbeistand, der Vormund ihres Kindes, der treffliche R. zu B. hatte sich bisher vergeblich bemüht, wenn auch nicht die Herauszahlung des Kapitals, doch wenigstens eine richtige Abführung der Zinsen zu bewirken: jetzt gründeten beide, Besitzerinn und Sachwalter, ihre größte Hoffnung auf die Verwirklichung des allgemein verbreiteten Gerüchts, Kalisch werde preussisch werden. Die sichere Nachricht, dies geschehe nicht, mußte daher meine Schwester auf's tiefste beugen, weil sie dadurch ihre gehegte Hoffnung durch die baldige Sicherung ihres Einkommens etwas sorgenfreier leben zu können, bei den seit Jahren gemachten Erfahrungen nun auf einmal wieder so gut wie vernichtet sah. Mit diesem Kummer im Herzen verließ sie Bromberg, wie natürlich war es daher, daß sie durch den Einfluß dieser schweren Sorge, die die weibliche Seele nur allzusehr ängs-

stigen

stigen mußte, vereinigt mit dem der rauhen Witterung, am dritten Tage ihrer Reise bei ihrer Ankunft in Filähne erkrankte, und es war ein großes Glükk für sie, daß sie in dem Hause des Herrn Einnehmer Berndes bei dessen Gemahlinn die offenen Arme einer Freundinn, die sie schon von Bromberg her kannte, fand. Nur der liebevollen Pflege und der großen angewandten Sorgfalt dieser edeln Familie verdanke ich die Erhaltung eines mir so theuern Lebens. Als ich die Nachricht dieses für mich so schmerzlichen Ereignisses bekam, überlegte ich, daß wenn ich nun auch die Genesung meiner Schwester abwarten und den kostbaren Zeitverlust nicht achten wolle, sie denn doch, als eine erst Genesene, nicht nur die 28 Meilen von Filähne nach Berlin, sondern noch die 44 Meilen von Berlin nach Breslau, also 72 Meilen und zwar größtentheils zur Post zurükkzulegen habe. Da es nun von Filähne nach Breslau 32 Meilen sind, beschloß ich sogleich, ihr die übrigen 40 zu ersparen und ihr nach Filähne entgegen zu reisen, da ich ja auf einer so weiten Reise mit ihr, bei einer etwaigen Rükkehr der Krankheit, unter fremden Menschen und bei meiner Blindheit höchst rath- und hülflos gewesen wäre. Auch sie, die Verständige, Gute, billigte meine Gründe, und ich verließ nun Berlin am zweiten Osterfeiertage. Der treffliche Zeune, meine Freunde Engel und Grote reichten mir eine Viertelmeile von Berlin, in der Neuen Welt Hand und Mund zum Abschied und ich wiederhole noch einmal laut den damals stillen Segensspruch meines Herzens: Möge der allgütige Gott, Euch Allen, Ihr Trefflichen,

die

die Ihr mir während meines Aufenthaltes in Berlin und auch noch Jahrelang nach meiner Trennung, so unendlich viel Gutes erzeigt habt, dies alles reichlich vergelten, denn ich vermag ja leider nicht einmal mit Worten, geschweige denn mit Thaten zu danken.

Nach funfzig langen Stunden der Reise langte ich in dem Dorfe Hochzeit, drei Meilen von Filähne, an, und sollte hier in der That das langersehnte Fest feiern, meine treffliche Schwester, nach einer sechsthalb Jahre langen Trennung wieder zu umarmen. Sie war völlig wieder hergestellt, und hatte sich durch die gewonnene Zeit und die sorgsame Pflege ihrer liebevollen Freunde schon wieder neue Kräfte gesammelt, so daß sie mir mit Herrn Berndes entgegenkam.

Auch hier sollte ich erfahren, wie denn des Herrn Rath unbegreiflich ist und seine Wege gar unerforschlich sind, denn die Krankheit meiner Schwester an diesem Orte und die Bemühungen ihrer Freunde, sie nach ihrer Genesung durch geselligen Umgang zu erheitern und ihr die Sorgen der Gegenwart vergessen zu machen, hatten ihr die nähere Bekanntschaft des dasigen Herrn Postmeisters Bryczynski verschafft. Er, der Vater zweier Töchter und eines Sohnes, seit einem Jahre Wittwer, hatte es sich zur angelegentlichen Pflicht gemacht, meiner Nichte Emma durch den Umgang mit seinen Kindern den Aufenthalt an einem fremden Orte zu versüßen. Aus dem Benehmen der kleinen Fremden, aus ihren Sitten und Reden schloß er auf die Eigenschaften und Gesinnungen der Mutter. Ohne Freundin des Her-

zens

zens und der Vater dreier Waisen, mußte es ihm das größte Bedürfniß sein, für sich eine Gattinn, für sie eine Mutter, wie er sie wünschte, zu finden. Er hatte das Geburtsfest meiner kleinen Nichte, den 27sten März, dazu benutzt, meiner Schwester sein Anliegen schriftlich vorzutragen und um ihre Hand zu bitten. Sie, treu dem mir gegebnen Worte, meine Pflegerinn und Lebensgefährtinn sein zu wollen, wartete meine Ankunft ab, um meine Meinung zu hören. Was hier zu rathen? Schon oben habe ich die Gründe angeführt, die meine gute Schwester für die Zukunft so unvermuthet in die größte Sorge und Bekümmerniß setzten; ich, für mein Theil, außer Stand, diese Sorge heben zu können, sah vielmehr ein, wie nothwendig der schwachen verlassenen Frau ein männlicher Schutz, dem verwaisten Kinde ein edler Vater sei. Beide sollten sie in dem trefflichen Brykczynski finden, dafür bürgten alle seine Freunde. Auch überzeugte sich meine Schwester bald, ich sei weniger hülf- und rathlos, als sie mich anfangs sich gedacht hatte, daher gab sie denn, auf mein eignes Zureden, ihr Ja, mit der Bedingung, daß sie mich jedoch noch bis Breslau begleiten und für mein Unterkommen sorgen könnte. So gelangten wir, unsre Reise über Posen nehmend, am 1sten April in Breslau an. Noch hatte ich eine schwere Sorge auf dem Herzen, nämlich, daß ich bei meinem beschränkten Einkommen mir dennoch, meines Zustandes wegen, außer einem beständigen Führer, hauptsächlich noch einen Mitstudirenden, als beständigen Vorleser und Schreiber halten mußte, da ich in den Vorträgen selbst nicht nachschreiben

konnte, sondern das, was mein Gedächtniß aus denselben behalten hatte, erst zu Hause eben jenem Comilitonen in die Feder sagen mußte. Dieser Sorge sollte ich jedoch auf die überaus gütevolle Verwendung des Herrn Consistorialrath und Professor Gas und des damaligen Herrn Rector Magnificus, Professor Link, durch den vereinigten wohlwollenden Beistand sämmtlicher Herren Professoren gar bald und zwar fast für meine ganze Universitätszeit überhoben werden, so wie mir denn von allen Seiten durch meine hochgeehrten akademischen Herrn Lehrer die zartesten Beweise hoher Humanität gegeben wurden. Nicht minder fand dies bei meinen Comilitonen statt. Wäre es nicht wider den Zwekk dieser kurzen Schilderung, noch mehr aber vielleicht gegen die Absichten derer, die so biedersinnig gegen mich gehandelt haben, so würde es meinem Herzen den höchsten Genuß gewähren, hierüber mich näher zu ergießen; es wird jedoch das Andenken der so vielen Edlen, die durch ihr Benehmen und ihr Handeln gegen mich, in meiner Seele den unumstößlichen Widerspruch des traurigen Stich- und Sprüchworts der Leute, der größte Theil der Menschen sei schlecht, und nur sehr schwer zu etwas Gutem zu bewegen, gepflanzt haben, nie in derselben verlöschen. Gern würde ich über die Art, wie ich mein Studium betrieben, und besonders bei solchen Vorträgen, die die Anschauung von Figuren, Maschinen, oder andern körperlichen Gegenständen erforderten, mir zu helfen gesucht habe, hier weitläuftiger sein, wenn nicht auch hierin mich Raum und Zwekk beschränkten; in der Kürze

nur

nur dies Wenige: zu philosophischen Vorlesungen hatte ich natürlich nur Gedächtniß, gesunden Menschenverstand und was alle Schwierigkeiten überwindet, Liebe zur Sache nöthig. Dank' ich nun in dieser Wissenschaft den bestimmten, besonders die Aufhellung der Begriffe bezwekkenden Vorträgen des Herrn Professor Thilo Deutlichkeit des logischen Denkvermögens; so hatten hingegen die Vorträge der Herrn Professoren Rohovski und Kaißler, die vorzüglich den sittlich-geistigen Menschen in Anspruch nahmen, verbunden mit der das Herz und Gemüth erwärmenden Naturphilosophie eines Steffens nicht geringen Einfluß auf meine gegenwärtigen religiösen Ansichten. Wie ich mir die bei der Geschichte, die ich in den so umsichtigen als belebenden, ja ich möchte sagen, die Handlung zum Hinreißen vergegenwärtigenden Vorträgen des Herrn Professor und Consistorialrath Wachler, und den durch ihre Gründlichkeit und ihr genaues Eingehen in die innern Staatenverhältnisse so lehrreichen Vorlesungen des Herrn Regierungsrath und Professor Raumer gehört habe, vorkommenden länderkundlichen Staatenkenntnisse durch eigen bereitete Karten zu verschaffen suchte, habe ich in der Uebersetzung dieses Werkes bei dem Abschnitt, Erdkunde, durch die Beschreibung jener meiner Karten schon zu zeigen gesucht. Die meisten Schwierigkeiten, wird Jeder meinen, müßten mir mathematisch-geometrische Vorträge, der Zeichnungen wegen, gemacht haben, und dennoch war dies keinesweges der Fall. Schon zu Berlin hatte ich die Geometrie, wie sie in den sechs Büchern Euklids dargestellt

wird,

wird, vermittelst erhöht gemachter Figuren aus Pappe in der Art kennen gelernt, daß es mir durchaus nicht schwer fiel, eine neue noch nicht angefühlte Construction bei einer, nur einigermaßen streng mathematischen Beschreibung mir schnell und richtig denken zu können. Diese meine glükkliche mathematische Einbildungskraft, noch mehr aber die überaus freundliche Berükksichtigung und Unterstützung der Herrn Professoren Rake und Brandes bei Anhörung ihrer Vorträge, die mir auch außer denselben zu Theil wurde, machten mir grade diesen Zweig des Wissens zum angenehmsten und faßlichsten.

Weniger fruchttragend waren für mich philologische Vorträge, weil ich hier die Autoren nicht vor Augen haben und die Citate oder andre Bemerkungen nicht wie ein Sehender aufzeichnen konnte. Indeß unterstützte mich auch hier, was das Lateinische betraf, der fließende, mehr den Zusammenhang des Ganzen, als das Heer der Einzelheiten berükksichtigende Vortrag des Herrn Professor Passow.

So viel über mein Lernen, dessen Hauptzwekk natürlich weniger eine einseitige Gelehrsamkeit, als vielseitiges Bekanntwerden mit dem ganzen Gebiet der pädagogischen Wissenschaften sein mußte. Auch dazu sollte ich schon auf der Akademie Gelegenheit finden, mich für meinen künftigen Lehrberuf durch zu ertheilenden Unterricht vorbereiten zu können. Es wurde mir nämlich durch das gütevolle Vertrauen des Herrn Direktor Kaißler die Ehre zu Theil, in Abwesenheit des Herrn Doktor Kephalides als mathematischer Lehrer bei dem Friedrichs-Gymnasium anderthalb Jahr lang zu vikariren, und

ich glaube es nur der ausgezeichneten allgemeinen Schulzucht des Gymnasiums danken zu können, daß mir bei einer Klasse von zwanzig und mehr Schülern, unter denen ich mich beständig während des Unterrichts allein befand, keiner von jenen oft selbst bei sehenden Lehrern so häufig vorkommenden Vorfällen jugendlichen übertriebenen Muthwillens begegnete, vielmehr kann ich, von einem großen Theil meiner damaligen Schüler, mit gutem Gewissen sagen, daß sie mit Liebe für Wissenschaft und Lehrer gearbeitet haben. Die ebene und körperliche Meßkunst waren die Theile, in denen ich unterrichtete; zum Unterricht in der erstern hatte ich alle Figuren auf Papptafeln mit Pappstreifen für mich erhöht und also fühlbar, für die Schüler durch Anschwärzung jener Pappstreifen sichtbar dargestellt, auch die Buchstaben waren stehend sogleich den Figuren beigefügt. Der Unterricht in der körperlichen Meßkunst, worin die Nachahmung der nöthigen perspektivischen Zeichnungen vermittelst Pappstreifen sehr schwierig gewesen wäre, brachte mich auf den Gedanken, die Sätze der ganzen körperlichen Meßkunst durch Figuren aus Holz, Draht und Blech darstellen zu lassen. Damals that ich es blos mit dem elften Buche Euklids, gegenwärtig habe ich dies mit allen Sätzen, wie sie in dem Lehrbuch des Herrn Professor Brandes abgehandelt werden, sowohl für die körperliche Meßkunst, als auch für die Kugeldreiekksvermessung durchgeführt und schon für mehrere Gymnasien Schlesiens Lieferungen dieser Sammlung gemacht, so wie ich es denn auch im vorkommenden Falle für andere thun würde, welches ich hier für diejenigen

zu

zu bemerken mich veranlaßt finde, die vielleicht einem Blinden, der Geschmakk an dieser Wissenschaft fände, dadurch sein Studium erleichtern wollen, so wie es denn auch für Sehende seinen unleugbaren Nutzen hat, die Figuren in Natur vor sich zu sehen.

Auch in andern Zweigen, als der Geschichte, Erdkunde, dem Kopfrechnen fand ich Gelegenheit, Unterricht zu ertheilen.

Ich höre hier auf, über mein Studium zu reden, da ich schon hinlänglich gezeigt zu haben glaube, worin die Eigenthümlichkeiten desselben bestanden, indem mir ja nur das Auge zum Lesen und Schreiben fehlte und es doch hauptsächlich nur darauf ankam, mir diesen Mangel zu ersetzen; wie dies geschehen ist, habe ich oben erwähnt. Ich wende mich daher von mir selbst zu der Anstalt, die gegenwärtig das Ziel meiner ganzen Thätigkeit ist, und deren Entstehen ebenfalls, wie so vieles in meinem Leben, durch eine unverkennbare Fügung des Himmels weit früher, als ich selbst es mir träumte, herbeigeführt wurde.

Die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 sollten unter den vielen tausend Schlachtopfern des fürchterlichen Kampfes auch mehr als 600 edle Preussen, die ihr Gesicht verloren, zählen. Der treffliche Zeune wurde zu Berlin durch seine Vorschläge der Veranlasser einer Blinden-Unterrichts-Anstalt für die erblindeten Krieger. Durch den Herrn Baron von Reisewitz entstand eine ähnliche zu Marienwerder. Der Zwekk dieser Anstalten ist zunächst der, jenen verunglükkten, und durch ihr Gebrechen unthätig gemachten, sonst noch

gesunden Staatsbürgern, Mittel und Wege neuer Thätigkeit zur Erheiterung ihres Gemüthes und zur Erleichterung ihres Fortkommens durch Unterricht in Handarbeiten zu verschaffen. Auch Schlesien zählt über hundert solcher Verunglükkten: es war daher die edle Absicht Einer hochlöblichen Regierung, zu Breslau auch für Schlesien eine solche Anstalt, auf irgend einem Wege zu begründen. Im Sommer des Jahres 1816 wurden in dem schlesischen Provinzialblatt mancherlei Vorschläge zu einem Denkmal für den von allen Preussen hochgefeierten, vorzüglich aber von Schlesien mit der innigsten Dankbarkeit geehrten Helden, dessen Verhältniß zum preussischen Volke, wohl kein Name treffender bezeichnet, als der, Vater Blücher, gemacht. Der größte Theil dieser Vorschläge war unausführbar. Ich hörte einige dieser Unmöglichkeiten lesen, und faßte den dreisten Gedanken, auch einen Vorschlag, der nicht nur nicht unmöglich, sondern auch nützlich und nicht ohne wichtige Beziehung auf den großen Mann sein sollte, dessen Andenken dadurch verherrlicht und verewigt werden konnte, zu machen. Ich schlug die Errichtung einer Unterrichts- und Versorgungsanstalt für erblindete Krieger vor, da ja auch der Fürst im Jahr 1814, besonders nach dem Einzuge in Paris, sehr an den Augen gelitten hatte. Mein hierüber gemachter Aufsatz wurde im Julystükk des Provinzialblattes 1816 gütig aufgenommen. Und ich erwähne diesen Umstand nur deswegen, weil ich glaube, daß er mir die Ehre und das Glükk verschaffte, mit Herrn Regierungsrath Laar, und durch diesen mit den freundlichen Gesinnungen Einer

hohen

hohen Regierung im Betreff jener Angelegenheit bekannt zu werden. Ein Jahr nach diesem Vorfall wurde durch das Zusammentreten des Herrn Consistorialrath Scheyde *), Herrn Ober-Post-Direktor Schwürtz und Herrn Regierungsrath Laar, besonders aber durch die Thätigkeit des Letztern der guten Sache Freunde zu verschaffen, ein Verein von zwölf Mitgliedern gestiftet **).

Ferner beschloß der Verein durch Amts- und Provinzialblätter das Publikum aufzufordern, eine Blinden-Unterrichts-Anstalt zu begründen, in der eines Theils blinde Kinder erzogen, andern Theils ältere,

*) Der Herr Consistorialrath fühlte sich vorzüglich durch das Schikksal eines seiner Neffen, Moritz Schober, dessen väterlicher Versorger und Erzieher er ist, und dessen Freundschaft ich schon seit länger, als einem Jahre genoß, bewogen, sich dieser Angelegenheit auf's eifrigste anzunehmen.

**) Die übrigen neun der Herren Mitglieder, die auf die Aufforderung des Herrn Regierungsrath Laar dem Verein beitraten, sind: Herr Baron von Stein, Herr Kaufmann Schlesinger, die Herrn Stadträthe Poser und Bibrach, der Herr Stadtverordnete und Bäkkermeister Stienauer, Herr Major Faber, Herr Subsenior Gerhard, Herr Doktor Barisch, Herr Oberlandesgerichtsrath Brasser, dessen Stelle bei seinem Abgange nach Berlin durch den Beitritt des Herrn Oberlandesgerichtsraths Fuhrmann ersetzt worden ist. Am 14ten November 1817 hielt der Verein seine erste Versammlung, und es wurde als erster Vorsteher desselben Herr Reg. Rath Laar erwählt.

ältere, noch fähige und lernbegierige Blinde von beiderlei Geschlecht und jedem Glaubensbekenntniß in Arbeiten, Musik und andern nützlichen Dingen unterrichtet werden sollten.

Die Absicht, warum der Verein zusammengetreten, wurde zunächst Einer hochlöblichen Regierung zu Breslau und durch diese einem Allerhöchsten Ministerio zu Berlin angezeigt, und es erfolgte im July 1818 die Genehmigung eines hohen Ministerii, auf jenem ebengenannten und jedem andern gesetzlichen Wege die Anstalt begründen zu können, und Herr Kreis-Steuer-Einnehmer Hörlein übernahm ebenfalls mit Beistimmuug seiner höchsten Behörden unentgeldlich das Geschäft der Haupt-Kassen-Verwaltung der eingehenden Gelder.

Nachdem diese vorzüglichsten und alle übrigen Hindernisse, die dem öffentlichen Auftreten des Vereins, wenn dasselbe ein wirksames sein sollte, in dem Wege stehn konnten, aus dem Wege geräumt waren, erfolgten im November 1818 die ersten öffentlichen Aufforderungen ans Publikum, und das gute Unternehmen fand so viel innige Theilnahme, daß bis zum Januar schon über 1000 Thaler eingegangen waren; abermals ein Beweis, wie viel edle Herzen noch im Stillen für das wahrhaft Gute und Nützliche schlagen, und wie es nur dessen bedarf, ihnen die Wege zu zeigen, den Saamen des Guten auszustreuen, um sie bereitwillig dazu zu finden. Es war aber auch vom Anfang an der ernstlichste Vorsatz des Vereins, dem Publiko, sobald es nur irgend möglich sei, die Ueberzeugung zu geben, daß das versprochene Werk wirklich zu Stande kommen,

oder,

oder, um mich besser auszudrükken, wenigstens sobald als möglich begonnen werden sollte. Die reichen Beiträge schon der beiden ersten Monate, des Dezember 1818 und des Januar 1819 bewogen den Verein, zu dem Beschluß, ich solle schon vom 1sten März an, wenigstens an diejenigen Erblindeten, die sich innerhalb Breslau befänden und Unterricht zu empfangen wünschten, solchen ertheilen. Auch erhielt ich hinlängliche Unterstützung, diejenigen Unterrichts- und Arbeitshülfsmittel für Blinde anfertigen zu lassen, die mir entweder von Berlin her, oder aus Schriften schon bekannt waren, oder die ich mir selbst ersonnen hatte. So schenkte Herr Kaufmann Schlesinger schon im Oktober 1818 die Summe von 30 Rthlr. Cour. zur Anfertigung einer Maschine, die ich ersonnen, und auf welcher Gurte, oder die sogenannten Strippen der Seiler in einem kleinern Raume, als diese Handwerker dazu brauchen, und für Blinde sicherer sollten gefertigt werden können. Der Herr Schulhalter Katscher aus der böhmischen Anpflanzung Hussinetz bei Strehlen, der sich eine Zeitlang in Breslau aufgehalten hatte, und dessen Bekanntschaft ich durch einen Freund gemacht, übernahm es, unter seiner Aufsicht diesen Gurtstuhl zu Hussinetz fertigen zu lassen, und das Gestühle leistet wirklich seine Dienste. Auch darf ich hierbei nicht vergessen zu erwähnen, daß Herr Katscher, ein Mann, so trefflich von Herz als Kopf, für seine Bemühung nicht die geringste Vergütigung nahm, und sogar sich noch selbst bis Breslau bemühte, um mir die Maschine aufstellen zu helfen.

Eben

Eben so gab mir eine Reise, die ich im November 1818 noch vor Vollendung des Gurtstuhles zu Herrn Katscher machte, und wobei ich in dem Hause des böhmischen Herrn Prediger Schikora, nicht nur die gastfreiste Wirthlichkeit, sondern auch die größte Theilnahme für meinen Beruf genoß, Gelegenheit, durch eben diese Theilnahme und durch die desfalls angewandten Bemühungen des ehrwürdigen Pfarrherrn sowohl das Verfertigen der Winterschuhe aus Sahlbändern noch zu vervollkommnen, als auch die Anfertigung dieser Schuhe aus Wolltroddeln oder Roßhaarschnüren bei einem Gemeindemitglied, so wie auch das Verfertigen der Strohschüsseln zum Bakken bei ebendemselben gründlich zu erlernen *).

Außer

*) Ich kann hier nicht umhin, eine Erfahrungsregel für die auszusprechen, die Lehrer der Blinden werden, oder auch nur aus Theilnahme nützliche und mögliche Geschäfte für sie ausfindig machen wollen. Nicht in den Werkstätten der geschikktesten Meister wird ihnen dies gelingen, denn der Handwerker hat meist zu sich selbst als Lehrer für den Blinden oder auch zur Geschikklichkeit dieses, als Lehrling viel zu wenig Zutrauen: nein, in den Hütten der Armen muß er forschen, hier werden meist nur die kunstlosesten, der wenigsten Werkzeuge bedürfenden Handwerksverrichtungen, von solchen Leuten getrieben, die diese Verrichtung entweder durch ihr Nachdenken, oder durch's Absehen von wirklichen Handwerkern erlernt haben. So habe ich es gemacht, und auf ähnliche Weise, wie ich oben das Verfertigen der Winterschuhe erlernte, hat mir auch der Tagearbeiter Schenk zu Strehlen das Flechten der Strohteller vor Stubenthüren, der Strohmatten vor Fenster und das Bürstenbinden gezeigt.

Außer dem obigen Gurtstuhl ließ ich noch die schon früher von mir erwähnte Fußdekkenmaschine und das Schneidezeug zum spanischen Rohr anfertigen.

So wurde alles für den mechanischen Theil des Unterrichts vorbereitet, da ich jedoch nicht blos Handarbeitenlehrer für Blinde sein wollte, sondern auch den Unterricht der Jugend in Schulkenntnissen, zu welchen blinde Kinder fähig und deren arme Blinde bedürftig sind, leiten sollte, so hatte ich mich, um hierzu berechtigt zu sein, schon früher bei einem hohen Consistorio für Schlesien zur Prüfung gemeldet und diese unter dem Vorsitz des Herrn Konsistorialrath und Direktor Wachler am 4ten November glükklich bestanden.

Auf die oben erwähnte Aufforderung des Vereins, Blinde sollten sich bei mir zum Unterricht melden, meldeten sich und traten ein:

1) mein schon erwähnter Freund, Moritz Schober, bei seinem Eintritt 25 Jahr 9 Monat alt, gebürtig aus Groß-Glogau, katholischen Glaubens, welcher in den Blattern als Kind von 3½ Jahren erblindete. Er trat den 1sten Februar 1819 ein, um sich noch in Handarbeiten zu vervollkommnen, und den durch einen Musiklehrer bald zu ertheilenden musikalischen Unterricht zu genießen, so wie selbst als Lehrer der Harfe, die er trefflich spielt, sich andern seiner Unglükksgefährten im vorkommenden Falle nützlich zu machen, welcher Fall auch bald eintrat.

2) Gottlob Kayser, damals 39 Jahr 6 Monat alt, gebürtig aus Schwinaren im Guhrauschen

schen Kreise, Evangelisch=Lutherischen Glaubens, erblindete in den Feldzügen 18$\frac{13}{14}$, trat den 10ten Februar 1819 ein, um Handarbeiten zu erlernen; ihm wurde eine monatliche Unterstützung der hohen Regierung von 3 Rthlr. Cour. zu Theil.

3) Louise Zimmermann, bei ihrem Eintritt 17 Jahr 7 Monat alt, aus Breslau gebürtig, katholischen Glaubens, erblindete schon in der dritten Woche ihres Lebens, und ist die Tochter eines Unteroffiziers im 22sten Infanterie=Regiment. Sie trat den 1sten März 1819 als Schulgängerinn ein. Nur in der Religion war sie gut unterrichtet, in allem andern aber, selbst in den einfachsten Handverrichtungen gänzlich vernachläßigt, doch nicht ohne natürlichen Verstand. Wie weit nachtheiliger die Lieblosigkeit der Eltern, oder, um selbst nicht hart zu sein, die Unwissenheit derselben in Erziehung und Entwikkelung ihrer Kinder auf blinde als auf sehende Kinder wirkt, dies hatte ich in Berlin schon mehreremal und auch hier wieder Gelegenheit zu bemerken, denn sehr oft sind Eltern in dem thörichten Wahne, ein blindes Kind, welches sie wohl auch, irreligiös genug, eine Strafe des Himmels nennen, sei nicht im Stande, das Geringste zu verrichten. In dieser Meinung lassen sie denn so ein armes Würmchen sizzen, denn es würde ja etwas umwerfen, wenn es aufstände. Auch denken sie nicht einmal darauf, daß wenigstens das Kind sich selbst anziehen und bei Tische bedienen lerne; sie thun dies, aber meist unter Schimpfreden und Klagliedern über ihr trauriges Schikksal, ein solches Kind haben zu müssen.

Auf

Auf welchem Wege sollen nun in die Seele eines solchen Geschöpfs Vorstellungen von den Dingen außer ihm kommen, wie kann seine Einbildungskraft und das, bei unterrichteten Blinden so thätige Geistesvermögen des Menschen, aus einzelnen Vorstellungen sich Begriffe abzuziehen, hier wirksam werden. Ist nun der Einfluß jenes elterlichen Wahns, in Bezug auf Natur und Körperwelt schon so wichtig und nachtheilig, wie viel wichtiger und nachtheiliger muß er nun noch in Bezug auf die Geistes- und Herzensbildung eines solchen Kindes sein; zumal wenn die Eltern arm sind, und wie dann gewöhnlich geschieht, nun das unglükkliche Wesen als Bettler oder Bettlerinn an irgend eine Straßenekke stellen; hier bleibt es halbe, ja ganze Tage lang, allein stehen, getrennt von menschlicher Gesellschaft hört es sich höchstens von den Vorübergehenden, die ihm ein Almosen geben, bedauern und unglükklich nennen; so wird seine Seele zur Wehmuth, zum Tiefsinn gestimmt; es lernt wohl gar den Gott der Liebe und Güte, der auch ihm sein Dasein gab und erhält, nicht kennen, sondern wohl gar hassen. Was aber eben so fürchterlich, als dies alles ist, es wird auch mißtrauisch gegen seine Mitmenschen, weil nur zu oft der Muthwille unbedachter, oft boshafter Straßenkinder mit einem solchen Geschöpf sein Gespötte treibt, ihm statt des Almosens, nach dem es die Hand ausstrekkt, irgend einen unsaubern Gegenstand in dieselbe giebt, oder auf andere Weise seinen Frevelsinn an ihm übt.

Doch man glaube ja nicht, daß allein Lieblosigkeit solche Folgen haben könne, die Liebe bei den

Eltern blinder Kinder nimmt oft auch jene Richtung der falschen Eltern- oder sogenannten Affenliebe, die dann eben solche Folgen hat, weil die Eltern aus eben dieser unrichtigen Liebe, ihren Kindern gleichfalls alle Mittel und Wege abschneiden, sich körperlich zu bilden, denn auch sie lassen sie sich nicht bewegen, weil es sich ja verletzen oder in Gefahr gerathen könnte; auch sie ziehen es an und bedienen es bei Tische, weil sie glauben, es sei dem armen Söhnlein oder Töchterlein ja nicht möglich oder doch zu mühsam, dies zu thun.

Ungeschicklichkeit ist die erste Folge einer solchen Behandlung, die in der Gesellschaft aber noch weit nachtheiligere zweite, ist der Eigensinn solcher Kinder, mit welchem sie auch in spätern Jahren noch, und von ganz fremden Menschen dieselben Dienstleistungen fordern, sich aber dadurch nur die Liebe und Zuneigung anderer Menschen verscherzen, weil fast Jedermann, und mit Recht, von dem Blinden Bescheidenheit und Sanftmuth des Gemüthes erwartet.

Nur diejenigen Eltern und Erzieher treffen den richtigen Punkt bei Behandlung eines blinden Kindes, die sich bemühen, dasselbe zu unterrichten, wie es sich in Haus, Hof, Garten und wo möglich auch in dessen nächster Umgebung, mit der nöthigen Vorsicht für den Blinden, zurecht finden soll, aus dem Schall in einem fremden Orte auf die Größe des Raumes oder der Stube, in welchem es sich befindet, schließen kann, endlich, wie es seiner Hände zu den unentbehrlichsten Verrichtungen des häuslichen Lebens, zum Ankleiden, zum Gebrauch von Messer

und

und Gabel, zum Auf- und Zuschließen von Schlössern sich geschikkt und vorsichtig bedienen soll. Ein so körperlich unterrichtetes Kind bringt, wenn ihn nun irgend ein geistiger oder geistig-leiblicher Unterricht, wie z. B. in der Musik, zu Theil wird, so viel Vorübung im Gebrauch seiner Glieder und so viel bereits richtige Vorstellungen von Natur- und Kunstgegenständen, die es durch's Gefühl schon hat kennen gelernt, zu dem Unterrichte mit, daß dieser nicht blos erleichtert, sondern auch die Wißbegierde des nun schneller auffassenden Kindes, unterstützt von einer weit reichern Phantasie, nun auch bei weitem mehr gesteigert wird, als bei solchen, die diese wohlthätige Vorschule einer häuslichen guten Erziehung nicht gehabt haben. Freilich ist es unmöglich, daß alle Eltern über die Erziehung und die Fähigkeiten ihres blinden Kindes so richtige Begriffe haben und anwenden sollten. Möchten doch aber die Seel- und Geistessorger der Gemeinen, Pfarrherren und Schullehrer da, wo diese Einsicht mangelt, ihr Hirten- und Führeramt wenigstens durch Rath und Zurechtweisung ausüben.

Ich kehre zurükk zu meiner Erzählung, von der ich nur eben dadurch abgezogen wurde, weil jenes zuletzt erwähnte Mädchen Louise Zimmermann zu der Klasse jener körperlich vernachlässigten hülflosen Kinder gehörte. Sie und die oben erwähnten drei Nichtsehenden waren nun die, mit denen ich den Unterricht anfing. Die Männlichen erlernten nur Handarbeiten, das Stuhlbeziehen mit Bindfaden und Rohr, das Netzstrikken und Verfertigen von Fußdekken aus Sahlbändern, das Mädchen hingegen

gen mußte sich im Knoten= und Schleifenknüpfen, und als dieses nach einer Woche gut ging, im Strikken der Netzmaschen, die sie freilich erst nach einigen Wochen zu Stande brachte, üben. Eben so lehrte ich ihr die einfachsten Begriffe von grade und krumm, eben und uneben, glatt und rauh u. s. w. an körperlichen Gegenständen kennen und die Gegenstände selbst unterscheiden. Ihr gutes Gedächtniß und ihr natürlicher Verstand unterstützten meine Bemühungen; es war ihr schon eine unsägliche Wohlthat, wenigstens einen Theil des Tages in geselliger Unterhaltung und nicht unter Sturm und Regen hinter ihrem erbärmlichen Leierkasten, den sie bisher auf offner Straße hatte drehen müssen, zubringen zu dürfen. Sie hatte Neigung für Musik; diese war hauptsächlich im Gotteshause gewekkt und genährt worden. Eine edle Gönnerinn der Anstalt, Demoiselle Schmidt, schenkte eine Harfe, die einst die Freude und der süßeste Zeitvertreib ihres alten blinden Vaters war, zu gleichem Zwekke in meine Anstalt, und wirklich wurde dieser Zwekk gar bald erreicht, denn mein Freund Schober übernahm das schwere Geschäft, die Zimmermann, die noch keinen Begriff von dem Bau, geschweige denn der Handhabung einer Harfe hatte, in dem Spielen derselben zu unterrichten, und er hat es mit seiner unerschöpflichen Geduld dahin gebracht, daß dieses Mädchen jetzt, nach Verlauf eines Jahres, nicht nur 24 Stükke mit und ohne Gesang richtig vorträgt, sondern auch die Harfe allein stimmen, ja auch sogar zu leichten, ihr bekannten Weisen sich eine einfache richtige Begleitung erfinden kann. Ich darf jedoch in der Zeit nicht vorgreifen.

Nach

Nach jenem Anfange, und der immer wachsenden Mildthätigkeit edler Wohlthäter schien es wegen der häufigen Anfrage um Aufnahme auswärtiger Zöglinge Einem Hochgeehrten Verein zwekkmäßig, eine größere Wohnung zu miethen, um wenigstens jetzt, wo noch an keine Freistellen für aufzunehmende Blinde gedacht werden konnte, diejenigen Kinder und Erwachsenen aufzunehmen, für welche Eltern, Wohlthäter oder Gemeinen den Unterhalt bezahlen wollten *).

4) Joh. Gottl. Merkert, bei seinem Eintritt 28 Jahr 6 Monat alt, aus Kniegnitz im Neumarkter Kreise, katholischen Glaubens, erblindete gleichfalls in jenen Feldzügen wie Kayser, trat aus demselben Grunde wie dieser in die Anstalt, empfing auch die nämliche Unterstützung.

Durch den Magistrat von Frankenstein wurde der erste auswärtige Zögling der Anstalt zugesandt:

5) Joseph Citronowitz, bei seinem Eintritt, den 1sten Mai 1818, 17 Jahr alt, aus Frankenstein gebürtig, katholischen Glaubens; er erblindete als

---

*) Ich füge, weil hier der Ort dazu ist, den monatlichen Kostenbetrag für die Verpflegung eines Blinden bei:

Mittagbrodt, tägl. 3 sgl. N. M. sind monatlich	3 Rthl. N. M.
Brodt, täglich für 2 sgl. . .	2 =
Frühstükk und Abendbrodt täglich $2\frac{1}{2}$ sgl. . .	$2\frac{1}{2}$.
Bereinigung der Wäsche . .	1 =
Besondre Ausgaben, als Seife u. s. w.	$7\frac{1}{2}$ sgl.

Summa 8 Rthl. $22\frac{1}{2}$ sgl N. M. (den Thaler zu 30 sgl. gerechnet) oder 5 Rthl. Cour.

als ein Kind von sechs Monaten durch die Blattern, und da sein Vater, welcher Thorschreiber war, bereits gestorben und seine Mutter ganz unvermögend ist, so bezahlt der Magistrat von Frankenstein den monatlichen Kostenbetrag mit 3 Rthl. Cour., das übrige wird aus der Anstaltskasse zugelegt.

Ich fahre fort, die eintretenden Zöglinge oder lernenden Arbeiter, unter welchen letztern ich die ältern Menschen, die blos Handarbeiten lernen, verstehe, hier aufzuführen, um mich in dem fernern Zusammenhange meiner Erzählung nicht zu oft und unschikklich unterbrechen zu müssen.

6. Joh. Christoph Hentschke, evangelischen Glaubens, gebürtig aus Groß-Gaulau, welcher im neunten Jahre seines Alters in den Blattern erblindete, trat den 3ten Mai 1819 in einem Alter von 17 Jahr 9 Monat als Handarbeitenlehrling ein. Sein Wohlthäter war der Herr Baron von Sauermann auf Romberg, in dessen Diensten sein Vater damals als Hirte stand; der Erstere sicherte seinen Unterhalt durch eine monatliche Unterstützung von 3 Rthl. Cour. und Naturallieferung an Brodt.

7) Heinrich Schöde, trat auch am 3ten Mai 1819 als Handarbeitenlehrling ein. Er war 40 Jahr alt, kath. Glaubens, gebürtig aus Neisse und durch die Feldzüge von 1813 und 14 erblindet. Seinen Unterhalt erhielt er durch eine monatliche Unterstützung von 5 Rthl. Cour. von Seiten der königlichen Regierung.

8) Carl Förster, kathol. Glaubens, gebürtig aus Seiferodau im Wohlauschen Kreise, welcher gleich-

gleichfalls in den Feldzügen 1813 und 14 erblindete, trat in einem Alter von 29 Jahren 5 Monaten am 5ten Mai 1819 als Handarbeitenlehrling ein. Auch er erhielt seinen Unterhalt mit 5 Rthl. Cour. durch die königliche Regierung.

9) Mar. Elis. Taube, gebürtig aus Klein-Gandau im Breslauer Kreise, evangelisch-luther. Glaubens, war in einem Alter von 9 Jahren durch die Blattern erblindet und trat am 7ten Mai 1819, 36 Jahr 2 Monat alt, als lernende Handarbeiterinn ein. Ihren Unterhalt erhielt sie durch Herrn Kaufmann Schlesinger.

10) Eduard Bauer, evangelisch-luther. Glaubens, wurde schon blind geboren; er ist der Sohn des Hutmachermeisters Bauer hierselbst, der ihn am 22sten Junius 1819 als Schulgänger in die Anstalt that und ihn auch selbst versorgt.

11) Joh. Karl Traugott Müller, geb. aus Löwen, evang. Glaubens, erblindete wenige Tage nach seiner Taufe *). Sein Vater war Seifen-

*) Die Ursache, warum dieses Kind erblindete, enthält eine zu wichtige Warnung für Mütter und Hebammen, als daß ich sie hier verschweigen sollte. Die Mutter bekam gleich nach der Entbindung eine schlimme Brust; die Hebamme legte ihr einen Umschlag von Kampher und Brandtwein so auf dieselbe, daß die Tränkwarze frei blieb, und sie stillte, weil ohnehin diese Brust die reichlichere Nahruug gab, das Kind einige Zeit lang an derselben, bis ein durch Erfahrung gewarntes Mutterchen ihr den schrekklichen Fall erzählte, daß sie schon zwei, durch die Wirkung eines solchen Um-

fenfieder, sein Stiefvater, Namens Groß, ist ein Schneider. Er trat am 26. Junius 1819 als Bewohner und Schüler in einem Alter von 12 Jahren 3 Mon. ein. Verpflegt ist selbiger bis jetzt durch monatliche Unterstützung folgender Wohlthäter: der Frau Ober-Landes-Gerichts-Präsident von Fischer, der Frau Ober-Landes-Gerichts-Sekretair Wittig, der Frau Kaufmann Krakau, des Herrn Konsistorial-Raths Skeyde, des Herrn Ober-Post-Direktor Schwürtz, des Herrn Gastgebers Burkhard und durch besondere Zuschüsse Einer königlichen Regierung.

12) Ferdinand Adolph Eisen, geb. aus Leobschütz, reformirten Glaubens, erblindete in der Schlacht bei Jena, indem er Wachtmeister beim 1sten Husarenregiment war, wo er auch 19 Jahr 8 Mon. gedient hat. Er trat den 28. Junius 1819 in einem Alter von 48 Jahren als Handarbeitenlehrling ein.

13) Ernst Daniel Koblitz, evangelischen Glaubens, geb. aus Nimptsch, und der Sohn des noch daselbst lebenden Bäckermeister Koblitz, erblindete mit 4 Jahren durch Entzündung und trat den 29. Junius 1819 als Bewohner und Schüler der Anstalt ein, wird auch von seinen Eltern verpflegt.

14) Gottfr.

Umschlages erblindete Kinder kenne. Ein einsichtsvoller Arzt hat die Wahrheit dieser Beobachtung bestätigt, denn der Kampher wirkt verzehrend und nachtheilig, nicht blos auf die fernere Stillungsfähigkeit der Mütter, sondern auch auf die Augen der Kinder. Die verständige Warnung war jedoch leider schon zu spät erfolgt.

14) Gottfr. Friebe, evangel. Glaubens, geb. aus Breslau, erblindete in den Blattern mit 4 Jahren. Sein Vater, welcher Tagearbeiter ist, that ihn am 30sten Junius 1819 in einem Alter von 9 Jahren 10 Mon. als Schulgänger in die Anstalt; er wird zwar von seinen Eltern erhalten, doch bekommt er durch die Unterstützung des Herrn Stadtrath Bibrach den Mittagstisch.

15) Friedrich Speer, evangel. Glaubens, geb. aus Gölschau im Hainauschen Kreise, erblindete den 30sten August 1813 bei Kulm; er war Unteroffizier im 19ten Infanterie-Regiment, und hat 16 Jahr gedient. Er trat den 10teu Julius 1819 in einem Alter von 36 Jahren als Handarbeitenlehrling ein und erhält sowohl sein Traktament als auch 2 Rthlr. monatliche Unterstützung vom Frauen-Verein für Invaliden.

16) Joh. Gottfr. Heintze, evangel. Glaubeus, geb. aus Katschkau im Guhrauschen Kreise, erblindete durch Entzündung 1818 in Glatz; er war Unteroffizier im 11ten Infanterie-Regiment und hat 24 Jahr gedient. Bei seinem Eintritt, den 10. Julius 1819, war er 45 Jahr alt; außer seinem Traktament erhält er noch eine monatliche Unterstützung von 3½ Rthlr. Cour. von Seiten der königlichen Regierung.

17) Martin Weinert, evangel. Glaubens, geb. aus Gleinig im Guhrauschen Kreise, erblindete 1813 bei Leipzig durch Entzündung; er diente als Landwehrmann im 10. Regiment, und trat, 26 Jahr alt, zugleich mit Heintze in die Anstalt, empfängt auch außer seinem Traktament dieselbe Unterstützung.

U 18) Am-

18) Ambrosius Schwantke, katholischen Glaubens, geb. aus Krentsch im Neumarktschen Kreise, erblindete 1815 in Frankreich durch Entzündung; er war Gemeiner im 7ten Garnisonbataillon, wo er 3 Jahr 6 Mon. gedient hat. Er trat in einem Alter von 31 Jahren zugleich mit Heintze ein, empfängt auch eben diese Unterstützungen.

19) Gottl. Bekker, evangel. Glaubens, geb. aus Benkwitz im Breslauer Kreise, erblindete 1813 durch Entzündung, als er als Gemeiner beim 10ten Infanterie-Regiment in Sachsen stand, er hat 19 Jahr gedient, und trat, 37 Jahr alt, zugleich mit Heintze ein, empfängt auch dieselben Unterstützungen.

20) Joh. Gottl. Goehl, gebürtig aus Breslau, erblindete in einem Alter von dreiviertel Jahren durch die Englische Krankheit, und trat als Musiklehrling in die Anstalt, als er 33 Jahr alt war; er nährt sich selbst durch Stiefelputzen.

21) Joh. Machner, kathol. Glaubens, gebürtig aus Meleschwitz im Ohlauschen Kreise; ihm biß ein Schwein, da er einstmals in seinem dritten Jahre ohne Aufsicht in einem Garten lag, das eine Auge aus, worauf das andere von selbst erblindete. Er trat den 14ten August 1819 in einem Alter von 13 Jahren als Bewohner ein, und erhält 3 Rthlr. Cour. von der Behörde des Kreuzburger Armenhauses, und 2 Rthlr. von der Anstaltskasse.

22) Joh. Czieloch, evangelisch-lutherischen Glaubens, gebürtig aus Reppin im Wartenbergschen Kreise, erblindete durch Entzündung mit 5 Jahren und war bei seinem Eintritt 11 Jahr alt;

übri-

übrigens trat er ein und wird verpflegt wie Machner.

23) Gottl. Schröter, evang. lutherischen Glaubens, geb. aus Lissa im Großherzogthum Posen, erblindete im Kriege durch Entzündung; er hat 15 Jahr als Soldat, zuletzt als Unteroffizier beim Stamm der Kavallerie des 2ten Bataill. im 11ten schlesischen Landwehrregimente (2ten Breslauer) gedient. Bei seinem Eintritt, am 14. August 1819, war er 37 Jahr alt.

24) Karl Joh. Weber, kath. Glaubens, gebürtig aus Schweidnitz, erblindete als Kind von drei Jahren durch die Blattern; er trat im 13ten Lebensjahre, am 1sten Dezember 1819, als Bewohner und Schüler der Anstalt ein, und erhält seine Verpflegung vom Magistrat zu Schweidnitz.

Auch wurde seit dem 1sten November 1819 Louise Zimmermann als Kostgängerinn aufgenommen, indem Herr Pfarrer Schmidt durch liebevolle Verwendung von mehrern mir hochgeehrten Wohlthätern ihre monatliche Verpflegung durch Beiträge, deren Summe 6 Rthlr. Cour. ist, bewirkte.

Demnach sind bis jetzt 24 Nichtsehende in der schlesischen Blinden-Anstalt unterrichtet worden; unter diesen waren 22 männliche, 2 weibliche Blinde; 13 Männer, eine Frauensperson, Summa 14 Erwachsene; 3 Jünglinge, 6 Knaben, ein Mädchen, Summa 10 Kinder. Der Unterhalt für sämmtliche betrug bis Ende Dezember 1819:

391 Rthl. 14 sgl. 6 6/7 d'. Cour., wozu aus der Hauptkasse der Anstalt an extraordinairen Zuschüssen geleistet worden sind: 16 Rthl. 23 sgl. 7 4/7 pf. Cour. An dem Schulunterrichte hatten außer Hentschke die übrigen 9 Kinder Theil. Ich konnte den Unterricht in seinem eigentlichen Umfange erst anfangen, als mehrere Kinder eingetreten waren, und er begann daher seit dem 1sten Julius 1819. Das hier nachfolgende Stundenverzeichniß mag über die Gegenstände des Unterrichts Auskunft geben. (siehe die beifolgende Tabelle).

Man sieht hieraus, daß es keinesweges der Zwekk der Anstalt ist, blinde Kinder hier mehr, als es für ihr Verhältniß im bürgerlichen Leben als Arme erforderlich sein dürfte, mit überflüssigen Schulkenntnissen auszustatten, sondern daß es hauptsächlich auf ihre Brauchbarkeit im Leben und die Entwikkelung derjenigen mechanischen Fertigkeiten, die ihren Brodterwerb befördern oder wohl auch ausmachen können, abgesehen ist. Der Unterricht in der Musik und im Gesange wird durch zwei besondere Lehrer ertheilt; so unterrichtet Herr Bröer in Violine und allen Blaswerkzeugen während wöchentlich acht Stunden, Herr Rektor Marks im Gesange und Flügelspiel, ebenfalls während wöchentlich acht Stunden, wie dies schon aus dem obigen Stundenverzeichniß hervorgeht. Was den Handarbeitenunterricht betrifft, so erlernte der genannte Carl Förster das Seilerhandwerk bei dem hiesigen Meister Hanewald; für das Korbmachen wird auch ein Meister als Lehrer gehalten. In allen übrigen Gegen-

gen-

llan

terricht

hn bis 12

Sonnaben emerkungen.

Von 7 bis 8

Herrn Rektor Mar

terricht für Czieloch.

Von 8 bis 9

Mittwoch.

genständen des Unterrichts sowohl des Schulfachs als der Handarbeiten ertheile ich meist selbst den Unterricht, und es ist mir von Seiten Eines Hochverehrten Vereins ein zweiter Lehrer zur Hülfe gegeben, der theils einige Elementarstunden selbst giebt, hauptsächlich aber da, wo in der biblischen Geschichte oder bei dem Auswendiglernen das Vorlesen erfordert wird, dieses zu verrichten hat, überdies aber noch alle Rechnungen der Hauswirthschaft führt, und sonstige schriftliche Geschäfte besorgt. Vom 1sten März 1819 bis zum 1sten Februar 1820 war dieser mein Gehülfe der invalide Feldwebel Aloys Volkmer, seit dieser Zeit ist es der frühere Lazarethinspektor Herr Dietrich.

Was nun bis jetzt in jeder Art des Unterrichts von uns geleistet worden ist, so geziemt es mir wohl am wenigsten, hierüber urtheilen zu wollen, auch werden ja die Wirkungen der Erziehung nur durch das spätere Leben des Zöglings und die des geistigen Unterrichts gewiß auch nur dadurch und nicht durch öffentliche Prüfungen mit Sicherheit beurkundet; was in Handarbeiten geleistet worden ist, darüber mag die von Seiten des Vereins dem schlesischen Publiko mitgetheilte Uebersicht der eingekauften Zuthaten, der davon gefertigten und verkauften Waaren und des Gewinnstes daraus auch meinen verehrten Lesern einige Auskunft geben.

Nachweisung

der eingekauften Materialien zu den, von den Blinden in der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt verfertigten Fabrikaten, so wie des Verkaufs derselben und des gebliebenen Verdienstes.

Vom 1sten Mai bis letzten Dezember 1819.

Einkauf der Materialien.	Cour. rthl.	sgl.	d'.
Sahlbänder 12771 Ellen . .	109	1	9
Fries 152 Ellen	60	5	=
Wolle 4 Pfund	2	25	3
Band 66 Ellen	2	6	=
Zwirn 22 Zaspeln	1	24	=
Stuhlrohr 68 Pfund . . .	18	5	=
Seide 11 Loth	7	10	=
Bindfaden 22½ Pfund . .	8	29	9
Zu Gurten 18 Pfund . . .	6	10	=
Weidenruthen 53 Gebund . .	17	11	=
rthl.	234	7	9
Netto Verdienst	115	6	1½
	349	13	10½

Verkauft

Verkauf der Fabrikate.	rthl.	sgl.	d'.
Schuhe 220 Paar	136	7	=
Dekken 10 Stükk	89	10	3
Stuhlsitze 96 Stükk	43	3	6
Seidene Geldbeutel 17 Stükk	12	1	4
Netze 31 Stükk	11	17	3
Gurte 5 Stükk	8	13	5
Körbe 18 Stükk	9	27	=
Summa rthl.	310	19	10½
Hierzu die an Fabrikaten noch gebliebenen Bestände für den kostenden Betrag .	38	24	=
rthl.	349	13	10½

Von vorstehendem Verdienste wurde ausgezahlt an die blinden Invaliden und Kinder, die mit der Arbeit beschäftigt waren:

	rthl.	sgl.	d'.
Zwei Drittel des Betrags mit .	76	24	1
und ein Drittel für das Betriebskapital	38	12	½
rthl.	115	6	1½

Im gegenwärtigen Augenblikke sind nun bereits ausgetreten:

1) der Invalide Schöde, den 30. Juni, weil er nach Neisse seinem Geburtsorte zog.

2) Der Invalide Kaiser, den 12ten Juni, nachdem er das Beziehen der Stühle mit Rohr erlernt.

3) Der Invalide Merckert den 25sten Juni, weil sein Gesicht durch ärztliche Behandlung sich so verbessert, daß er wieder einen Herrendienst suchen konnte.

4) Elis.

4) Elis. Taube, am 7ten August, nachdem sie das Netzstrikken, das Verfertigen von Fußdekken und Winterschuhen aus Sahlbändern erlernt hatte, spinnen konnte sie schon früher.

5) Henschke, zu Ende Novembers, nachdem er das Verfertigen grüner Körbe, das Netzstrikken und das Winterschuhmachen erlernt. Dienstveränderungen seines Vaters und das dadurch veranlaßte Aufhören seiner Unterstützung waren die Ursachen seines Abganges.

6) Carl Förster, den 23. März 1820, der sich vermöge des erlernten Seilerhandwerks mit Weib und Kindern redlich zu nähren hofft. Eben dasselbe wollen: Gottl. Bekker, Mart. Weinert und die Unteroffiziere Gottl. Heintze und Schröter, in's Invalidenhaus zurükk gehen Ambrosius Schwantke, wegen seiner immerwährenden Kränklichkeit, und der Unteroffizier Speer, der auch zu Rybnik Vortheil aus den erlernten Handarbeiten zu ziehen hofft, und er allein ohne Freunde und Verwandte in der Welt steht.

In ihre Stelle werden Andre aufgenommen werden.

Möge diese kurze Uebersicht des Thuns und Treibens in unsrer schlesischen Blinden-Anstalt alle edeln für das Gute wahrhaft fühlenden Herzen überzeugen, daß auch hier etwas Gutes beabsichtigt und nach Maaßgabe der freilich noch schwachen Kräfte so viel als möglich erstrebt werde.

Noch darf ich einige hohe Freudentage zu erwähnen nicht vergessen, die edle Menschenfreunde den Bewohnern der Anstalt aus zarter Theilnahme und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Gottes

herr-

herrlichste Gabe die Heiterkeit des Gemüthes *) bei einem ruhigen Gewissen selbst unter gewissen Entbehrungen des Lebens, auch uns Blinden keinesweges versagt sei, bereiteten. Noch ehe blinde Kostgänger in die Anstalt aufgenommen waren, ist der 12te Januar, als ein Tag des Segens, der durch die reichliche Milde edler Herzen, die sich an demselben zum Wohl des neuzupflanzenden Bäumleins vereinigten und so nicht wenig zum baldigen Anfange des versprochenen Werkes beitrugen, denkwürdig. Es hatten nämlich Herr Kapellmeister Schnabel, und Herr Musikdirektor Berner, unterstützt von den hohen Kunstgaben der Frau von Rothkirch, als Meisterinn im Gesange, des Herrn Redlich, der sich auf dem Flügel hören ließ, und des Herrn Violinspieler Luge, ein Konzert zu Stande gebracht, dessen Ertrag zum Besten der Anstalt, in nicht weniger als 481 Rthl. 11 sgl. 6 d'. Cour. bestand.

Eben so ist der 12te April, als der zweite Ostertag merkwürdig, weil an diesem Tage die Zusendung eines edlen Mitbegründers der Anstalt, der jedoch nicht genannt sein will, bestehend in einem Staatsschuldschein von 500 Rthlr. von Liegnitz her, eintraf.

Den 30sten Mai, als dem ersten Pfingstfeiertage labte eine durch Herrn Kaufmann Schlesinger ver-

*) Ein Glükk des Blinden, das ihm von Unverständigen, die da glauben, er müsse seines Schikksals wegen nur in Sakk und Asche, als ein von Gott Gestrafter, einhergehen, so oft verargt wird.

veranstaltete Speisung sämmtliche Blinde, und am 9ten Juni gab Herr Musikdirektor Berner auf der Orgel der Elisabethkirche ein, mit aller, auf Cäci-lien's Wunderbau ihm so sehr zu Gebote stehenden eig-nen Kraft und Schöne ausgeführtes Spiel zum Wohl der Anstalt; die Einnahme war 310 Rthlr. 2 sgl. 6 d'.

An einigen andern Tagen, besonders am 10ten Juli, als dem Eintrittstage von fünf Invaliden, die von Rybnik kamen, wurde das Geschenk des Herrn Fleischermeister Ekkert, bestehend in einem Stein Rindfleisch, mit dankbarer Erinnerung an den Geber verzehrt.

Am 4ten September wiederfuhr der Anstalt die Ehre, daß Herr General-Stabs-Chirurgus D. Wiebel, Leibarzt Sr. Majestät, die Anstalt in Augenschein nahm. Die Folge dieses Besuchs und der freundlichen Schilderung, die derselbe Sr. Ma-jestät von der Anstalt gemacht, war ein Geschenk Unsers Allergnädigsten Königs, von 16 Friedrichs-d'or, welches einige Tage darauf, nämlich Freitag den 10ten unter uns Lehrer und die sämmtlichen Nichtsehenden von den Herrn Vorstehern des Vereins vertheilt wurde *).

Von

*) Geldvertheilungen finden fast alle Vierteljahr statt, indem, um bei Besuchen der Anstalt durch Fremde das Beschenken Einzelner zu vermeiden, und doch die Wohlthätigkeit, welche diese Armen zur Bestreitung vieler Bedürfnisse so sehr nöthig haben, auf der andern Seite nicht zu hindern, die sich bei solchen Besuchen doch so gern äußert, eine Sparkasse angebracht ist, in welche die milden Gaben nie-dergelegt werden, um sie von Vierteljahr zu Vierteljahr zu vertheilen. Dies geschah z. B. den 2. Juli und 6. November, wo der Antheil eines jeden Blinden 20 ggr. Cour. betrug.

Von besondrer Wichtigkeit war der 15te November, wo durch eine öffentliche Prüfung der Zöglinge und eine Aufstellung der von den Handarbeitern bis jetzt gefertigten Sachen, das Stiftungsfest gefeiert wurde. (Eigentlich ist der Stiftungstag der 14te November 1817, an welchem sich die Mitglieder des Vereins zum erstenmale in der Wohnung des Herrn Regierungsrath Laar Nro. I. am großen Ringe versammelten und zur Begründung dieses Werkes verbanden, da jedoch der 14te November 1819 grade auf einen Sonntag traf, so wurde, verschiedener Rükksichten wegen, die Feier des Tages schikklicher auf den Mondtag als den 15ten verlegt.) Viele hohe Anwesende, unter ihnen Se. Excellenz, der Herr General-Lieutenant Graf von Zieten, sahen mit inniger Rührung die heitern und gesunden Gesichter der hier versammelten Blinden, denen man keinesweges eine Unbehaglichkeit ihres neuen Zustandes ansah. Die beigefügte Rede des Herrn Regierungsraths Laar und zeitigen Direktors der Anstalt an die Anwesenden eröffnete die Feier; ihr folgte die erwähnte Prüfung. Einige musikalische Versuche der Zöglinge, theils auf Tonwerkzeugen, theils durch Gesang beendigten diese, und eine herzliche theils an die anwesenden Blinden, theils an uns Beamten gerichtete Rede des Herrn Subsenior Gerhard beschloß nebst dem Choral: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut! der von Allen gesungen wurde, die Feier des Vormittags. Ein frohes Mahl, theils durch die Schenkung des Herrn Kaufmann Schlesinger, theils aus der Sparkasse bestritten, labte alsdann sämmtliche Nichtsehenden;

auch

auch der Verein beging das Andenken dieses Tages durch ein, wegen Mangel an Raum, außer der Anstalt eingenommenes Mittagsmahl in freudiger Rükkerinnerung an die schon überstandenen Schwierigkeiten und den vielfachen liebreichen Beistand, den die edeln Menschenfreunde bei Ausführung ihres guten aber schweren Unternehmens gefunden. Wir Lehrer genossen die Ehre, Gäste des Vereins zu sein, und es waren mehrere musikalische Zöglinge bereits im Stande, den Frohsinn dieses so schönen geselligen Beisammenseins durch ihre spätere unvermuthete Hinzukunft mit ihren wenigen Fähigkeiten durch Gesang und Klang noch zu erhöhen.

Rede des Herrn Regierungsrath Laar.

„Wenn wir, hochgeachtete Versammlung, bei dem Anblikk eines Blinden auf der Straße, bald geneigt sind, ihm ein Almosen zu reichen, so zeugt dies von dem Mitleiden, welches diese Art von Bedürftigen allgemein erregt, und von dem Gefühl für die Menschenpflicht, unsern hülflosen Mitbrüdern beizustehen. Indem aber solche Gaben nur dazu dienen können, die körperlichen Bedürfnisse dieses Unglükklichen zu befriedigen, und er, um solche immer zu erhalten, genöthigt ist, am Stabe und an der Hand eines vielleicht treulosen, sich dem Müssiggange hingebenden Führers, solche zu erbitten, und er so, ohne sich als ein nützliches Glied der Kette der menschlichen Gesellschaft betrachten zu können, dahin schleicht, und nicht selten bei der durch lange

Weile

Weile in ihm erwachsenden Begierden nach sinnlichen Genüssen und der Unfähigkeit, sich die Zeit zu verkürzen, ein Opfer derselben wird; so erfüllen wir unsere Menschenpflicht hierbei nur halb.

Auch den Blinden durch Anwendung seiner in ihm enthaltenen Kräfte, zu Selbstthätigkeit zu gewöhnen und den, in jedem Menschen hierzu vorhandenen Trieb zu erwekken und zu erhalten, ihn mit den Hülfsmitteln, deren er sich hierbei in Benutzung anderer Sinnenwerkzeuge bedienen muß, bekannt zu machen, bei denen in früher Jugend Erblindeten ihre oft wenigen Geistes-Anlagen zu entwikkeln, sie mit der Körperwelt bekannt zu machen, ihre Begriffe deshalb zu befestigen, sie hierdurch in den Stand zu setzen, Körper und Geist zu beschäftigen, sich so ihres Daseins zu erfreuen, die Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott in ihnen rege zu machen und sie so zu sittlichen nach einem höhern Zwekke strebenden Wesen zu bilden; dies gehört zur vollständigen Ausübung unsrer Pflichten gegen diese Art von hülflosen Brüdern.

Wenn wir uns daher gestern vor zwei Jahren vereinigten, auch für die hiesige Provinz, in welcher der Blinden so viele sind, eine Anstalt zu bilden, wo diese Zwekke erreicht werden könnten, und wir, nachdem wir hierzu von den höchsten Staatsbehörden die Genehmigung erhalten hatten, unter dem 26sten September v. J. unsern Plan dem Schlesischen Publikum durch die öffentlichen Blätter vorlegten, mit der Bitte, uns zur Ausführung desselben durch milde Gaben zu unterstützen: so fanden wir bald, wie rege der Sinn hier sei, gegen bedürf-

tige Mitbrüder die Pflicht der Hülfsleistung vollständig auszuüben; denn es gingen nicht nur bald von allen Seiten her, vorzüglich aber von den Bewohnern hiesiger Residenz, sowohl vom Militair als Civil zum Theil bedeutende Geldbeiträge, sondern auch Geschenke an Hausgeräth, Materialien, Lagerstellen u. s. w. ein; wir wurden durch mancherlei Dienste unterstützt, indem geehrte Beamte die mühsame Führung der Kassenverwaltung, der Korrespondenz übernahmen, die löbliche Barthsche Buchdrukkerei alle Drukksachen lieferte, ein achtbarer hiesiger Seiler den mühsamen Unterricht eines Blinden übernahm, geschätzte Tonkünstler und die Mitglieder einer Privat-Theater-Gesellschaft sich hingaben, das Publikum zu ergötzen, um uns dadurch eine Einnahme zu verschaffen.

Hierdurch wurden wir in den Stand gesetzt, schon am Neujahr in einem kleinen Gelasse den Unterricht mit einigen Einheimischen zu beginnen, und zu Ostern konnten wir schon ein geräumigeres Lokale miethen, darin Auswärtigen freies Obdach, Lagerstätte, Heitzung und Wartung nebst der Gelegenheit zu einer wohlfeilern Beköstigung gewähren, wir konnten zwei Lehrer, von denen der eine (seit seinem zehnten Jahre selbst erblindet, sich seit dieser Zeit zum Blindenlehrer ausgebildet und hierzu die Staats-Prüfung bestanden) ganz dem Lehramte, sowohl in wissenschaftlichen Gegenständen, als den Handarbeiten, den zweiten aber als dessen Gehülfen, welcher für die häusliche Aufsicht und Oekonomie bestimmt ist, engagiren, außerdem einen Lehrer zum Unterricht in der Instrumental-Musik und vor-

zůglich

züglich für den Gesang, einen Korbmacher, einen Wärter und eine Wärterinn annehmen: und nun dem Publikum unsre Bereitwilligkeit zur Aufnahme von Lehrlingen, denen Unterricht und alle dazu nöthigen Hülfsmittel unentgeldlich gewährt werden, bekannt machen.

Konnten wir gleich, da hierzu ein größerer Geldaufwand nöthig gewesen wäre, den Aufzunehmenden nicht freie Beköstigung und Kleidung zusichern, so stieg doch die Zahl derselben bis heute auf zwanzig Personen, indem für die Aermeren theils Staats- und Orts-Behörden, theils Privatpersonen, mit den Verhältnissen und der Noth des Einzelnen bekannt, ihre Wohlthätigkeit bewiesen, und manches kleine Bedürfniß von den Gaben, die von Besuchern der Anstalt in die Büchse geworfen waren, befriedigt werden konnte.

Von diesen Lehrlingen, von denen vierzehn in der Anstalt wohnen und unter welchen sich acht durch die Folgen des Krieges erblindete Vaterlandsvertheidiger befinden, erhielten besonders die Letztern Unterricht im Netzmachen, Anfertigen von Dekken und Winterschuhen aus Sahlbändern, Beziehen von Rohrstühlen, Gurtschlagen, Korbflechten und Anfertigen von Strikken, so daß hierdurch schon ein reines Arbeitslohn von 105 Rthlr. erworben ist; die übrigen Lehrlinge von jugendlicherem Alter erhielten neben den Handarbeiten, Unterricht in Elementar-Wissenschaften, auf die für die Blinden eigenthümliche Weise, desgleichen in der Instrumental- und Vokal-Musik.

Indem

Indem wir uns nun erkühnten, Sie, höchstverehrte Vorstände der verschiedenen Behörden und Stände des hiesigen Orts, einzuladen, um Ihnen möglichst den Beweis an den Tag zu legen, was bisher geschehen, und daß unser Bestreben gewesen ist, die Spenden des Publikums auf eine dem Willen der Geber entsprechende Weise zu benutzen, so bitten wir auch hiermit, unsere Einladung zu entschuldigen, und das, was Sie hier vernehmen werden, mit der schonenden Rükksicht zu betrachten, daß unser Unternehmen neu, die Hülfsmittel noch nicht überall zureichend gewesen sind, die Lehrlinge von verschiedenem Alter, Vorbildung und Verhältnissen zu verschiedenen Zeiten eingetreten sind; und wenn wir denn unter Berükksichtigung dieser Umstände Ihrer Zufriedenheit uns sollten erfreuen dürfen, so wird uns eine fernere thätige Unterstützung nicht fehlen, denn noch bedürfen wir derselben.

Da wir von den eingegangenen Geldbeiträgen, welche bis jetzt die Summe von 8000 Rthlr. erreichen, zur Einrichtung und der bisherigen Unterhaltung bereits gegen 1500 Rthlr. bei möglichster Ersparung ausgegeben, und daher die Zinsen der übrig gebliebenen 6500 Rthlr. mit denen zur Höhe von 400 Rthlr. subscribirten jährlichen Beiträgen, die Ausgaben für die jetzige Zahl der Lehrlinge nicht dekken können, Letztere aber, da die Zahl der Blinden in der Provinz sich auf 2366 Personen beläuft, unter welchen sich allein 100 Individuen befinden, welche als Folge des Krieges ein so theures Opfer, als das Augenlicht ist, brachten, und die daher auf eine vorzügliche Fürsorge Anspruch haben, sich bald ver-

vermehren wird, so können wir nur auf fernere Theilnahme die Fortsetzung unsers begonnenen Werks begründen; wozu wir bei dem, bisher uns bewiesenen Vertrauen die gerechteste Hoffnung haben.

Und so wollen wir denn in dieser Hoffnung und bei dem schönen Sinne, welcher sich bei den mancherlei Anstrengungen, die besonders die letzten Kriege für einen heiligen Zwekk noch jetzt fordern, sich so herrlich gezeigt hat, unsern Wunsch in dankbarer Anerkennung des uns bisher gewürdigten Vertrauens nicht sinken lassen.

Lassen Sie uns daher, meine sehr werthgeschätzten Herren Collegen, den heutigen Tag der Freude über das bisherige Gelingen unsers Unternehmens auch ein Fest der Ermunterung für uns sein, unsere Bemühungen, jeder in seiner Sphäre, fortzusetzen; wir werden unter dem Beistande unsers, alles Gute befördernden Landesvaters und der, von gleichem Sinne beseelten hohen Behörden, vereint, leicht jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, und so immer näher und näher dem Ziele rükken, unsere Anstalt so fest zu begründen und zu vervollkommnen, als solches das Bedürfniß erheischt.

Mögen auch Sie, werthgeschätzte Herrn Lehrer, in den Fortschritten Ihrer Lehrlinge, wobei man die Anstrengungen, welche solche gefordert, nicht verkennen wird, eine Ermunterung finden, hierin nicht zu ermüden, und wenn der Lohn, mit welchem wir Ihre Mühe vergelten konnten, nur gering war, so mögen Sie solchen in dem Bewußtsein finden, auch eine Blume in den Kranz der Unvergänglichkeit geflochten zu haben, welche jede gemeinnützige Handlung mit sich führt, und so können wir denn im

Vertrauen auf den Beistand des ewigen Gottes für unsre Anstalt zuversichtlich ausrufen:

Sie gedeihe unter Schutz und Hülfe unsers Landesvaters und seiner Behörden!

Sie blühe durch die Wohlthätigkeit des schlesischen Publikums!

Sie bringe Früchte durch das gemeinsame Wirken der hierbei in Thätigkeit getretenen Personen!

Einige Worte zum Schluß der ersten Stiftungsfeier der Blinden-Unterrichts-Anstalt,

von Herrn Subsenior Gerhard.

Es sei mir zum Schluß dieser Feier erlaubt, vor dieser Hochansehnlichen Versammlung, ein Wort der Ermunterung an die Zöglinge dieser Anstalt zu reden. Denkt nur, meine Lieben, da hat man in Schlesien einen neuen Heilquell oder Gesundbrunnen gefunden, von einer ganz andern Kraft als die bisherigen und schon haben in diesem Jahre viel Kranke Erleichterung daselbst gefunden, die sonst ein elendes gequältes Leben bis zu ihrem Tode geführt hätten. Und es finden sich immer mehr Menschenfreunde, die da sorgen helfen, daß der Quell recht vielen geöffnet werden könne. Gestern aber ist es grade ein Jahr gewesen, daß der wohlthätige Quell entdekkt worden ist. Da könnt ihr denken, daß die Leidenden selbst und mit ihnen ihre theilnehmenden Freunde dem lieben Gott recht von Herzen gedankt haben, daß der Quell nun da ist durch seine Gnade, wovon so viele,

viele, künftig neues Leben trinken werden. Nun, ihr Lieben, dieser Heilquell ist uns sehr nahe; er ist hier. Und Ihr seid die, zum Theil schon in früher Jugend Leidenden, die Ihr hier Erleichterung Eures Unglükks gefunden habt, ja, die Ihr hier neues Leben finden sollt. Neues Leben? — Wie so, fragt Ihr. Ganz gewiß, Ihr Lieben, denn ein neues Leben fängt für den Menschen an, wenn seine Seele in neue Thätigkeit gesetzt wird, wenn ihm ein Ziel gegeben wird, nach dem er seine Kräfte hinbewegen kann. Hier aber lernt Ihr so mancherlei nützliche Fertigkeiten, durch deren Uebung Ihr der drükkenden Langenweile, der Qual des Müssiggehens entzogen werdet; Euer Leben bekommt dadurch einen Zwekk, eine Brauchbarkeit, die Ihr vorher nicht kanntet. Ihr vergeßt Euer Unglükk über Eurem Schaffen und Wirken. Ihr wisset, wodurch Ihr künftig minder als vorher fremder Unterstützung bedürfen werdet. Und empfängt man denn nicht neues Leben, wenn man an Kraft gewinnt? Hier aber sollt Ihr mit der höchsten Kraft erfüllt werden, die nur das menschliche Gemüth über sein Unglükk erheben kann. Es ist die Kraft, die tausend Fromme gestärkt hat, das schwerste Verhängniß zu tragen und mit dem räthselhaftesten Geschikk sich auszusöhnen, es ist die Kraft des Glaubens. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Ob dann wohl Euer äußerer Zustand hier derselbe bliebe, welch ein andrer wird er doch durch die höhere Lebensansicht, die Eure Seele hier durch das Licht des Evangeliums empfängt. Euch besonders, Ihr Jüngern, Euch soll hier ein neues Leben des Geistes gegeben werden. Das große Reich

des Wissens wird Euch hier aufgethan, so weit es Euch nur immer heilsam sein könnte, Euch hinein zu führen. Alle Gelegenheit ist Euch hier gegeben, Euern Wissenstrieb zu wekken und Euch so viel nützliche und erfreuende, das Leben erhellende Erkenntniß zu erwerben, als Ihr nur wollt. Ihr seid gewiß dankbar und froh dessen, was Ihr nach den jetzt gegebenen Proben schon gelernt habt. Wie noch viel mehr werdet Ihr mit jedem Schritt weiter hinein Euch des empfangnen neuen Lebens freuen! Denkt doch, Euer würdiger Lehrer war selbst einst Zögling einer solchen Anstalt, die er heute noch segnet als Quell und Ursprung seines höhern, dort gewonnenen Lebens. Und denkt, zu welcher ehrenvollen Stufe des Wissens, zu welcher vielseitigen Bildung hat er sich nach und nach erhoben. O so erwägt, was für ein Feld des Erkennens auch Euch, wenn Ihr wollt, offen steht. O so danket Gott heut aufs innigste für solche Euch geöffnete Wohlthat durch treue Wahrnehmung aller Euch gegebnen Gelegenheiten, an nützlicher Kenntniß und Fertigkeit zuzunehmen! O daß Ihr sie sehen könntet, die Züge voll Theilnahme und Milde, mit denen die höchsten, angesehensten Männer dieser Stadt hier vor Euch sitzen und sich mit Euch, voll stiller Bewegung freuen, dessen, was hier zu Euerm Wohl geschieht. Sie wollen Eure Gönner und Freunde und treue Förderer dessen, was für Euch geschieht, sein, um so williger, je dankbarer Ihr das wahrnehmet, desto gewisser verwandelt sich ihr Mitleid mit Euerm bisherigen Zustande — ich weiß, das habt Ihr nicht einmal recht gern — es verwandelt sich in

Freude

Freude an Euch, in Liebe zu Euch, in Achtung gegen Euch. Und auch wir, die Glieder dieses Vereins, werden um so muthiger unser Beginnen fortsetzen, je mehr wir wahrnehmen, daß es kein vergebliches an Euch ist. Besonders versichern wir den Lehrern dieser Anstalt, vorzüglich Ihnen, lieber Knie, als våterlichen Freund und treuen Lehrer und Erzieher dieser Unglůkklichen, hier laut unsre ganze Dankbarkeit und Zufriedenheit mit Ihren bisherigen Bemůhungen. Noch manche Hindernisse haben Sie zu ůberwinden, Sie sind noch nicht da, wo Sie selbst es wůnschen. Aber lassen Sie uns Muth schöpfen, daß wir dahin kommen werden. Können wir doch nicht anders sagen, als: Gott hat diese Anstalt gestiftet. Der Eine hat gepflanzt; ein Andrer hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Er wekkte, vereinte, förderte, segnete, was Menschen dachten und wollten. Er ließ uns so viel Freunde und Unterstůtzung finden. Wie möchten wir ihm nicht vertrauen, daß er uns werde unserm gewůnschten Ziele immer nåher kommen lassen, daß wir jeden Stiftungstag dieser Anstalt noch froher und unter größern Erfolgen des gemeinsamen Wollens und Strebens so vieler hohen und einflußreichen Förderer unserer Sache — der Sache der Menschheit — werden feiern können. Er will es ja, daß der Mensch zur rechten Stunde edlen Samen streue in das Feld der Erde. Der Såemann gehet davon. Aber der Herr der Erndte behůtet sie. Und die Frucht, welche da reifet, ermißt nur die Ewigkeit.

Noch

Noch in der nämlichen Woche bezeichnete das milde Wohlwollen der Frau Kaufmann Elisabeth Wolf, den Freitag den 19ten November, ihren Namenstag, als einen Festtag für die, ihrem zartfühlenden Herzen das innigste Mitleiden einflößenden Blinden. Das allen Christen so heilige und allen Kindern so erfreuliche Weihnachts- und Geburtsfest des göttlichen Kindleins sollte ebenfalls sowohl für die Herzen unserer blinden Kinder, als auch unsrer erwachsenen Nichtsehenden ein Fest der Freude und des Dankes werden. Nachstehende Uebersicht besagt das Nähere.

An Geld zum Weihnachtsfest ward von den Herren Mitgliedern des Vereins, Hrn. D. Barisch, Hrn. Stadtrath Bibrach, Hrn. Major Faber, Hrn. Ober-Landes-Ger. Rath Fuhrmann, Hrn. Subsenior Gerhard, Hrn. Reg. Rath Laar, Hrn. Stadtrath Poser, Hrn. Ober-Post-Dir. Schwürtz, Hrn. Consist. Rath Skeyde gemeinschaftlich beigetragen 12 Rthl. 20 Sgl. Cour. Außerdem gaben Hr. Stadtrath Bibrach drei Pfund Syrup, Hr. Kaufmann Schlesinger zur Vertheilung drei Mannshemden; Herr Baron von Stein eben so viel; Hr. Stadtverordneter Stienauer zwei Paar Beinkleider, zwei Westen, 18 Striezel; Hr. Kretschmer Seidel ein Fäßchen Bier; Hr. J. B.... dasselbe; Frau Präsidentinn von Fischer Rokk, Beinkleider, zwei Westen für Karl Müller bestimmt, außerdem noch eine Weste; Hr. Sattler Junghans drei Augenschirme; Frau Kaufmann Krakauer hatte schon früher 32 Ellen Leinwand geschenkt, woraus sechs Hemden und sechs Schnupf-

Schnupftücher gefertigt wurden. Von einer frühern Schenkung waren noch vorhanden drei Mannshemden, zwei Frauenhemden und ein Unt errokk.

Hierzu sind außerdem noch gekauft worden sechs Halstücher, zwei Westen, vier Paar Strümpfe, vier Eisengüsse, und an Victualien: 1 Metze 1 Mäßchen Mohn, Semmel, Tabakk, 5 Viertelmetzen Aepfel, 3 Metzen Nüsse, und Pfefferkuchen.

Bei der Vertheilung, welche in Gegenwart des Herrn Stadtverordneten Stienauer, Abends um 6 Uhr, nach gehaltnem Gebete statt fand, erhielt jeder Invalid ein Hemde, einen Striezel und ein Pakk Tabakk, und alle zusammen eine Schüssel Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen. Von den Kindern erhielt:

1) Joseph Citronowitz, zwei Hemden, zwei Halstücher, ein Schnupftuch, zwei Paar Sokken, einen Striezel, $\frac{3}{4}$ Schokk Nüsse, eine Mandel Aepfel, vier Stükk Pfefferkuchen.
2) Ernst Koblitz, einen Salvator in Eisenguß, Aepfel u. s. w.
3) Karl Müller, einen Ueberrokk, Beinkleider, einen Augenschirm, zwei Westen, einen Eisenguß, Aepfel u. s. w.
4) Joh. Machner, ein Hemde, ein Schnupftuch, ein Halstuch, eine Weste, Aepfel u. s. w.
5) Joh. Czieloch, ein Hemde, 2 Schnupftücher, ein Halstuch, eine Weste, Aepfel u. s. w.
6) Karl Weber, zwei Hemden, zwei Halstücher, zwei Westen, ein Schnupftuch, ein Paar Beinkleider, einen Augenschirm, einen Eisenguß, Aepfel u. s. w.

7) Gottfried Friebe, ein Hemde, ein Schnupftuch, eine Weste, ein Paar Beinkleider, einen Augenschirm, Aepfel u. s. w.

8) Louise Zimmermann, zwei Hemden, einen Unterrokk, einen Eisenguß, Aepfel u. s. w.

Abends wurde ein gemeinsames Mahl, bestehend aus Biersuppe und Mohnklösen verzehrt.

Am 8ten Januar wurde, wie es das Jahr zuvor am 11ten geschah, abermals unter der Leitung des Herrn Capellmeister Schnabel und Herrn Musik-Direktor Berner ein Konzert ausgeführt. Diesmal konnten die Zöglinge der Anstalt den doppelten Genuß der edeln menschenfreundlichen und hohen künstlerischen Bemühungen, die sich zu ihrem Wohl vereinigten, durch ihre eigene Anwesenheit um so lebhafter mitempfinden, und die Gewalt der Töne, womit Frau Majorinn von Heiduk geb. von Harrua auf dem Flügel, Madam Geyer durch die Macht ihrer Stimme, Herr Strauß mit seiner Meisterhand auf der Violine und Herr Hoffmann durch die zauberischen Schwingungen des Tryphons, die Seelen aller Zuhörer erregten, rührten auch ihre lauschenden Ohren und dankbaren Herzen. Der Ertrag war 161 Rthlr. 1 sgl.

Am 15ten Januar 1820 wurde in der Wahlversammlung des Vereins die Kabinetsordre Sr. Majestät vorgelesen, Kraft welcher die Huld Unsers Allergnädigsten Königs der Anstalt als künftiges Wohngebäude die ehemalige Liborsche Kurie auf dem Dom eigenthümlich schenkte.

Am 11ten Februar, dem Fastnachtstage vertheilte Ihro Excellenz, die Frau Gräfinn Götzen mit eigner hoher Hand Wurst und Kuchen unter die Invaliden und Kinder, und erst vor wenig Tagen veranstaltete Ihro Excellenz, Frau Gräfinn Schafgotsch auf Warmbrunn bei ihrem Besuch am 24sten April durch ein gütevolles Geschenk, was sie lediglich für diesen Zwekk bestimmte, wiederum ein fröhliches Fest, welches, um nicht zu schwelgen und den wahren Genuß zu verlängern, an zwei Tagen, als dem 26sten April, am Bußtage, und dem 30sten April, dem Sonntage, durch Speise und Trank gefeiert wurde. Schon im Herbste hatte die vorige hohe Geberinn, Frau Gräfinn von Götzen, einige Säkke voll Kraut, Rüben und Kartoffeln als Beköstigungszuschuß geschenkt. Ein gleiches Geschenk, bestehend in fünf Sakk Kartoffeln, war durch Herrn Stadrath Bibrach erfolgt. Unter die liebevollen Leistungen anderer Art gehört z. B. der unentgeldliche Drukk aller für die Beförderung der Anstalt erforderlichen öffentlichen Anzeigen, Konzertkarten und Zettel u. s. w., in der, jetzt dem Herrn Zäschmar angehörigen Drukkerei der Herren Graß, Barth u. Comp.

Nachstehendes Inventarium wird zugleich diejenigen Geschenke aufführen, welche an Hausgeräth, Küchengeschirren und andern zur Einrichtung der Anstalt nöthigen Gegenständen durch gütevolle Menschenfreunde bisher gemacht worden sind, und wodurch ein großer Theil der Einrichtungskosten erspart worden ist.

Ver=

Verzeichniß

aller in der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt befindlichen Utensilien.

Auf welche Art bekommen?	Nro. I. An Büchern.
Geschenkt vom Herrn O.Post.Dir. Schwürtz.	Eine Bibel.
Geschenkt vom Herrn Stadtv. Stienauer.	Kurze Betrachtungen über Sonn- und Festtags-Episteln.
d.	Luthers Katechismus.
d.	Der zu seinem Jesu sich nahende Sünder.
d.	Religionsgeschichte.
d.	Moralisches Elementarbuch.
d.	Die Zufriedenheit.
d.	Geistliche Oden und Lieder.
d.	Sammlung geistlicher Lieder für Christliche Soldaten.
d.	Hahns deutsche Sprachlehre.
d.	Lehrbuch der lateinischen Sprache.
d.	Naturgeschichte für Kinder.
d.	Geschichte von Schlesien.
d.	Historien und Heldenthaten.
d.	Der Breslauer Horcher.
d.	Provinzialblätter.
d.	Feuerschirme.
d.	Brief-Sammlung.
d.	Reduction des Gewichts, Maaßes ꝛc
d.	Ein Liederbuch.
Geschenkt vom Herrn O.L.G.R. Fuhrmann.	Biblische Blumenlese.
d.	Kleines Gesangbuch.

Kleins

Auf welche Art erhalten.	Bücher.
Geschenkt v. Hrn. Ob. L. G. Rath Fuhrmann.	Stein's Naturgeschichte.
d.	Das Wissenswürdigste aus der Erdkunde.
d.	Fabri's Geographie.
d.	Allgemeine Weltgeschichte f. Kinder.
d.	Lehrbuch der allgem. Weltgeschichte
d.	Preußische Gesetztafeln.
d.	Wolffs Mathematik.
d.	Scherwinsky's Wörterbuch.
d.	Französisches Lesebuch.
Geschenkt vom Herrn Cons. Rath Skeyde.	Katholischer Katechismus.
d.	Katholisches Lesebuch.
Geschenkt von dem Verfasser.	Harnisch's deutsche Sprachlehre, 3 Bände.
Von der Anstalt gekauft	Erwekkung zur Anbetung Gottes.
=	Breslauer Gesangbuch.
=	Jauersches Gesangbuch.
=	Stunden der Andacht, 8 Bände.
=	Morgenbessers biblische Geschichte.
=	Lebensgeschichte Jesu, 2 Bände.
=	Seilers Religion der Unmündigen.
=	Gottschalks Religions = Unterricht.
=	Moritz Kinder=Logik.
=	Jerrers Geographie.
=	Funks Naturgeschichte, 6 Bände.
=	Kries Physik.
=	Kuhrs deutsche Sprachlehre.
=	Wilmsen deutscher Kinderfreund, 3 Bände.

Auf welche Art erhalten.	Bücher.
Gekauft von d. Anstalt.	Solbrigs Liedersammlung.
=	Choral=Buch.
=	Glaube, Liebe und Hoffnung.
=	Die Ostereier.
=	Junkers Rechentafeln.
	II. Gegenstände, welche zum Schul=Unterricht gehören.
	a) für die Buchstabenkenntniß:
Geschenkt von Hr. Dir. Klein aus der Wiener Blinden=Anstalt.	3 Muster erhöht gedrukkter Buchstabenschrift.
Geschenkt von N.	Eine Schreibtafel nebst eisernem Griffel.
Gekauft von d. Anstalt.	Ein Zeunescher Lesekasten.
	b) für's Rechnen:
Geschenkt von N.	Eine russische Rechnentafel.
Gekauft von d. Anstalt.	Zwei Kästchen mit 250 Würfeln.
	c) für die räumliche Größenlehre (Geometrie).
Geschenkt von N.	8 Tafeln, enthaltend die Figuren zu Euklids ebner Geometrie.
Gekauft von d. Anstalt.	34 Stükk verschiedne blechne Figuren, nebst einem Winkelmesser und Draht=Bogen. 72 Kreisausschnitte in 2 Büchsen zur Abschätzung gradlinichter Winkel durchs Gefühl.

Ein

Auf welche Art erhalten.	Gegenstände für den Unterricht.
Gekauft von der Anstalt.	Ein hölzernes Kästchen zu sämmtlichen Figuren.
	d) Zur körperlicheu Geometrie.
Geschenkt von Herrn Seminarist Fischer.	Eine Pappsammlung von 15 Körpern.
Gekauft von d. Anstalt.	Eine Modellsammlung von 15 Stükk gedrechselten Körpern.
"	Eine Sammlung hölzerner Säulen zur Abschätzung des Längenmaaßes und Darstellung des Zahlensystems, bestehend aus 144 Stükk in einem Kästchen.
"	Ein zweifüßiger Zollstab Berliner Maaß.
"	Ein zweifüßiger Zollstab Schlesisches Maaß.
	e) Hülfsmittel für die Erdkunde.
Geschenkt von der Fr. Generalin v. Hünerbein	Ein Zeunescher Tast-Erdball.
Geschenkt von N.	Ein Plan von Breslau.
Gekauft von d. Anstalt.	2 Tafeln, das Land der Deutschen auf Holz gepreßt.
"	Eine Karte von Deutschland.
"	Eine Karte von Europa.
	f) für die Naturgeschichte.
Gekauft.	16 Stükk aus Holz gearbeiteter Thierfiguren fürs Gefühl.

g) Zur

Auf welche Art erhalten.	Gegenstände für den Unterricht.
	g) Ergötzung.
Gekauft.	3 Stükk fühlbar gemachte Würfel.
=	Ein Spiel Karten durch Nadelstiche fühlbar.
	III. Musikalische Instrumente.
Geschenkt von Dem. Schmidt.	Eine Harfe.
V. einem Ungenannten.	Eine Violine nebst Bogen.
Von Hr. Stadtverord. Stienauer.	Eine dergleichen.
Von F. W.	Eine dergl.
Von Hrn. Ob. L. Ger. Rath Fuhrmann.	Eine Bratsche nebst Bogen.
Aus dem Nachlaß des Hrn. Kanonikus Stein.	Zwei Trompetmarien.
=	Ein Violon en fer.
=	Zwei Cittern.
=	Zwei Waldhörner.
Von Hrn. von Pogrell.	Eine Flöte von Ebenholz mit 3 Mittelstükken.
Von Hrn. Kandidat Helmkampf.	Eine braune Flöte.
V. ein. Gymnasiasten.	Eine gelbe Flöte.
Von Hrn. Stienauer.	Ein Klavier.
Von Hrn. Rector Günther aus Oels.	Ein Klavier.
Frau Gr. v. Schafgotsch	Eine Harfe.
Gekauft v. der Anstalt.	Zwei Violinbogen.
=	Ein Waldhorn-Mundstükk.
=	Eine Klarinette und ein Flügel.
	IV. An Maschinen und Geräthschaften zu den Handarbeiten.
Geschenkt v. Drechsler-Aeltesten Hrn. Wolter.	60 Stükk Netzstökke.

Eine

Auf welche Art erhalten.	Für den Handarbeitenunterricht.
Geschenkt von der Frau Gräfin von Siedlnitzky.	Eine Peitschen=Maschine aus Wien mit Zubehör.
=	Ein eisernes Linial.
=	Ein eisernes Winkelmaaß.
=	Ein hölzernes Linial mit Bakken.
=	Ein Maaßstab mit Stellschraube.
=	Eine Setzwage.
=	Eine Streichsäge.
=	Zwei Stoßladen.
=	Eine kleine Maschine zum Franchen=Weben.
=	Eine Maschine zum Band=Weben.
Geschenkt von Herrn Schullehrer Katscher.	Ein Spulrad zur Gurtmaschine gehörig.
Geschenkt von Herrn Schlesinger.	Eine Gurt= oder Strippen=Maschine.
Von der Frau Ober=Post=Dir. Schwürtz.	Ein Spinnrad.
Von Hrn. Drechsler=Meister Wolter.	Ein Spinnrad.
	V. An Glas, Fajance, Porzellan rc.
	a) Glas.
Geschenkt von Herrn Dohms.	6 Stükk geschliffene starke Bier=Gläser.
	b) Fajance.
V. Frau Assessor Müller	9 Stükk weiße Teller.
=	eine Suppenschüssel.
=	eine breite Schüssel nebst Brühenschüssel.
=	6 Paar blaue Kaffeetassen.
	c) Irde=

Auf welche Art erhalten.	An Geschirren.
	c) Irdenes Geschirr.
Geschenkt von Herrn Töpfermeister Hönisch.	2 thönerne Waschbekken.
=	4 thönerne große Schüsseln.
=	6 thönerne Nachtgeschirre.
=	1 thönerner Krug.
=	19 Stükk Töpfe von verschiedner Größe.
=	1 Kasserol und 1 Pfanne.
=	4 Tiegel u. 8 Stürzen auf die Töpfe.
Gekauft von d. Anstalt.	Ein weißes Waschbekken.
=	Ein weißer Krug.
=	23 St. Töpfe von verschiedn. Größe
=	16 Stükk Stürtzen.
=	1 Tiegel.
=	3 Nachtgeschirre.
=	18 Teller.
	VI. Geschirre von Zinn, Kupfer ꝛc.
	a) Zinn.
Vom Herrn Kaufmann Schlesinger.	Sechs Stükk zinnerne flache Teller.
=	Eine zinnerne Schüssel.
Fr. Räthin Ebersbach.	Eine große zinnerne Schüssel.
=	Ein Nachtgeschirr.
Herr Stienauer.	6 Stükk zinnerne Teller.
=	Eine zinnerne Suppenschüssel.
=	Eine Schöpfkelle.
	b) Kupfer.
Von Herrn Kupferschmidt Eicke.	Ein großer kupferner Kessel.
=	Eine Bierkanne.

Auf welche Art erhalten.	VI. Geschirre von Kupfer u. s. w.
Hr. Kupferschm. Kerber	Ein kupferes Kasterol.
d.	Eine kupferne Theekanne.
d.	Ein kupfernes Waschbekken.
d.	Ein kupferner Kessel.
Fr. Insp. Dietrich.	Eine Wasserschöpfe.
	c) Messing.
Frau Assessor Müller.	Zwei messingene Leuchter.
	d) Blech.
Hr. Kaufm. Brühwein	2 blechne überzinnte Töpfe.
d.	12 blechne Eßlöffel.
Hrn. Klempner Francke	Ein blechner Durchschlag.
d.	Ein blechnes Reibeisen.
d.	Eine blechne Eierkuchenkelle.
d.	Eine blechne Handlaterne.
d.	Ein blechnes Feuerzeug.
d.	Ein blechner Leuchter.
	e) Eisen.
Fr. Räthin Grunewald	Ein eiserner dreifüßiger Kessel.
Frau Hohmuth.	Drei eiserne Lichtscheeren.
Frau Schmidt.	Eine eiserne Feuerschaufel.
Frau Fischer.	Eine Feuerzange.
Herr Rath N.	Vier eiserne Leuchter.
Hr. Kaufm. Brühwein.	Drei eiserne Vorlegeschlösser.
Hr. Schmiede-Mstr N.	Vier eiserne Dreifüße.
Hr. Insp. Tschauder.	Ein Dutzend Messer und Gabeln.
Hr. Schlesinger.	Ein eisernes Sparkästchen nebst Schloß.
d.	2 eiserne Feuerbökke.

Auf welche Art erhalten.	VII. An Leinenzeug, Dekken u. s. w.	Dekbettzüchen.	Kopfkisszüchen.	Bett-Tücher.	Handtücher.	Tischtücher.	Servietten.
	a) Leinenzeug.						
Hr. Behrman	9 Ellen Züchenleinwand	1	=	=	=	=	=
Durch Hrn. R. Rath Laar.	7 Stükk rohe und 2 weiße Handtücher .	=	=	=	9	=	=
Frau Kaufm. Krakau.	Einen Bettbezug, bestehend aus . . .	1	2	1	=	=	=
Von Hrn. R. Rath Laar.	Leinwand zu einem Hemde, und . . .	=	=	4	=	=	=
Eine Ungenannte.	Ein rothgestreifter Bettbezug	1	2	1	=	=	=
Ung. a. Jauer.	Zwei neue Bettücher .	=	=	2	=	=	=
Hr. Com. R. Oelsner.	Leinwand zu 4 Bett-Tüchern . . .	=	=	6	=	=	=

	b) Matratzen.
Frau Hofräthin Bach.	Eine Matratze.
Herr Sattler-Meister Henne.	Eine roßhaarne Matratze nebst dergl. Kopfkissen.
Hr. Kaufmann Ries.	Fünf dergl.
	c) Wollne Dekken.
Von Hrn. Koschny.	16 Stükk wollne Dekken.
	VIII. An Hausgeräthe.
Von Hrn. Schlesinger.	6 Stükk Rohrstühle und 3 Tische.
Hr. Rendant Müller.	Einen Borstwisch.
Frau Dir. Endel.	Eine Waschbank.
Frau Hohmuth.	Einen Wasserständer.
Frau Schmidt.	Zwei Wasserkannen.
Frau Fischer.	Einen großen Schub, einen eichnen Tisch, 2 Stühle.

1 Tisch

Auf welche Art erhalten.	An Hausgeräthe.
Frau Kaufm. Krakau.	1 Tisch und 8 Stühle.
Fr. Com. R. Oelsner.	2 Tische, 2 Schemmel, 8 Stühle.
Frau Kaufm. Krug.	Einen Schub.
Frau Josow.	Einen Borstwisch.
Frau von Temke.	Ein Handwaschfaß.
Fr. O. Amtm. Schulz.	Ein großer Kleiderschrank.
Hr. Berndt und Frau Schultz.	Drei Schränke.
Herr Georg.	Eine Geld-Kasse.
Herr Stienauer.	Ein Kleiderschrank und ein kleines Schränkchen.
Frau Kanzler Delius.	6 Stükk gepolsterte Stühle.
Hr. Baron von Stein.	Ein Schreibtisch.

Uebersicht der Einnahme und Ausgabe für das Jahr 1819.

A. An milden Beiträgen eingegangen

	Rthl.	gl.	pf.
a) Ein Staatsschuldschein von .	500,	=,	=
b) baar incl. nach dem Kurs eingewechselten Staats-Papiere .	8001,	19,	2
c) Zinsen von 500 Rthlr. Staatsschuldscheine	10,	=,	=
d) Zinsen von 4500 Rthl. Stadt-Obligationen	112,	12,	=
macht Summa der Einnahme .	8624,	7,	2

Ausgegeben sind:

B. An Einrichtungskosten.

	Rthl.	sgl.	d.
a) Für den Schul-Unterricht . . .	75	6	10
b) Zu Handarbeiten	95	2	11
c) Anschaffung des Hausgeräths, Lagerstätte, Leinenzeug rc.	133	22	=
d) Mobiliare und Hausgeräthe . .	8	23	11
e) An Unterhaltungskosten dem Lehrer-Personale . .	532	12	=
f) Dem Aufwärter u. der Aufwärterin .	128	=	=
g) An Miethe . .	255	=	=
h) Für Holz . .	103	7	6
i) Für Beleuchtung .	30	19	6
k) Für Reinigung der Treppen u. Bettwäsche, als Seife rc. .	21	6	1
l) Insgemein . .	96	11	9
m) Agio, Zinsen und Sensalgebühren für eingewechselte Stadt-Obligation	168	6	7

	Rthl.	sgl.	d.
Summa der Ausgabe .	1648	22	8
Demnach Bestand .	6975	8	7

Dieser

Dieser bestehet:	Rthl.	Gr.	pf.
in einem Staatsschuldschein von .	500	=	=
in Stadt=Obligationen . . .	4500	=	=
und baar	1975	8	7
Mithin wie nebenstehend .	6975	8	7

Ich hätte die Zahl der genannten merkwürdigen Tage leicht noch durch die Aufzählung vieler öffentlichen Handlungen, als Bälle, Konzerte und Schauspiele, die in und außerhalb Breslau sämmtlich zum Besten der Anstalt durch hochsinnige Menschenfreunde, denen Wohlthun jede eigene Mühe zur höchsten Freude macht, veranstaltet und ausgeführt worden sind, vermehren können, (so hat z. B. die Liebhabergesellschaft der Konkordia, die bereits seit elf Jahren den Ertrag ihrer künstlerischen Bemühungen auf der Bühne nur zu milden Zwekken verwandte, schon dreimal, einmal in Breslau und zweimal in Sibyllenort Darstellungen für die Blindenanstalt gegeben, wovon die letzte am 5ten September 1819, in der einige Zöglinge, wenn auch nicht als Zuschauer, doch als fröhliche Zuhörer zugegen waren, statt fand und 100 Rthlr. einbrachte,) wenn nicht der Raum dieser Blätter zu beschränkt wäre, weshalb ich nur diejenigen aufgeführt habe, die entweder den unmittelbarsten Einfluß auf das Gedeihen der Anstalt hatten, oder von den Blinden selbst genossen und mitgefeiert wurden.

Möge Gott die bisher so rege Menschenliebe aller edeln Schlesier, die sich schon durch die feste Be-

gründung so vieler herrlichen Anstalten in ihren Städten und ihrem Lande, seit Jahrhunderten bewährt hat, auch diesem Kindlein, dessen pflegende Mutter sie ist, nur noch einige Jahre so wirksam, wie bisher, erhalten, bis es, ausgestattet durch ihre Milde, mit Sicherheit und Kraft auf eignen Füßen stehen und seinen Weg wird wandeln können, unter der großen Zahl seiner Geschwister zum Preise der Väter und Mütter, die ihm das Dasein gaben, und zur Freude und Erbauung der Enkel, die es einst noch mit Rührung sehen und sie, ihre würdigen Voreltern, darum segnen werden.

Sollte dies Werk das Glükk haben, die Absicht wirklich einigermaßen zu erreichen, in der es geschrieben wurde, nämlich eine höhere und allgemeinere Theilnahme als bisher stattgefunden, für eine Klasse von hülfsbedürftigen Mitgliedern unserer bürgerlichen Gesellschaft, wie die der großen Menge überall vorhandner Blinden ist, zu erwekken und dadurch edle Herzen zu dem innigen Wunsche bewegen, so viel immer möglich, zu ihrem Troste, ihrer Hülfe und ihrer irrdischen und himmlischen Wohlfahrt beizutragen, so glaube ich es nicht würdiger schließen zu können, als wenn ich diesen edlen Seelen wenigstens durch einige Winke den Weg zu zeigen suche, wie ihr guter Wunsch zur That werden kann.

Einige Vorschläge, wie Blindenanstalten begründet werden können.

Der Fürst und die Regierung eines Landes haben unstreitig die kräftigsten Mittel in ihren Händen,

Stif-

Stiftungen zu begründen, die, weil sie für viele Hunderte ihrer Unterthanen wohlthätig wirken sollen, freilich auch bedeutendes Vermögen besitzen müssen, wenn ihr Bestehen für die nachkommenden Geschlechter gesichert sein soll.

Fürsten und ihre Verwaltungsbehörden können aus den vielfachen Quellen der Staatseinnahme, besonders desjenigen Theils der Einnahme, der einmal für wohlthätige Zwekke bestimmt ist, gewiß Ueberschüsse und zu machende Ersparnisse ausmitteln, die sich zur allmähligen Begründung von Blindenanstalten verwenden lassen; sie können aber auch, wenn die einmal bestehende Einnahme und Ausgabe des Staats sich in der That so genau das Gleichgewicht hält, daß keine Ersparnisse für solche Zwekke mehr möglich sind, durch besondere Verfügungen ihre Absicht ins Werk setzen. So, z. B. können in allen Staaten, wo Klöster aufgehoben werden, die Einkünfte solcher Klöster diese Bestimmung erhalten, oder es dürfen ja die Klöster nicht einmal aufgehoben werden, der Staat dürfte nur verfügen, daß in jedem bestehenden Kloster, so wie ein Bruder oder eine Schwester abstürbe, nun statt ihrer ein Blinder oder eine Blinde aufgenommen würde, (welche Wohlthat diese Einrichtung besonders für blinde Mädchen sein dürfte, habe ich schon am Ende meiner Vorrede zu zeigen gesucht) und dies zwar in der Art, daß nach und nach wenigstens drei Viertel von den Gliedern eines jeden Klosters Blinde wären; das übrige Viertel, aus Sehenden bestehend, würde hinreichen, jene Blinden nicht blos zu verpflegen, sondern, wie

nach

nach meiner Ueberzeugung es zwekkmäßig wäre, auch zu unterrichten. Ueberhaupt ließe sich der dreifache Zwekk der Blindenanstalten, nämlich: erstens Heilung, zweitens lebenslängliche Versorgung, drittens Unterricht in Handarbeiten und Musik, verbunden mit der Erziehung blinder Kinder, auch wohl nur am besten in verschiedenen Klöstern, deren jedes zu einem dieser Zwekke ausschließlich bestimmt wäre, erreichen.

In Staaten, wo andre Gründe eine frühere Aufhebung der Klöster schon herbeygeführt haben, wo also das Vermögen derselben auch schon zu andern Zwekken verwandt worden ist, läßt sich freilich dieser Wunsch nicht mehr erfüllen, hier kann aber der Herrscher wohl ohne alle Ungerechtigkeit die Kraft der ganzen Staatsgemeine in Anspruch nehmen. Es gab ehedem bei der Verheirathung von Prinzessinnen eine sogenannte Prinzessinnensteuer; der zarte Sinn unsrer jetzigen europäischen Fürsten, verbunden mit der bessern Finanzverwaltung, haben diese Steuer nach und nach abgeschafft, oder überflüssig gemacht. Sollten die Unterthanen eines Staates wohl unwillig werden, wenn sie einige Jahre lang eine Steuer zur Begründung von Blindenanstalten tragen müßten? In Preussen werden manche Armen- und Correctionshäuser, z. B. die zu Schweidnitz und Kreuzburg durch eine jährliche, zugleich mit dem sogenannten Servisgelde erhobene Steuer unterhalten. Angenommen, es leben in einer Provinz zwei Millionen Einwohner, so sind darunter gewiß mindestens 300,000 steuerfähige

fähige Köpfe; gäbe jeder durchschnittlich zwei Groschen jährlich, so würde jedes Jahr ein baares Vermögen von 25,000 Rthlr. für Blindenanstalten angelegt werden können. Wollte der Staat jedoch dieses Mittel als ein für die Geber zu zwingendes, aus allzuhumanen Rükksichten nicht anwenden, so könnte er ja den Weg freiwilliger Beiträge einschlagen, und eine stehende Kirchenkollekte, die jährlich ein- oder zweimal statt fände, zu diesem Zwekke anordnen. Die Freitische armer Studirender auf Universitäten werden zum Theil durch solche Kirchenkollekten bestritten, und die Erfahrung in Schlesien lehrt, wenigstens in Beziehung auf diesen Gegenstand, daß die milden Beiträge von Jahr zu Jahr eher zu- als abnehmen. Angenommen, es kämen durch eine Kollekte jährlich 2000 Thlr. ein, so könnte man die Hälfte für den Zwekk verwenden, die andere Hälfte aber auf Zinsen legen; binnen ohngefähr 15 Jahren würde durch Hinzuschlagung der Zinsen zu dem von Jahr zu Jahr wachsenden Capital, ein Fond von ohngefähr 20000 Rthl. gebildet sein, der nun 1000 Rthl. Zinsen trüge, so daß nun noch einige Jahre hindurch die ganze Kollekte wieder auf eben diese Art angelegt werden dürfte, um nach ohngefähr 9 Jahren abermals 20000 Rthlr. als Fond zu erhalten, so daß alsdann ein stehender Fond von 40000 Rthlrn. die Unterhaltung einer Blindenanstalt für immer sicherte. (Ich habe keine reine Zins auf Zinsrechnung angewandt, denn diese würde bei weitem mehr herausbringen, man muß hier aber auf den Einkauf von zinstragenden Staatspapieren, und das, bei dem

Ein-

kauf erforderliche Aufgeld, auch auf die Zeitversäumniß, ehe das Gesammelte einkommt und angelegt wird, rechnen).

Endlich könnte der Staat auf ähnliche Weise einen Theil der Lotterie-Prozente zur Bildung eines Vermögens für Blindenanstalten anlegen. In Preussen werden die 15 Prozente, die der Staat von jedem Gewinn einfordert, meines Wissens ohnehin lediglich in die Schulfonds gezahlt.

Noch mehr Wege, als ich in meinem beschränkten Kreise anzugeben im Stande bin, wird sehr leicht jeder, für die Sache Theilnahme fühlende, einsichtsvolle Staatsmann angeben können, ich wende mich daher zu den Mitteln, durch die edle hochsinnige Bürgerschaften und Vereine mit Genehmigung des Staats sich den schmeichelhaften Nachruhm erwerben können, die Stifter solcher Anstalten zu werden. Jede Bürgerschaft ist ein Staat im Kleinen, der Magistrat kann durch Befehl und Bitte die Bürgerschaft zu freiwilliger Anwendung derjenigen Mittel, die der Staat im Großen gebraucht, auf sich selbst im Kleinen bewegen: ein Verein von einzelnen Männern hingegen ist nur im Stande, durch öffentliche Aufforderungen seine Mitbürger in Anspruch zu nehmen, und was reine Menschenliebe der Einzelnen hier nicht wirkt und giebt, das kann mittelbar durch Konzerte, Schauspiele, Kunstausstellungen, Sammlung bei frohen Festen, doch auf eine, dem Geber zugleich noch ein andres Vergnügen gewährende Art gewonnen werden, ja es können auch außer dem Verein, der die eigentliche Verwaltung der, durch seine Thätigkeit geschaffenen Anstalt besorgt,

sich

sich auch noch andere Männer= und Frauenvereine bilden, die es sich zum Hauptzwekk machen, die Mittel herbeizuschaffen, die der Verwaltungsverein zur Ausführung seines Zwekkes nothwendig braucht. Geld ist nicht das einzige Mittel, auch Sachbeiträge können entweder unmittelbar zur Einrichtung und Unterhaltung der Anstalt verwandt werden, wie z. B. Leinenzeug, Getreide, Kartoffeln, Holz u. s. w. und der Landwirth wird dergleichen Beiträge viel lieber als Geld geben, oder man kann diese Beiträge auch in Geld verwandeln. Auch hier kann die Wohlthätigkeit sich auf eine unaussprechlich mannigfaltige Weise thätig zeigen, denn der einzelne Mensch, der einmal den festen Willen hat, für das Gute mitwirken zu wollen, ist erfindungsreich, auch bedarf es warlich nicht immer großer Ausgaben, um wirklich kräftig mitzuwirken. So z. B. giebt derjenige, der nicht im Stande ist, auf einmal 20 oder 25 Rthlr. zu schenken, jährlich so lange er lebt, einen Thaler, und siehe, er giebt die Zinsen jener ihm unmöglichen Summe. Der Verwaltungsverein ist im Stande, wenn mehrere Hunderte solcher Wohlthäter sich im Lande finden, wenigstens drei Viertel ihrer stehenden Beiträge als gewisse Einnahme zu betrachten. (Todesfälle, Verarmung, Veränderung der Willensmeinung verändern freilich die Zahl solcher Wohlthäter häufig, doch werden sie jährlich wieder durch neue ersetzt). Auch Kämmereikassen können durch Beiträge nach ihren Kräften für das Zustandebringen einer Provinzial=Blindenanstalt wirken.

End=

Endlich können die Einzelnen, selbst ohne eigene Sach- und Geldbeiträge, dennoch auf die vielfältigste Weise wirken. So haben z. B. Pfarrherrn, Rechtsgelehrte und Aerzte oft am Sterbebett eines Begüterten die trefflichste Gelegenheit, dessen Vorsatz, noch vor seinem Ende etwas Gutes stiften zu wollen, auch für diesen Zwekk zu benutzen; ja der Schulhalter in der Mitte seiner noch unmündigen kleinen Schaar, kann auf und durch diese wirken; so haben z. B. mehrere Schullehrer Schlesiens beim Vortragen des Evangelii von dem Blinden, ihre Stadt- und Dorfjugend durch einen einzigen bittenden Vorschlag vermocht, ihr kleines Geldeigenthum als ein kindlich frommes Opfer für ihre unglükklichen Mitbrüder zu weihen, und machen denn nicht 120 Gröschel einen Thaler, und enthält Schlesien nicht über 2000 Dörfer, wo eine solche Spende möglich wäre. Ich glaube, als Andeutung dessen, was ich so gerne bewirken möchte, wird das Gesagte wohl bereits hinlänglich sein, und ich berühre nur noch eines, was eben so wesentlich zur Beförderung des Blindenwohls als dergleichen Bemühungen wie die eben genannten von Seiten des Staats, der Gemeinen und einzelnen Personen, berükksichtigt werden muß, nämlich, man gebe dem Blinden Gelegenheit, sich etwas zu erwerben, man ziehe da, wo der Blinde gewiß dasselbe wie ein Sehender leistet, den Blinden wo möglich vor, weil jedem Sehenden noch tausend andre Wege offen stehen, die dem Blinden leider verschlossen sind. Der Staat kann hier wirken; indem er ein Gesetz giebt, daß Aemter, wie die eines Balkentreters bei der Orgel,

gel, eines Glokkenläuters, (der eigentliche Glökkner hat gewöhnlich noch andre Geschäfte, ihm zur Seite und zur Hülfe stehen jedoch nothwendig bei dem Läuten der Glokken noch einige bestimmte Glokkenläuter, und diese meine ich), eines Radtreters bei öffentlichen Wasserleitungen und ähnliche für den Blinden mögliche Aemter, allein durch solche, wenn sie vorhanden sind, besetzt werden; ja, Blinde können Organisten selbst sein, wenn mit dem Amte kein Schulposten verbunden, und in der Kirche, sie sei katholisch oder evangelisch, außer dem Choralgesange keine häufigen, größern Musiken eingeführt sind. Von Seiten der Nationalversammlung wurde im Jahre 1793 in Frankreich ein solches Gesetz gegeben. Gemeinen können auch ohne ein solches Gesetz dergleichen Aemter, die sie zu vergeben haben, aus eigenem Willen, gewiß mit dem Beifall aller Edeldenkenden mit Blinden besetzen.

Endlich können auch einzelne Personen, wie Handwerker, Fabrikeigenthümer u. s. w. eine, bei ihrem Geschäft ununterbrochen vorkommende Verrichtung, wenn sie sich überzeugen, daß Blinde dieselbe machen können, durch solche betreiben lassen, doch müssen sie hier, wie mir dies schon leider vorgekommen ist, den Blinden nicht wie einen Negersklaven betrachten wollen. Kann er nicht so schnell wie ein Sehender arbeiten, so gebe man ihm weniger Lohn, und er wird seinen Brodtherrn nicht mit dem Fluche eines Tyrannen belasten dürfen. Hausfrauen brauchen oft einen Gehülfen oder eine Gehülfinn beim Mangeln, sie könnte sich jedesmal einen Blinden wählen, und ihr Arbeitslohn wäre

zugleich

zugleich ein Almosen. Ja, es sollten von Seiten des Staats billig Prämien für Handwerker ausgesetzt werden, welche Blinden ihr Gewerbe beibrächten. Korbmacher und Seiler können dies unbedingt.

Nur durch solche und ähnliche Mittel kann es gelingen, das, durch Armuth, Unthätigkeit, überhaupt aber durch das so vielfach drükkende des Zustandes, so traurige Geschikk des Blinden zu erheitern und wesentlich zu verbessern; und nicht blos die Religion, auch selbst die Staatsklugheit legt uns die Pflicht auf, dieses mit aller Kraft zu thun, denn ist der Blinde entweder thätig gemacht, um sich wenigstens den größten Theil seines Brodtes zu verdienen, oder ist er durch Versorgungsanstalten von den drükkendsten Nahrungssorgen befreit, so wird dadurch gewiß ein nicht unbedeutender Theil unsrer Armen versorgt sein, und das, was für ihre Versorgungen und ihre Ernährung ausgegegeben wird, muß besonders für die Nachkommen, die nichts mehr darauf verwenden dürfen, nun ein baarer Gewinn sein. Die Kapitale aber selbst, aus deren Zinsen jener Unterhalt fließen muß, kommen, weil sie verliehen werden müssen, eben so gut, wie die Zinsen, die verzehrt werden, wiederum der Gewerbsthätigkeit der übrigen Bürger zu Gute, und ich glaube, daß diese Rükksicht den, mir von engherzigen Menschen schon öfters aufgestellten Grundsatz, als verdiene es Tadel, daß man auf eine Klasse von Armen, die jetzt nur wenig brauche, auf einmal weit mehr verwenden wolle, wohl hinlänglich als ein wahrhaftes Erzeugniß der liebeleersten, gemüthlosesten Denkart widerlegt.

Darum,

Darum, Ihr Trefflichen, die Ihr eines Bessern überzeugt seid, weil zartes Mitgefühl für die Leiden Eurer Brüder, hohe, innige Menschenliebe in Euern warmschlagenden Herzen wohnt, lasset Euch nur nicht irre machen, wie groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, die sich selbst der Ausführung der reinsten Absichten so oft und so drükkend entgegenstellen; ich rufe Euch mit dem edeln Friedrich Schlegel zu:

„Wenn wir den Muth nicht sinken lassen,
So dürfen wir den Glauben fassen,
Daß noch ein heller Stern uns scheint!"

Amen! Amen! Ja es wird geschehen, denn Gott will es. Sein ist die Kraft, die Macht und die Herrlichkeit!

Nachweisung
der in Steindrukk beigefügten Zeichnungen.

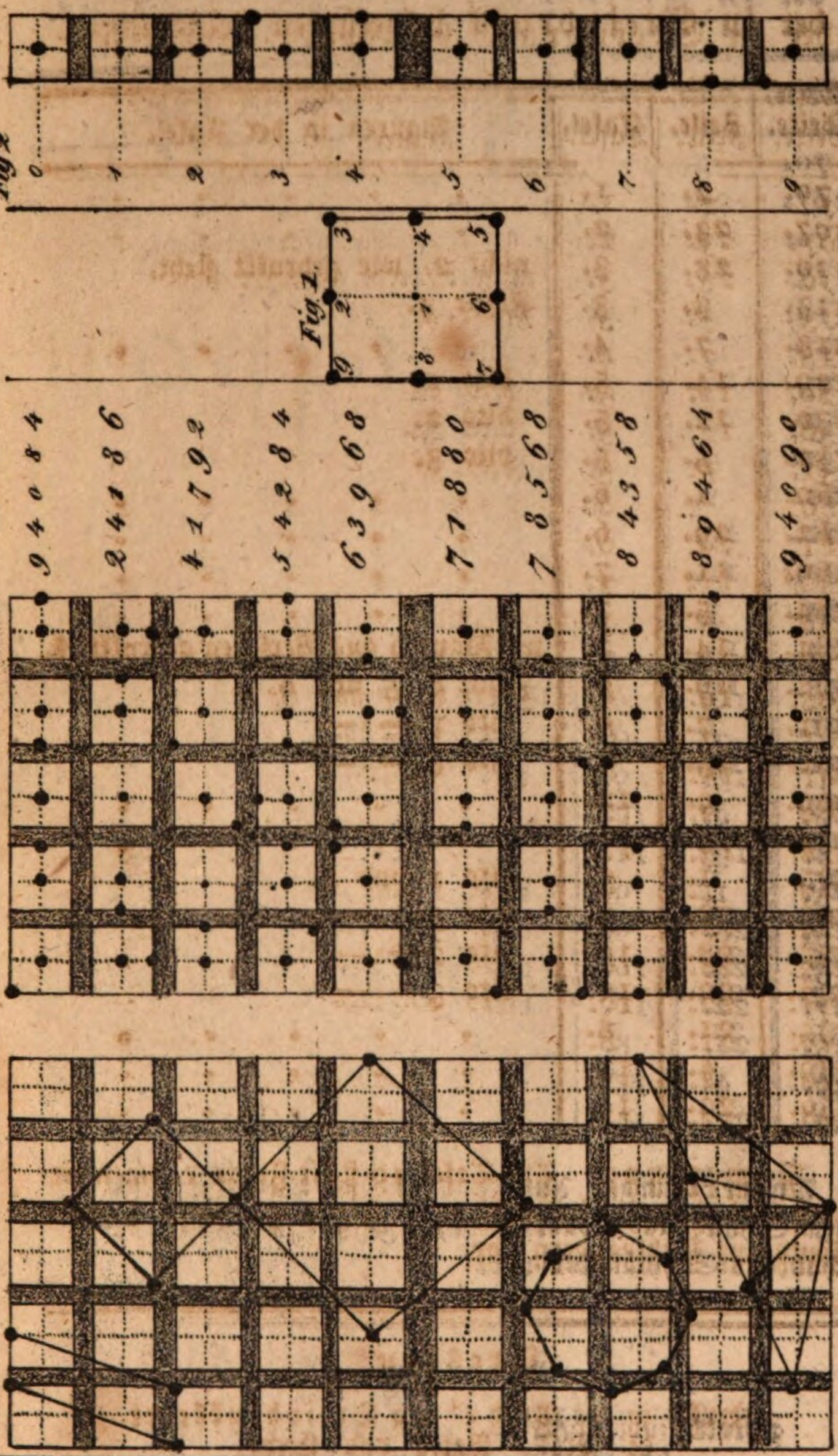
Seite.	Zeile.	Tafel.	Figuren in der Tafel.
70.	2.	1.	. . . . .
107.	23.	2.	. . . . .
110.	28.	3.	nicht 2, wie gedrukkt steht.
113.	3.	3.	Figur 4.
118.	7.	4.	. . . . .
129.	14.	5.	dito 1.
130.	12.	5.	dito 2.
131.	5.	5.	dito 3.
160.	1.	6.	. . . . .
161.	29.	6.	. . . . .
180.	11.	7.	. . . . .
184.	5.	7.	. . . . .
184.	14.	7.	wo Figur 9 aus Versehen gedrukkt ist.
198.	19.	9.	Figur 4. 5 und 6.
201.	7.	9.	dito 7.— = —
201.	15.	9.	dito 8.— = —
209.	9.	12.	. . . . .
210.	13.	11.	. . . . .
225.	1.	9.	dito 1 und 2.
225.	28.	9.	dito 3— = —
225.	28.	10.	dito 2— = —
227.	22.	10.	dito 3— = —
235.	21.	8.	. . . . .
239.	4.	13.	. . . . .
250.	22.	14.	. . . . .

Anmerkung. Auf Tafel 10 stellt Figur 1. einen fertigen Schuh aus Wollbrodbeln, Figur 4. einen fertigen Schuh aus Sahlbändern vor.

Breslau,
gedrukkt in der Buch= und Steindrukkerei
bei Graß, Barth und Comp.

No 1.

SAUNDERSON's *Rechenbrettafeln*



abcdef

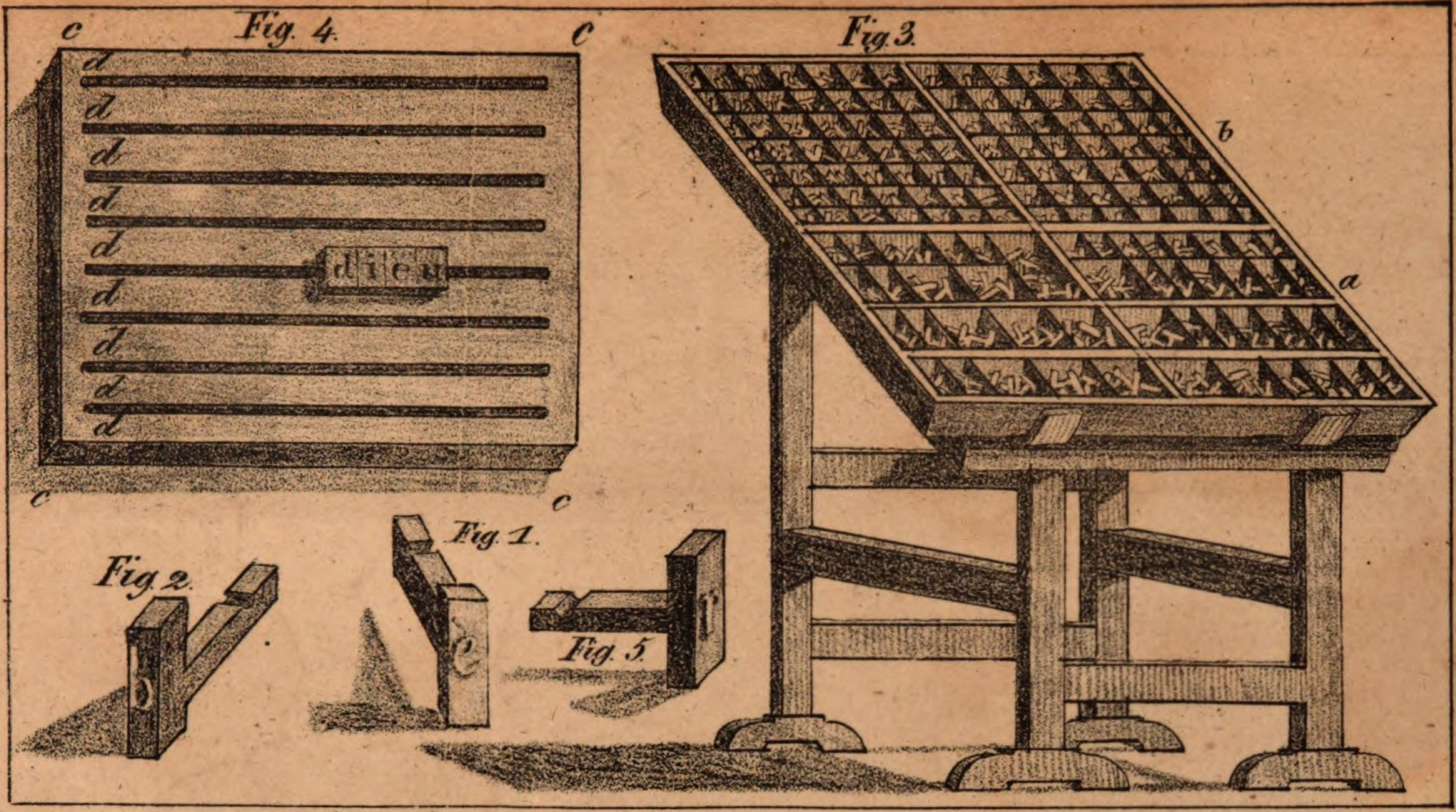
noqprst

ABCD

IKLM

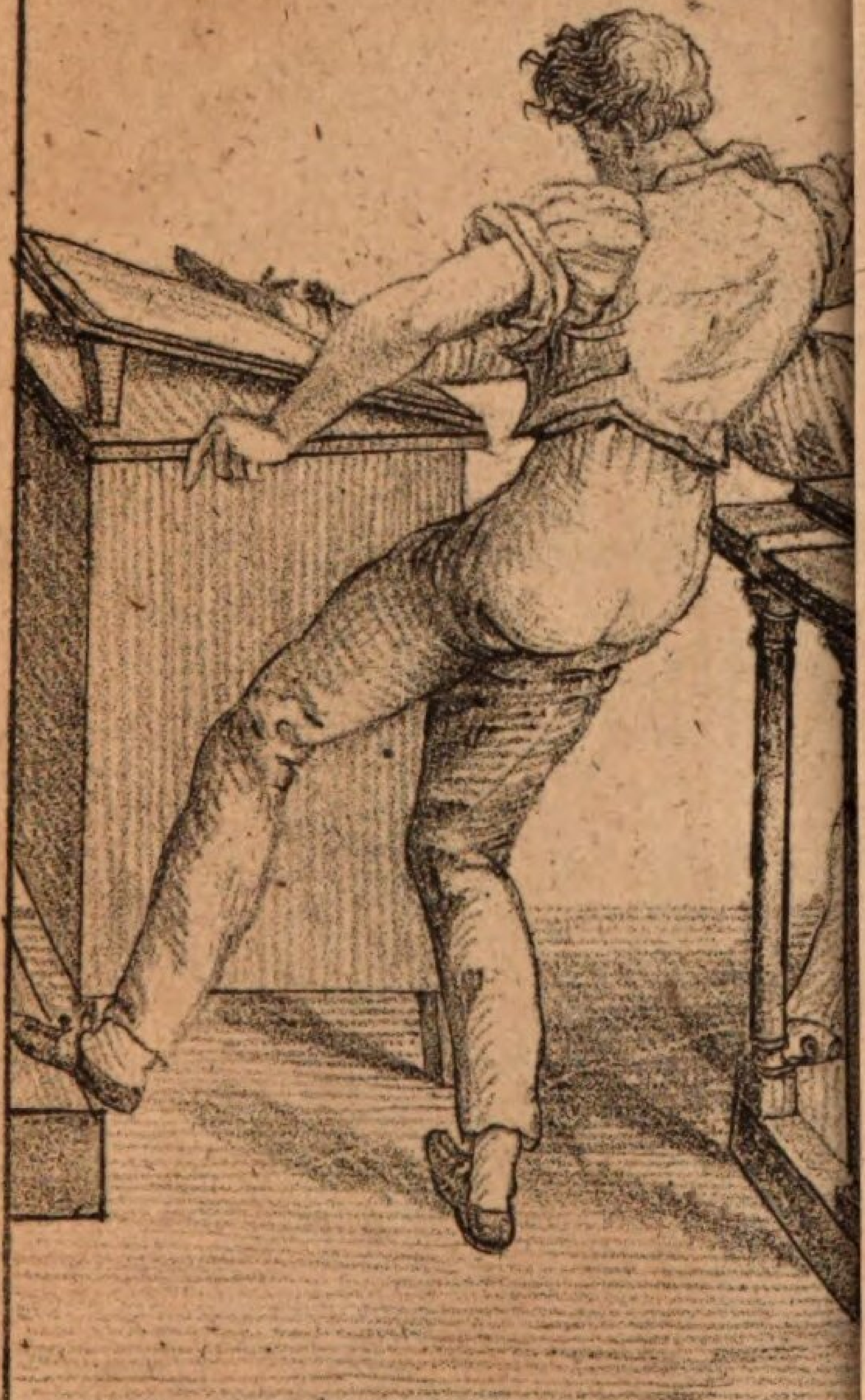
RSTV

No. 3.

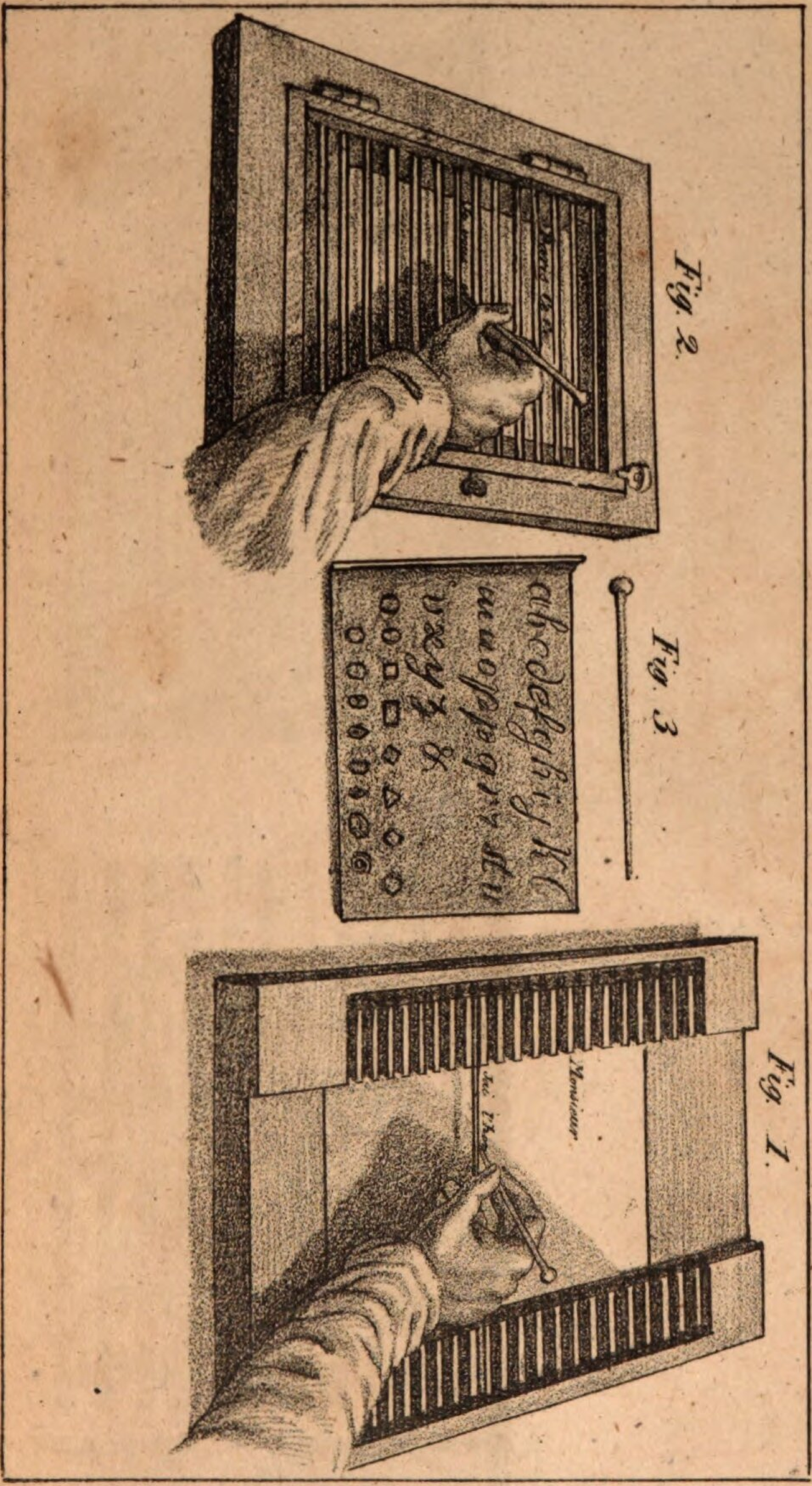


No. 4.

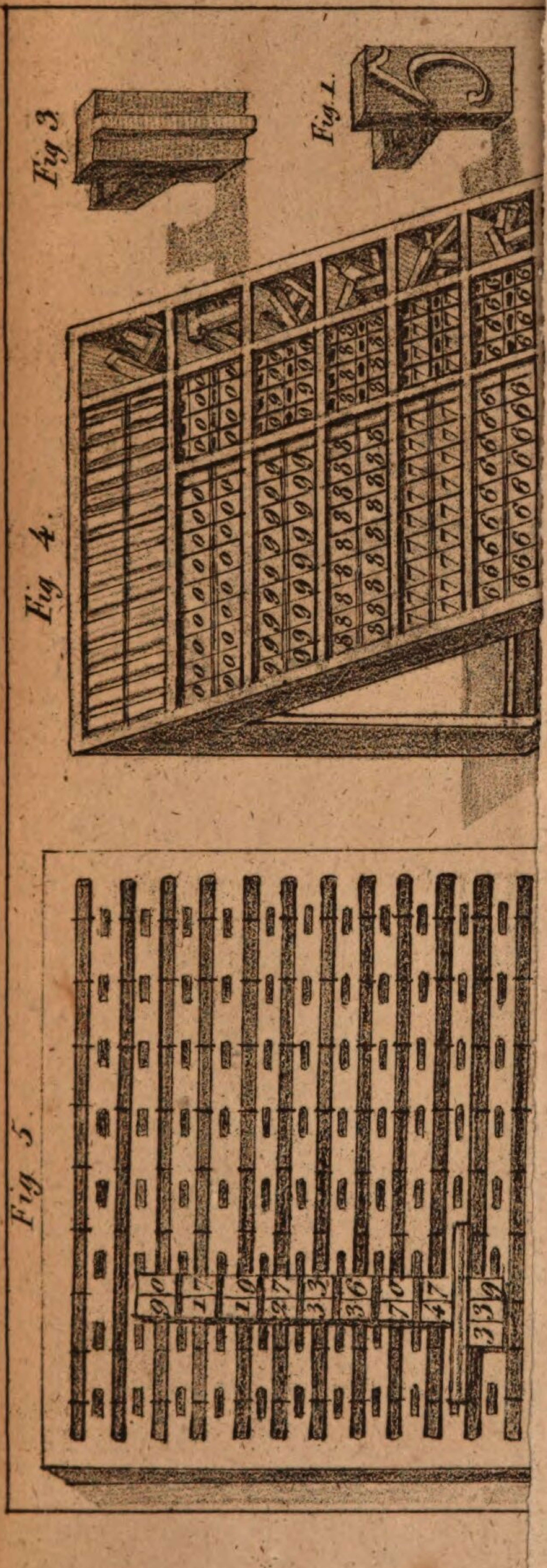
Fig. 2.



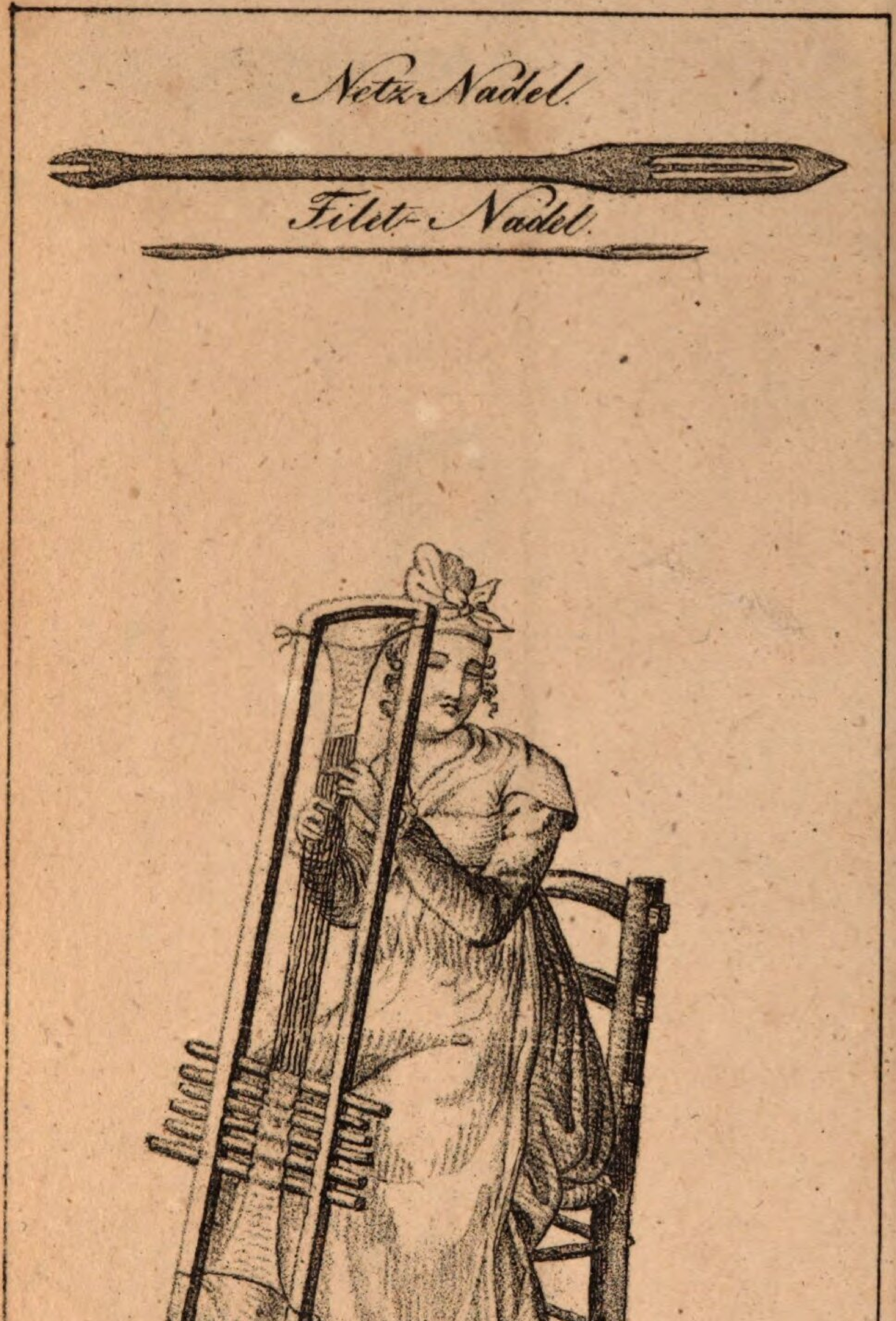
No. 5



No. 6.



No. 7.



No 8.

No. 8.

No. 9.

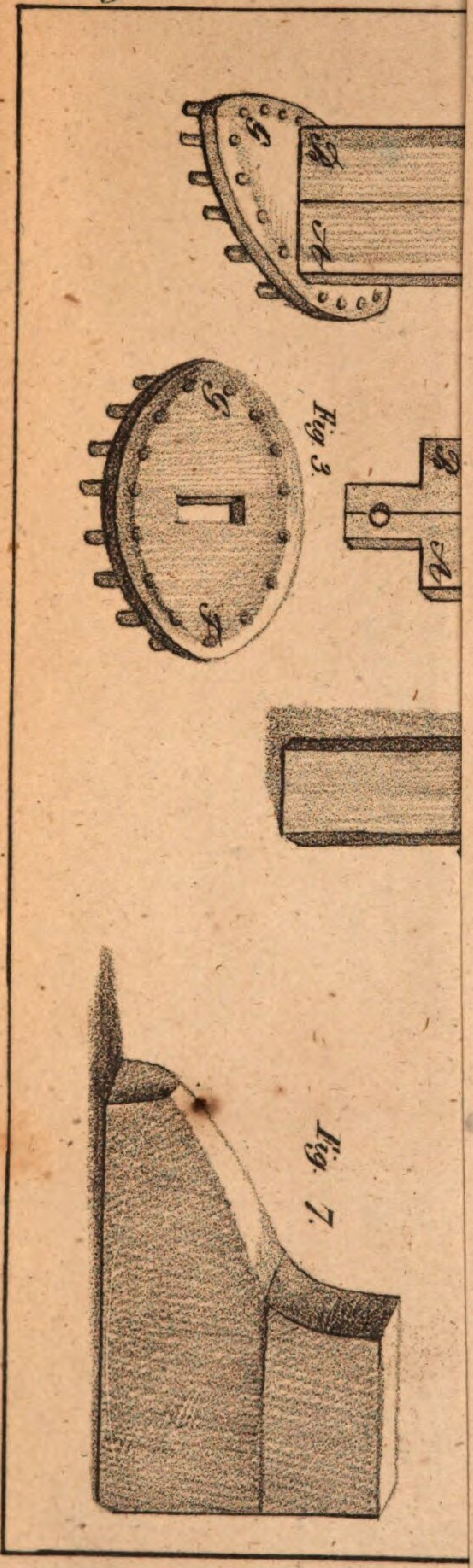


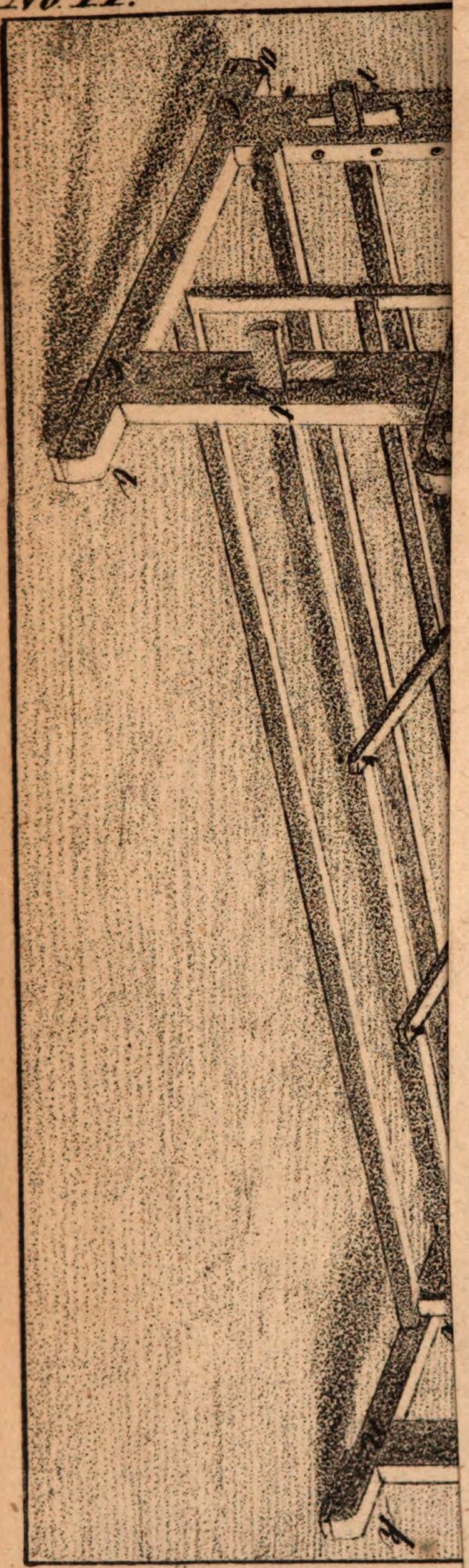
Fig. 3.

Fig. 7.

No. 10.

Fig 4

No. 11.



No. 12.

No. 13.

Carreau	Pique
Roi	Roi
Dame	Dame
Valet	Valet
As	As
10	10
9	9
8	8
7	7

XX
V. 89

H. HEIN
Buchbind
Rottenbur

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guillié, Sébastien,

Versuch über den Unterricht der Blinden

Breslau 1820

Paed.th. 1772
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762930-0